Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit

6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, das verehrliche Lesepublikum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt

9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . . — fl. 3 kr.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,

Fürstenfeldergasse Nr. 8. München.

Das

Handelshaus Wilford

oder

Die Falschen und die Echten.

Von

Adolf Schirmer.

Zweiter Theil.

Berlin, 1861.

Verlag von Otto Janke.

Das Handelshaus Wilford

oder

Die Falschen und die Echten.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Die Heimkehr von der Soiree. — Sambos Weltschmerz. — Die Einladung zur Alsterregatta. — Sambo hat seinen Unglückstag. — Emma.

Der Leser wird sich erinnern, daß nach dem Schluß der Soiree, welche Wilford auf seinem Landsitz veranstaltet hatte, die Grafen Stolzendorf sich mit Wilhelm Haffner im Tilbury des Millionairs entfernten.

Wilhelm saß neben dem Kutscher, die beiden Grafen nahmen den zweiten Platz des Wagens ein.

Ein kleines einspänniges, offenes Fuhrwerk zu zwei Personen folgte dem Tilbury, und hatte außer Theodors Koffer, der, wie wir wissen, behufs der Metamorphose des jungen Grafen am Nachmittage vom Hotel zum Landhause war befördert worden, noch den fetten Sambo zu tragen, welcher kutschirte.

Sambo hatte sich bereits einigermaßen von seinem traurigen Abenteuer erholt, aber die demüthigende Erinnerung an dasselbe vermochte er nicht zu überwinden. Sein Stolz war gebrochen, er sagte sich, daß er in

Hamburg an diesem Nachmittage jedenfalls nicht allein das Erste= sondern auch das Letztemal geritten sei, daß er dadurch in die Nothwendigkeit versetzt werde, seinem glänzenden, ihm überaus wohlgefällig in die Augen stechenden Reitanzuge für immer zu entsagen. Namentlich kränkte es ihn, daß die schönen gelben Stulpenstiefel nicht wieder an seinen krummen Negerbeinen glänzen sollten. Sambo trug auch nicht mehr den rothen, silberbordirten Rock, sondern war ganz einfach in Grau gekleidet, und nur das weiße Halstuch, die noch blendend weißeren Zähne und das Weiße in seinen Augen, das rings um die großen schwarzen Pupillen sichtbar, waren das Einzige, was noch an ihm schimmerte. Diese Augen hatten einen gar melancholischen Ausdruck, der nicht allein den gedrückten Seelenzustand des dicken Sambo trefflich wiedergab, sondern auch dem plattnasigen Gesicht mit der ungeheueren, tief herabhängenden Unterlippe einen äußerst komischen Charakter verlieh. Sambo hatte in grotesker Weise etwas von Bendemanns „Trauernden Juden" an sich, er war in sich zusammengesunken, er sann dem Verfall seiner Größe nach. Dabei hatte er in seinem tiefsinnigen Brüten wohl kaum eine Ahnung davon, daß er kutschire. Ein Glück war es für ihn, daß das Tilbury vor seinem Doppelpony herrollte, und dieser instinktartig hinterdrein trabte, als sei er mit einer Halfter daran gebunden, sonst würde unser Sambo muthmaßlich einem andern Unfall entgegenkutschirt sein, den diesmal nicht seine Eitelkeit, sondern der Gedanke an die trübseligen Folgen desselben hervorgerufen hätte.

Der alte Graf war bei guter Laune. Er hatte sich

vortrefflich unterhalten und, nach seiner Ansicht, bei den jungen Damen einen sehr guten Effect erzielt.

Er hatte nicht allein Ursache gehabt, mit der Haltung seines Sohnes recht zufrieden zu sein, sondern auch bemerkt, daß dieser einen angenehmen Eindruck auf das junge Mädchen hervorbrachte. Theodor schien sich für die Tochter Wilfords so zu interessiren, wie diese für ihn, der alte Dandy zweifelte daher kaum mehr an ein Zustandekommen dieser Verbindung, welche für die finanzielle Wohlfahrt des gräflichen Hauses von so außerordentlicher Wichtigkeit war.

Der alte Stutzer wäre freilich lieber mit seinem Sohne allein nach Hause gefahren, statt in der Gesellschaft des Commis, denn er hätte gern sogleich einen Ideenaustausch mit Theodorn gepflogen und seine Meinung über die kleine creolische Schönheit eingeholt, auch seinen Sohn womöglich gleich nach dem ersten Eindruck, welchen Cecily augenscheinlich auf den jungen Mann gemacht hatte, zu einem definitiven Entschluß gedrängt, doch er nahm schließlich die Dinge wie sie kamen. Er fühlte sich vorläufig beruhigt, und da überdies der junge Commis ein Liebling Wilfords zu sein schien, so zeigte sich der Graf gegen Wilhelm freundlich und herablassend. Er ließ aber natürlich diese Freundlichkeit nicht die Grenze vornehm gemessener Artigkeit überschreiten, denn er war eine zu aristokratische Natur, um sich irgend etwas zu vergeben.

Graf Theodor hingegen trug nicht das geringste Bedenken, sich warm und lebhaft an den jungen Comptoiristen anzuschließen, der ihm zusagte. Er ermunterte ihn

während der Fahrt zu einem anregenden Gespräche und zwang ihn gewissermaßen, seinem düsteren Ideengange momentan zu entsagen.

Theodor, dem die gedrückte Stimmung Wilhelms nicht entgangen war, hatte in der That bis zu einem bestimmten Grade eine Ahnung von dem, was in dem jungen Manne vorging. Cecily urtheilte nicht unrichtig, als sie dem Geliebten vor der Eremitage zuflüsterte, der junge Graf sei unstreitig ihrem Verhältniß auf der Spur. Der feine, weltmännische Blick Theodors hatte ihm wirklich verrathen, daß unter allen bei dem Feste Anwesenden Wilhelm allein es sein könne, der Cecily nicht gleichgültig sei. Mit dem Tact eines Mannes von Erziehung ließ er sich durch den Vater der jungen Dame in ein Gespräch verwickeln, das er, obwohl er es hätte jeden Augenblick abbrechen können, im Gegentheil eifrigst unterhielt, um dem Paare Gelegenheit zu geben, ungestört mit einander einige Worte wechseln zu können.

Er war fest davon überzeugt, daß sie einander wenigstens einen Augenblick lang heimlich gesprochen haben mußten, er errieth es aus der sieghaften Freudigkeit, welche nach dem Spaziergange durch den Park aus Cecilys Blicken strahlte, wie aus der verdoppelten Niedergeschlagenheit des jungen Comptoiristen, in dessen Lage er sich recht wohl zu versetzen wußte, wenngleich er natürlich nicht das eigentliche Motiv ahnen konnte, welches Wilhelms Gemüth verstörte, das Geheimniß, dessen Enthüllung selbst Cecily vorenthalten blieb.

Durch einen edlen Impuls angetrieben, bemühte Theodor sich jetzt, nun auch Wilhelm seine Denkungs-

weise ahnen zu lassen, und ihm dadurch zugleich die Beruhigung einzuflößen, daß sein Erscheinen nicht von jenen Gefahren begleitet sei, von welchen der junge Mann träumen mochte.

Wilhelm fühlte das aus der lebhaften, sich ungezwungen äußernden Theilnahme heraus, die Graf Theodor ihm zuwendete, und gerade sie berührte ihn um so schmerzlicher, denn er sah, daß er hätte hoffen dürfen, würde ihn nicht das unerbittliche Schicksal gezwungen haben, zu entsagen.

So wob sich ein geistiges Band gegenseitigen zarten Einverständnisses um diese drei Seelen, und nur die kurze Dauer ihrer Bekanntschaft sowohl, die ja erst bis zu wenigen Stunden hinaufreichte, als auch ihre Delicatesse hielten zwischen ihnen das Wort zurück, welches Cecily und Theodorn auf den Lippen schwebte, während Wilhelm selbst den Gedanken daran in die tiefste Nacht seines Herzens zu verbannen strebte.

Wilhelm mühte sich, in den leichten und doch herzlichen Ton Theodors einzustimmen, natürlich mit jener bescheidenen Zurückhaltung, welche seine Stellung erheischte, und ihm angeboren war. Es gelang ihm dieses nur zur Hälfte, dennoch war Graf Theodor, wie gesagt, delicat genug, ihn nicht fühlen zu lassen, daß er seine Verstimmung bemerke. Er plauderte hingegen von tausend Dingen. Stoff genug boten ihm die Soireen Wilfords, die Neuheit seines jetzigen Aufenthalts, die Eindrücke, welche er von dem Hamburger Treiben in den nächsten Tagen zu empfangen hoffte.

So gelangte man zum Jungfernstieg. Wilhelm

hätte näher zu seiner Wohnung gehabt, wenn er unterwegs in der Stadt ausgestiegen wäre, doch die Artigkeit gebot ihm, sich der Unterhaltung nicht zu entziehen, welche der junge Graf vorzugsweise mit ihm pflog.

Als sie an dem mondbeglänzten Bassin, auf dem nur noch wenige Boote sich schaukelten, vorüber und dem Hotel de l'Europe entgegenfuhren, rief Graf Theodor:

„Wie schade, daß wir nicht eine Stunde früher hier sein konnten, wir würden dann sicher noch einen unvergleichlichen Anblick zu all dem Angenehmen gefügt haben, das uns dieser Abend brachte. Durch zahllose Boote und Menschen belebt, denke ich mir diese Alsterpartie in nächtlicher Stunde überraschend schön!"

„Du bist ein unzufriedener Mensch," entgegnete der alte Graf in einem etwas mißbilligenden Ton, „warst Du nicht heute Schoßkind des Glückes genug? Ich sollte denken, Du fandest bei Wilfords so angenehme Zerstreuung, daß Du jetzt mit mir wünschen müßtest, sie möge noch einige Stunden länger gedauert haben, statt Dich hierher zu sehnen nach alltäglichen Dingen, die wir noch alle Tage haben werden!"

Der alte Dandy hatte die Worte „angenehme Zerstreuung" scharf betont. Theodor lächelte und schwieg, während Wilhelm beklommen das Bassin entlang blickte.

„Die Alster gewährt auch am Tage bisweilen einen schönen, festlichen Anblick," sagte er, „namentlich die Außenalster zur Zeit der Wettfahrten. Eine solche Regatta findet in diesen Tagen statt. Ich mache die Herren darauf aufmerksam, damit sie nicht versäumen, sich

dieselbe anzuschauen. An diesen Fahrten betheiligen sich viele junge Leute aus den ersten Hamburger Familien. Die Regatta ist zu einem Volksfest geworden, das Jung und Alt, Reich und Arm ins Freie lockt. Wenn ich nicht irre, so findet es in drei Tagen statt."

„Gewiß müssen wir die Regatta sehen," entgegnete Theodor lebhaft, „und, nicht wahr, Herr Haffner, Sie werden die Gefälligkeit haben, an jenem Tage unser Führer zu sein? Wir nehmen ein Boot — Sie segeln doch, oder rudern wenigstens?"

„O ja, aber —"

„Gut. So fahren wir hinaus. Ich bin in den nautischen Handgriffen von einem längeren Aufenthalt an der Ostsee her nicht ganz unbewandert, mein Vater kann sich uns ruhig anvertrauen —"

„Wie?" fuhr der Graf heraus, „Du glaubst doch nicht etwa gar, ich werde mich zu Deiner Unterhaltung auf dem langweiligen Wasser herumschieben lassen, und der Gefahr mich aussetzen, bis auf die Haut durchnäßt zu werden, wie Du heute? Ich danke dafür, mein Leben Deiner Seglerweisheit preiszugeben. Ich habe keinen Geschmack für derlei Dinge, dergleichen sieht sich immer besser vom Ufer an."

„So machen wir die Fahrt allein, nicht wahr, Herr Haffner?"

„Ich bitte um Vergebung," entgegnete Wilhelm verlegen, „die Regatta findet in den Nachmittagsstunden statt, und — ich dürfte beschäftigt sein —

„An solchen Tagen wird es Ihnen leicht werden, sich dispensiren zu lassen."

„Herr Wilford dürfte Sie auffordern, die Regatta mit ihm in Augenschein zu nehmen —“

„Ja, ja!“ fiel der alte Graf ein. „Wilford und Fräulein Cecily, jedenfalls hat unser freundliche Wirth schon daran gedacht, und ladet obendrein noch einige Gäste dazu. Und wenn Fräulein Cecily —“

„So sind Sie denn jedenfalls von der Partie,“ unterbrach Theodor seinen Vater, sich an Wilhelm wendend, „keine Einrede, mein Freund, ich werde schon dafür sorgen, daß Ihr Chef auch an Sie eine Einladung ergehen lasse! Auf alle Fälle erwarte ich Sie in unserem Hotel, Sie dürfen mir nicht ausweichen, ich nehme ein lebhaftes Interesse an Ihnen, unsere Bekanntschaft ist erst von kurzer Dauer, aber ich hoffe, wir werden Beide suchen, sie recht weit hinauszuspinnen!“

Graf Theodor sagte dies mit Wärme, indem er zugleich die Hand Wilhelms drückte.

Dieser wollte Etwas erwidern, doch in demselben Augenblick hielt der Wagen vor dem Hotel an und Theodor sprang behende auf das Pflaster.

Unmittelbar darauf ward der Tilbury durch einen heftigen Stoß erschüttert und ertönte ein furchtbarer Schrei.

Dieser Schrei kam aus Sambos Munde.

Der unglückliche Neger hatte sich so lange und so gründlich seiner stillen Melancholie hingegeben, bis ihm schließlich darüber die Augen zugefallen waren. Während dieses Schlummers hatte seine schwammige Körpermasse nach allen Richtungen hin auf dem Sitze balancirt, aber stets instinktartig das Gleichgewicht erhalten. Die Zügel

waren der fetten Hand des Negers nicht entfallen, wohl aber hätte der Doppelpony längst seinen freien Willen gehabt sich zu wenden, wohin es ihm beliebte, ohne daß sein Lenker in der Lage gewesen wäre, dagegen Einspruch zu erheben. Das gute Thier aber war dem Tilbury stets schnurstracks gefolgt, auf der Chaussee, durch das Thor, so wie durch sämmtliche Straßen, und mit der Schnautze unermüdlich nicht weiter als eine Pferdekopflänge von der Rückseite des Tilbury entfernt geblieben.

Als dieser aber plötzlich hielt, prallte der Pony mit dem Kopfe dagegen, Pferd und Fuhrwerk erhielten einen Stoß, sie wurden dadurch um mehrere Schritte zurückgeschleudert, und Sambo, der arme Sambo, der sich wiederum auf einem Schimmel sah, die Füße in Stulpenstiefeln steckend, die fast bis zu den Schultern hinaufreichten, glücklich dahintrabend, vom Volke angestaunt, das ihn nicht höhnisch umringte, sondern respectvoll zur Seite wich und ihn augenscheinlich für einen schwarzen Prinzen, ja wohl gar für den Kaiser Soulouque ansah — Sambo also verlor das so lange unbewußt künstlerisch bewahrte Gleichgewicht, stürzte vorüber, nnd schlug mit dem dicken Negerschädel an das Fußbrett des kleinen Wagens, daß es dröhnte.

Sein durchdringender Schrei brachte Alles in Allarm, die Herren, welche im Tilbury fuhren, den Portier des Hotels, einige verspätete Spaziergänger, sogar die dem Hotel zunächst stationirten Nachtwächter.

Man umringte das Fuhrwerk Sambos, und stellte diesen, der zur Hälfte schlaftrunken, zur andern Hälfte durch den Stoß betäubt war, auf die Füße.

Ein anderer als ein Negerschädel würde durch den Stoß gespalten sein, Sambos Stirn trug nichts als eine dicke Beule davon, die dem Kopfe den Anschein gab, als habe er eine dritte Wange erhalten.

Des Negers erster Griff, als er sich einigermaßen ermunterte, war nicht etwa nach der Stirn, sondern nach den Waden. Mit einem Seufzer zog er die Hand wieder in die Höhe, — er hatte keine Stulpen gefühlt, er hatte geträumt. Was war der Schmerz an der Stirn gegen den Schmerz in seiner Brust!

Dieses kleine Ereigniß hatte übrigens zur Folge, daß Wilhelm keine Zeit mehr gewann, beim Grafen Theodor neue Entschuldigungsgründe und Ausflüchte vorzubringen, um dem Theilnehmen an der beabsichtigten Wasserfahrt zu entgehen. Er empfahl sich, und ward von dem alten Cavalier mit Artigkeit, von dem jungen mit einem vertraulichen Händedruck entlassen.

Die beiden Grafen begaben sich auf ihre Zimmer im ersten Stock, nachdem sie zuvor Trinkgelder an den Kutscher und Sambo verabreicht, und namentlich den Letzteren dadurch für seine Schmerzen hinreichend entschädigt hatten. Der Kammerdiener des alten Grafen und die Leute des Hotels nahmen den Koffer in Empfang, die Thür schloß sich hinter ihnen. Sambo aber war nun nicht mehr zu bewegen, sich in den kleinen Wagen zu setzen, er hatte vor dem Reiten sowohl wie vor dem Fahren den lebhaftesten Respect, stieg daher zum Kutscher in den Phaeton, und es geschah nun in der That mit dem Pony, was früher nur geschienen hatte, er wurde hinten angebunden, ließ sich ziehen und zog zugleich, und so

rollte denn die kleine Caravane, nach einigen Abstechern, die zu Wirthshäusern unternommen wurden, wieder der Besitzung Wilfords zu.

Als die beiden Grafen die Treppe des Hotels hinangestiegen waren, hatte der alte Dandy nur zu seinem Sohn gesagt:

„Wie kann man doch so viele Aufmerksamkeit an einen jungen Menschen verschwenden, der an sich höchst unbedeutend ist, und nicht einmal eine Rolle in den Kreisen spielt, in denen wir uns vor der Hand zu bewegen haben?"

„Mein Vater," hatte Theodor sehr artig geantwortet, „wenn ich nicht irre, so gaben Sie mir nur Vorschriften, wie ich mich gegen eine Hamburger Erbin zu benehmen habe, ließen mir dagegen freie Hand, über meine Privatneigungen nach Willkühr zu verfügen."

„Du bist ein sonderbarer Mensch, aber — aber ich bin vorläufig mit Dir zufrieden!" hatte dann wiederum der alte Herr entgegnet, und da er mochte gesehen haben, daß sein Sohn nicht sonderlich aufgelegt sei, in so später Stunde ein Gespräch zu führen, jede weitere Erörterung unterlassen.

Die Herren hatten sich dann in ihre Zimmer verfügt.

Wilhelm aber ging seiner Wohnung zu.

Je weiter er schritt, desto stürmischer ward sein Inneres bewegt. In später Stunde durch die vereinsamten Straßen wandelnd, machte sein Herz noch einmal den ganzen Kampf durch, welcher in ihm schon im Laufe der Nachmittagsstunden getobt hatte. Cecilys energischer Entschluß erfüllte ihn anfangs mit Unruhe und endlich,

je mehr er darüber nachdachte, mit Verzweiflung. Wie sollte er einer solchen Energie gegenüber die innere Ruhe aufrecht erhalten, der er so nothwendig zur Erfüllung seiner herben Pflicht des Entsagens bedurfte? Indem er dieses dachte, war die mühsam errungene Sicherheit schon von ihm gewichen, wenngleich er sich sagte, daß er in seinem Entschluß nicht wanken dürfe.

„Was bleibt mir anderes übrig als schleunige Flucht!“ sagte er sich schließlich — „Ich muß fort von hier, und hin, wo Cecily mich nicht zu finden weiß! Wenn ich sie vor mir sähe, stets vor mir, wohin ich mich auch wendete, wie sie mir's verheißen hat, würde ich nicht endlich vergehen oder — was schlimmer wäre, dem Gelübde untreu werden, das ich der Mutter, das ich mir selber ablegte? Es ist beschlossen, ich muß fort! Aber nicht wie ein Dieb will ich das Haus verlassen, in dem ich mit Lust und Liebe gearbeitet, dessen Interessen auch zu den meinigen wurden, in dem man mich geschätzt und bevorzugt hat. O mit Schmerzen werde ich mich von dem Wirkungskreise trennen, der mir an's Herz gewachsen ist, mit Schmerzen von einem Vorgesetzten, der mit fast väterlicher Fürsorge bei jeder Gelegenheit auf mein Wohl bedacht war, der jetzt noch mir ein Vertrauen schenkt, das ich — so wenig verdiene! Ich bin es meiner Ehre schuldig und der Ehre meiner Mutter, bin es ihr schuldig, die mich vergessen muß — ja muß! Sei es denn, was ich für Recht erkannt, für nothwendig, darf ich nicht zögern zu vollbringen! Morgen spreche ich mit Wilford!“

Von dem Bewußtsein erfüllt, daß er der Nothwen-

digkeit rasch und entschlossen sich fügen müsse, rang sich seine Seele auch aus diesem innern Kampfe siegreich empor.

Ruhiger, eine tiefe grenzenlose Wehmuth im Herzen, wie sie Derjenige empfindet, der vom Grabe eines heißgeliebten Wesens zurückkehrt, trat er an die Thür seines Hauses.

Er blickte hinauf zu den Fenstern seiner Mutter. Dort brannte kein Licht mehr, sie mußte schlafen, die gute alte, schwergeprüfte Frau.

Vielleicht auch wachte sie, und weinte im Stillen in die Kopfkissen ihres Bettes hinein um das Seelenleid ihres Sohnes.

Und der stand draußen mit wundem Herzen, auch seine Augen füllten sich mit Thränen, und er murmelte:

„Werde ich Dich nicht auch verlassen müssen, Du arme Mutter! Darfst Du Zeugin meines Grames sein? Ich werde nimmer lächeln können, und doch bedarfst Du dieses Lächelns, Dein morsches Leben daran zu fristen! Du wirst mir vielleicht glauben, wenn ich Dir schreibe: Wilhelm ist glücklich, Wilhelm hat sich getröstet und die Ruhe gefunden! Aber Du glaubst es mir sicher nicht, wenn ich's Dir sage und mein Gesicht mich Lügen straft! So muß ich scheiden, von Allem scheiden, was mir theuer ist! Und auf wie lange lasse ich Dich zurück, Du arme alte Frau, auf wie lange? O ich weiß es, Du wirst es ja nicht lange überleben können, daß der Wilhelm geht!“

Sein thränenfeuchter Blick glitt von den Fenstern der Mutter nieder. Er fiel auf die matt erhellten Vorhänge des Erdgeschosses.

„Dahinter ruht auch eine ganze kleine Welt!" sagte er leise vor sich hin. „Und da ist auch Eine, die dieser Welt Alles ist! Sie aber ist glücklich, sie braucht nicht fortzuziehen, sie bringt nicht denen Kummer und Tod, die an ihr hängen, sie weiß nicht, was es heißt, zu lieben, zu entsagen!"

Ein Seufzer glitt über Wilhelms Lippen, als er die wenigen verwitterten Stufen zu dem kleinen Häuschen hinanstieg und leise, kaum hörbar, die Klingel anzog.

Emma öffnete ihm. Alles im ganzen Hause schien im tiefsten Schlummer zu liegen; kein Laut war vernehmbar. Eine Laterne brannte im Hausflur.

Wilhelm grüßte leise. Sein Blick begegnete den Augen des jungen Mädchens. Diese schienen ihm geröthet.

„Haben Sie geweint, Emma?" fragte er in wehmüthigem und ernstem Tone.

Das junge Mädchen erröthete lebhaft. Sie senkte den Blick vor dem forschenden Wilhelms einen Augenblick lang zu Boden. Dann aber schaute sie zu dem Frager empor und lächelte.

Wie schwer ward ihr dieses Lächeln, aber es war doch da. Sie hätte um die ganze Welt nicht verrathen mögen, was in ihr vorging. Es war eine verzeihliche Lüge, dieses Lächeln.

„Was glauben Sie nur!" entgegnete sie mit einiger Hast. „Wie käme ich zu Thränen? Wer sollte mir Kummer verursacht haben?"

„Das denke auch ich, und darum —"

„Ich arbeitete bis jetzt und bei einer trüben Lampe,

da mögen meine Augen sich geröthet haben! Was ist es denn weiter? Am Morgen wird man nichts mehr davon sehen!“ entgegnete Emma in einem leichten Ton.

Wilhelm gewahrte nicht, daß dennoch ihre Lippen bebten.

Das Mädchen aber hatte auf den ersten Blick die trübe Stimmung des jungen Mannes erkannt.

„Doch Sie, Herr Haffner,“ fuhr sie herzlich fort, „sehen mir ernstlich bekümmert aus! Nicht wahr, ich hatte Recht, als ich Ihnen sagte, Sie taugen heute für keine Gesellschaft?“

„Sie hatten Recht, Emma,“ erwiderte Wilhelm traurig, „nicht heute, nicht morgen, niemals wieder tauge ich dafür!“

Emmas Herz empfand einen Stich, aber sie zwang sich von Neuem zu einem leisen Lachen.

„Wer soll Ihnen das glauben?“ sagte sie mit erkünstelter Munterkeit. „So denken Sie heute, weil Etwas Ihr Gemüth verstört. Sie werden morgen vielleicht schon, oder in einigen Tagen, anderen Sinnes sein!“

„Emma, Sie kennen wohl die kleinen Sorgen, doch nicht den tiefen, bitteren Ernst des Lebens! Es giebt Dinge, die, wenn sie einmal unser Herz belastet haben, nie wieder abzuschütteln sind, die weder in Tagen noch Jahren, weder durch Arbeit noch Zerstreuungen auch nur flüchtig vergessen werden können!“

„Das ist jetzt Ihre Ueberzeugung, weil man Sie vielleicht gekränkt oder betrogen hat,“ entgegnete Emma lebhaft und treuherzig, „weil der Kummer noch neu ist, der auf Ihrer Seele lastet, wie Sie sagen! Lassen Sie

Wochen, lassen Sie ein langes Jahr vergehen, und Ihr Gemüth wird mit diesem Kummer vertraut geworden sein, Sie werden ihn leichter tragen und endlich nur noch als einen bösen Traum betrachten! Sie sind jung, Sie haben noch Ansprüche an das Leben zu machen, und ein Mann, der Kraft und Muth in sich fühlt, darf diesen Ansprüchen nicht so leicht entsagen, weil er um eine Hoffnung ärmer ward!"

„Wenn aber auf dieser Hoffnung sein ganzes Lebensglück beruhte?"

„Wer kann das von irgend Etwas voraussagen?"

„Sie haben Recht," erwiderte Wilhelm, düster vor sich hinschauend, „wir sind zu sehr die Sclaven unserer Gefühle, und diese führen nicht immer zu wahrem, ungetrübtem Glücke! Nun denn, ich gehe es zu suchen, dieses Glück," fuhr er bitter fort, „es muß weit, weit von mir wohnen, darum will ich auch fort von hier, ihm nach, womöglich in einigen Tagen schon!"

Eine tiefe Blässe überzog plötzlich Emmas Wangen, ihr Körper zitterte leise. Sie war zu sehr Naturkind, ihre Verstellung bis zum Aeußersten treiben zu können.

„Sie wollen uns verlassen?" stammelte sie.

„Nicht allein Ihr Haus, auch Hamburg!" entgegnete Wilhelm ruhig.

Sein Blick erhob sich bei diesen Worten zu dem jungen Mädchen. Mit Staunen gewahrte er ihre plötzliche Veränderung.

„Was ist Ihnen?" sagte er betroffen. „Ist Ihnen unwohl?"

„Sie haben mich erschreckt," entgegnete Emma nach

Fassung ringend und nun wieder hoch erröthend, „Sie wohnen jetzt seit mehreren Jahren neben uns, — in gutem Einvernehmen — und nun — nun sollen wir Sie so plötzlich verlieren — und Ihre liebe Mutter —!“

„Gutes Kind,“ murmelte Wilhelm vor sich hin, einen innigen Blick auf Emma werfend, die ihre äußere Ruhe wiedergewonnen hatte, „sie hat so viele Theilnahme für uns!“

Sein Auge war mit Blindheit geschlagen, denn sein Herz weilte anderswo. Er ahnte selbst in diesem Augenblick nicht die Liebe Emmas, die der unbefangene Beobachter leicht würde errathen haben.

Das ist das Leben! Wie oft blickt der Mensch in Sehnsucht vergehend zu den unerreichbaren Sternen empor und übersieht die duftige Blume, die zu seinen Füßen für ihn sprießt, ja, zertritt sie vielleicht!

„Die Mutter bleibt,“ sagte Wilhelm in freundlicher Wehmuth, „ich brauche es Ihnen nicht an's Herz zu legen, liebe Emma, daß Sie sich ihrer gütigst annehmen von Zeit zu Zeit, Sie sind ein guter Engel, der überall hilft und sorgt, wo er helfen kann! Ich lasse und sende meiner Mutter was sie braucht, nur hin und wieder eine kleine Sorgfalt, ein freundlicher Zuspruch, Emma, das ist Alles, warum ich Sie für meine Mutter bitte. Vielleicht auch wird,“ fuhr er mit gepreßter Stimme fort, „eine Andere kommen, und diese Sorgfalt mit Ihnen theilen —“

„O dessen bedarf es nicht, Herr Haffner,“ unterbrach ihn Emma lebhaft, indem ihr Busen höher wogte, „die alte Frau und ich, wir sind einander ja nicht fremd,

wer würde wohl in sie sich besser schicken und sich lieber dieser leichten Sorge unterziehen, als ich, die ich ihre kleinen Gewohnheiten kenne und von ihr gern gesehen bin, das weiß ich."

„Emma, Sie sind ein liebes, braves Geschöpf!" rief Wilhelm gerührt, ihr die Hand drückend, die sie bebend ihm entzog.

„Und muß es sein, daß Sie gehen?" fragte sie anscheinend ruhig, indeß ihr Herz hörbar schlug und ihr die Brust zu zersprengen drohte.

„Es muß sein!"

„Und wohin wollen Sie?"

„Noch weiß ich es selber nicht. Wohin —? — Das gilt mir im Grunde gleich, — nur fort von hier!"

„Und wann — wann kehren Sie zurück?" fragte Emma mit Zagen, gewaltsam ihre tödtliche Angst bekämpfend.

„Ich kann es nicht sagen," entgegnete Wilhelm ernst, „vielleicht niemals! Vielleicht bis — bis ich das Glück — die Ruhe — gefunden!"

„Er wird sie niemals finden — so wenig wie ich!" stöhnte es in Emmas Herzen.

„Gute Nacht, Emma! Und tausend Dank!" sagte Wilhelm leise.

Eine flammende Röthe überlief das Antlitz des jungen Mädchens.

„Einen Augenblick noch!" stammelte sie, und verschwand leise in das kleine Wohnzimmer, dessen Thür halb offen stehen geblieben war.

Erstaunt blickte Wilhelm dem Mädchen nach.

Da kehrte sie langsam und schüchtern zurück, in der Hand einen großen Strauß der herrlichsten Rosen. Ihr Angesicht glühte wie die Blumen, die sie trug.

„Herr Haffner,“ stammelte sie kaum hörbar, den Blick zu Boden gesenkt, „morgen ist Ihr Geburtstag. Ich habe nichts als meine Blumen, ich bringe sie Ihnen, damit ich nicht mit leeren Händen komme. Ich weiß nicht viele Worte zu machen, — Gott segne Sie, und — und führe Sie uns bald zurück!“

Hastig drückte sie dem überraschten Wilhelm den Strauß in die Hand, sie blickte ihn an, so rein, so kindlich, so warm und voll ungeheuchelter Theilnahme, in ihrem Auge flammte ein gewisses Etwas, ein Gemisch von Schmerz und Innigkeit, — da begann ihre Lippe zu zucken, es war, als ob ein leises Schluchzen aus ihrem Inneren sich wegringen wollte, sie wendete sich ab und verschwand von Neuem in das Zimmer, die Thür hinter sich zuziehend.

Wilhelm stand allein, den duftigen Strauß in der Hand, den Blick starr und nachdenklich auf die Thür gerichtet.

Mechanisch erhob er die Hand und sog den Duft der Blumen ein.

Er fühlte seine Wangen benetzt; auf einigen der Blätter standen Tropfen.

Hatte Emma die Blumen mit Wasser beträufelt, um sie frisch zu erhalten, oder hatte sie darauf geweint?

Er dachte nicht daran, er dachte an Cecilys Rose, die er in sein Taschenbuch gelegt hatte.

Dann schweiften seine Gedanken weiter.

„Ein wackeres Mädchen, diese Emma,“ sagte ihm die innere Stimme, „ein liebenswerthes Mädchen, das Den beglücken wird, der ihr Herz gewinnt! Was warfst Du nicht Dein Auge auf Diese da, die bescheiden im Stillen waltet, häuslich und brav, den Verhältnissen entsprechend, die Du beanspruchen darfst, in denen Du großgezogen warst, die allein Dich beglücken werden? Hättest Du früher diese reine Seele und ihren Werth erkannt, dieses rosig lächelnde, gewinnende Angesicht, diese treuen, unschuldsvollen, zum Herzen sprechenden Augen beachtet, welche Wucht von Schmerzen wäre Dir selber wie Anderen erspart worden! Du aber mußtest Dich vollends überheben, mußtest pflicht- und ehrvergessen zwischen Himmel und Erde schwanken, mußtest einen Augenblick der Seligkeit durchkosten, um in den düsteren Abgrund stummer Verzweiflung hinabzustürzen! Jetzt ist es geschehen! Jetzt trage Dein Geschick und klage Gott nicht an, Du hast es so gewollt!“

Wilhelm schwankte die kleine hölzerne Treppe zu seinem Zimmer hinan und begab sich zur Ruhe.

Zur Ruhe?

Er fand den Schlummer so wenig, wie in der Kammer neben ihm die alte Frau, wie unten im Erdgeschoß das arme schöne Kind, das im Geheimen liebte und litt.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Ferdinand Seeberg sucht sich zu entschädigen. — Ein Patrizierhaus aus alten Zeiten und seine jetzigen Bewohner.

An jenem Tage, als wir Ferdinand Seeberg an der Seite Cecilys durch die Vorstadt St. Pauli reiten sahen, drängten sich die Ereignisse, die wir in den vorangegangenen Kapiteln zu schildern versuchten, so rasch auf einander, daß wir uns gezwungen sahen, den jungen Mann eine Zeitlang aus den Augen zu verlieren. Kehren wir jetzt zu ihm zurück.

Jener Tag war keineswegs ein glücklicher für ihn gewesen.

Ferdinand war nicht im Geschäfte seines Vaters angestellt, er hatte daher am Nachmittage dort wegbleiben können, ohne daß er befürchten mußte, sein gestrenger Papa werde es augenblicklich erfahren und ihn dafür zur Rechenschaft ziehen. Seinem Chef gegenüber konnte er leicht für sein Ausbleiben irgend einen Vorwand ersinnen, und es wäre die Sache wohl weiter nicht zur Sprache gekommen. Er hatte gehofft in aller Stille mit der jungen Creolin ausreiten zu können, um mit ihr über seine Pläne für die nächste Zukunft zu rathschlagen, wie er es schon öfter gethan. Cecily vereitelte dadurch, daß sie Sambo mitnahm, wider ihren Willen Ferdinands Berechnungen, denn Sambo führte, wie wir wissen, eine Scene herbei, die Aufsehen machte, und einen Kampf zur Folge hatte, der nur durch das Einschreiten einer Abtheilung Hanseaten seinem Ende zugeführt wer-

den konnte. Die ganze Sache war nicht geeignet verschwiegen zu bleiben, und Ferdinand mußte somit gewärtig sein, daß der Vater erfahren werde, welchen Antheil sein Sohn an der Scene hatte, den er um jene Zeit ehrbar am Schreibpult wähnte.

Ferner hatte Ferdinand während der Catastrophe am Teiche, die ihn so plötzlich überraschte, eine Unentschlossenheit gezeigt, die seine wenig männliche Entschiedenheit im geltenden Augenblick scharf an's Licht treten ließ. Er war nicht allein durch den Grafen Theodor, sondern auch durch Cecily beschämt worden, und dies machte ihn nachträglich über sich selber ungehalten. Cecily hatte hinfort nur Spott für ihn gehabt und schließlich ihren Schützling fallen lassen, der sich nun allen den Verlegenheiten ausgesetzt sah, welchen ein unerwünschter Gast preisgegeben ist.

Er hatte daher einen schicklichen Moment benutzt sich zu entfernen, und war im Unmuth zur Stadt zurückgeritten.

Sein Pferd stand im Stalle eines Bereiters neben den übrigen Pferden seines Vaters, er wußte, daß dieser an jenem Tage nicht seinen gewohnten Spazierritt machen, sondern im Hause bleiben werde, von dieser Seite war also keine Entdeckung seiner heimlichen Excursion zu befürchten; nur die Scene in St. Pauli konnte, wie gesagt, dazu führen.

Nachdem Ferdinand seinen kleinen Hengst abgegeben hatte, überlegte er, was er beginnen solle. Noch in das Geschäft zu gehen, dazu war es zu spät, nach Hause zurückzukehren, dazu war es wiederum zu früh. Auch

bedurfte er der Erheiterung, denn er war übel gelaunt. Zwecklos schlenderte er daher eine Zeitlang durch die Straßen.

Bald jedoch erinnerte er sich, daß an jenem Abend sich ein kleiner Kreis von Künstlern — Maler, Musiker, Schauspieler — in dem Extrazimmer einer gewissen Restauration versammeln werde, und er begab sich dorthin. Rechnete er sich doch mehr schon zu den Jüngern der ars divina als zu den Comptoiristen, und war er, der flotte, stets durch die oft unüberlegte Freigebigkeit seines Vaters mit reichlichem Taschengeld versehene Dilettant, in jenem Kreise, in dem einige Flaschen mehr oder eine Bowle die allgemeine Heiterkeit zu erhöhen pflegte, eines fröhlichen Empfanges gewiß.

Sein Erscheinen ward denn auch freudig begrüßt, nach dem ersten Glase Rüdesheimer verschwand allmählig sein Unmuth, er lachte mit den Lustigen, ließ mit den Schönrednern des kleinen Clubs begeisterte Tiraden auf die Kunst los, und gab schließlich eine Bowle kalten Ananaspunsch unter der Bedingung zum Besten, daß die Gesellschaft ihm verstatte, sich um neun Uhr zu entfernen, da um halb zehn Uhr in dem Hause seines Vaters die „Börgerstied" sei, wo Jeder im Hause, auch er, der Kunstenthusiast, trotz seiner Begeisterung für schöne Sommernächte, in's Bett wandern müsse.

Lassen wir ihn im Kreise der munteren, leichten Künstler und eilen wir ihm voran zu der elterlichen Wohnung. Sie liegt in einer der Patrizierstraßen, welche vom schauerlichen Brande, der Hamburg im Jahre 1842 heimsuchte, verschont blieben, in der Catharinen-

straße, deren eine Rückseite an den großen, einen bedeutenden Theil Hamburgs durchschneidenden Canal stößt.

Es ist ein altes dreistöckiges Haus mit hohem Giebel, vor das wir hintreten. Einer eigentlichen scharf abgegrenzten Zeitepoche gehört seine Bauart nicht an, es ist unschön, schwerfällig, nichtssagend in seiner Construction, und mag vor langen Jahren wohl ein leidlich behäbiges und stattliches Aeußere gehabt haben. Jetzt aber ist es düster, der Zahn der Zeit hat es nicht verschont, seine Fensterscheiben sind modern, hell und glänzend, denn sie sahen kein Säculum, doch der ganze Bau mit seinem röthlich verblaßten und verwitterten Mauerwerk, an dem man wenig oder nichts renovirte, steht zwar fest und anscheinend unbezwinglich da, so massiv wie man ehemals zu bauen pflegte, aber in jener ernsten, verschlossenen Melancholie, die über Alles sich ausbreitet, was sich überlebt hat.

Einige steinerne Stufen, an deren Seite eine ebenfalls steinerne Bank sich hinzieht, führen zu der Hausthür.

Wir betreten das Gebäude und sehen uns in einem Hausflur, in Hamburg Diele genannt, der einer dunklen angeräucherten, langgestreckten Halle gleicht, in welcher mit Leichtigkeit ein zweispänniger Wagen umwenden könnte. Der Fußboden dieser Diele ist mit schwarzen und weißen Steinplatten getäfelt, die Decke gewölbt und mit Gypsverzierungen und Schnörkeln versehen, die schwerfällig niederhängen und schmutziggrau sind.

Gleich an dem Hauseingang ist ein kleiner altmodischer Verschlag mit Fenstern und Glasthür; er gleicht

einer Zelle, ein altes bebrilltes Mütterchen sitzt darin und strickt mühsam; die Alte ist im Dienst des Hauses ergraut nnd läßt sich nun als Cerberus, als Thürhüterin verwenden. Die mumienhafte Gestalt hockt dort den ganzen Tag fast und blickt nur fragend auf, wenn die Hausglocke ertönt und die schwere, mit altem Schnitzwerk bedeckte Eichenthür des Hauses knarrt.

Wir schreiten vorwärts an hohen schwarzbraunen Schränken vorüber, die ihr Entstehen einem verflossenen Jahrhundert zu verdanken haben. Sie füllen einen Theil der rechten Dielenwand aus.

Die verzierte Decke über uns ist niedrig, denn wir sind im Vorraum der Diele, so wie wir aber vorwärts gehen, erweitert sie sich, wie gesagt, kapellenartig, wir sehen vor uns im Hintergrunde links eine breite Treppe. die mit ihrer ersten Abstufung zu einer Thür führt, an der das Wort „Comptoir" nur mühsam im Halbdunkel zu lesen ist, dann steigt diese Treppe weiter, zur Linken sich windend, bis zu einer hölzernen Gallerie empor, die nur unter einem Theil des Dielengewölbes nach der Vorderseite des Hauses zu der Thür des Ueberbaues sich hinzieht, welcher den Vorraum der Diele deckt. Dieser Ueberbau gleicht einem Kirchenchor, seine Fenster, die klein, zahllos und altmodisch sind, gehen auf den hallenartigen Theil der Diele hinaus, und geben Cabinetten, die hinter den Straßenzimmern des ersten Stockes liegen, ein zweifelhaftes Licht. Von dort aus, wo wieder ein kleiner Vorraum ist, gelangt man erst zu der finsteren Treppe, welche zu den oberen Stockwerken emporsteigt.

Die große Diele selbst wird vom Hauseingang durch zwei, vom Hofe rechts durch ein einziges großes Fenster schwach erhellt, das aus vielen kleinen in Blei gefaßten Scheiben besteht, fast einem Kapellenfenster gleicht und hoch über der Hofthür neben der Decke des Gewölbes angebracht ist.

So altmodisch und eigenthümlich wie die Diele, so auch die Gemächer des alten Baues, sie erinnern, wenn auch nicht durch ihre Möbel, doch durch alles Uebrige an jene Zeiten, da noch der Hansabund in Flor stand, und die Rathsherren der freien und mächtigen Stadt den Dänen Gesetze vorschrieben. Die großen Gemächer sind hoch, düster, von den Decken schauen in Basrelief allerlei seltsame Figuren und Zierrathe nieder, hier und dort zeigen sich noch Spuren abgebleichter Vergoldung; die Tapeten sind meist einfach und verschossen. Alles hat einen ernsten Charakter, den das ziemlich moderne Meublement nicht zu mildern vermag.

Das Haus gehörte ehemals einer alten bedeutenden Patrizierfamilie, die nun ausgestorben ist. Zur Zeit, in der dieser Roman begonnen, war der Vater Ferdinands der Besitzer desselben. Der alte Seeberg war nicht in diesen ehrwürdigen Räumen geboren. Er stammte aus einer armen Familie, deren Name nicht in der Chronik Hamburgs zu finden ist.

Christian Dietrich Seeberg war der Sohn eines Arbeitsmannes. Ohne eine eigentliche Erziehung genossen zu haben, aber von der Natur mit Geist, Ordnungsliebe, Sprachtalenten, Gewandtheit und Regsamkeit begabt, schwang sich Christian durch unermüdlichen Fleiß zum

reichen Manne, ja, wie die Leute sagten, zum Millionair empor. Die Firma Christian Dietrich Seeberg und Compagnie gehörte zu jener Zeit, in welche dieses Kapitel fällt, zu den geachtesten der Hansestadt.

Der alte Seeberg war eine wunderliche, kreuzbrave Natur, eines jener Originale, welche mehr und mehr vom Erdboden verschwinden.

In bescheidenen Verhältnissen aufgewachsen, ein Kind aus dem Volke, hatte er für dieses und die Gewohnheiten desselben eine Vorliebe sich bewahrt, die sich bisweilen zu weit erstreckte und nicht immer mit der Stellung in Einklang zu bringen war, welche er behauptete. Seine Bildung eignete sich nicht, hier das richtige Maaß zu finden. Folgender kleine Zug diene als Beispiel dafür.

Er hatte einst in der Vorstadt auf einem ihm gehörigen Grunde ein kleines Haus bauen lassen. Sobald ein Gebäude gerichtet ist, das heißt unter Dach gebracht, ist es üblich, daß den Zimmergesellen und Maurern Wein und Butterbrod, öfter auch Geld verabreicht wird, die Arbeiter pflegen sich dann am Ort ihrer Thätigkeit einige lustige Stunden zu machen. Seeberg aber mußte es anders haben. Er ließ, trotz des Protestirens seiner Frau, schon vom frühen Morgen an in seinem Hause kochen und braten, als gelte es, die Elite der Hamburger Börsenwelt zu bewirthen, ging dann zum Bau, holte sämmtliche Arbeiter zu sich in die Wohnung und führte sie in seinen Saal, in dem eine prächtige Tafel auf's Beste servirt war. Um diese Tafel mußten sich die Leute in ihrem Arbeitsanzuge setzen und Delicatessen schmausen, von denen ihr Gaumen vordem keine Ahnung gehabt hatte

Die Leute selber fühlten sich keineswegs behaglich, sie empfanden, daß sie nicht an ihrem Platze seien, das hinderte aber den alten Seeberg nicht, vom Einen zum Andern zu gehen, sie zur Fröhlichkeit aufmunternd, bis denn seine derben Worte und der Champagner ihre Wirkung thaten, und das alte Gebäude vom Gejohle der Leute erdröhnte. Seeberg wollte sich zu Tode lachen, seine Frau brummte im Stillen, denn an eine offene Opposition war bei dem alten heftigen Herrn niemals zu denken. Das Ende vom Liede war, daß einige herrliche Crystallgläser und theure Porzellangefäße zerschlagen, die Treppen, der Fußboden des Salons, die kostbaren Teppiche durch die kothigen Stiefel der Arbeiter beschmutzt wurden, und das ganze Haus unnöthiger Weise in Allarm gesetzt ward.

Der alte Seeberg fühlte sich überhaupt eigentlich erst in seinem Elemente, wenn er mit Leuten niederen Standes verkehren konnte, denn da durfte er seiner derben, humoristischen Natur die Zügel schießen lassen.

Er liebte es, zu poltern und recht grob zu sein, dabei aber schaute ihm die Gutmüthigkeit aus den Augen. Sein zehntes Wort war ein gewisser Hamburger Kernfluch, den wir hier nicht näher zu bezeichnen wagen. Er sprach bald hoch-, bald plattdeutsch, wie es gerade kam, wußte nicht, was es heiße, sich zu geniren, und machte mit Niemandem viele Umstände. Feinen Leuten gegenüber konnte er sich recht wohl benehmen, doch war gegen sie seine Artigkeit meistens etwas „patziger" Natur. Er verstand es sogar, trotz seiner Derbheit, sich mit einer Art Gewähltheit auszudrücken, aber dieser Ton schien im-

mer, wenn er sich genöthigt sah, ihn ausnahmsweise anzuschlagen, ihm die Kehle zuzuschnüren, so gut wie der Frack ihn beengte, wie er alles Geschniegelte überhaupt sowohl an sich wie an Anderen nicht leiden konnte. Mit Ferdinand, der etwas von einem Stutzer an sich hatte, gab es daher dieserhalb bisweilen einige Kämpfe.

Hoch geachtet in der Kaufmannswelt, verkehrten die Gebildeten recht gern in Handelssachen mit ihm, da er ein gerechter, tüchtiger Geschäftsmann war; in geselliger Beziehung wußten jene gebildeten Kreise nichts von ihm, denn er zog sich ja von ihnen consequent zurück, wenngleich man ihm hin und wieder doch noch Einladungen sandte.

Der geringe Mann ließ sich Alles von ihm gefallen, denn man wußte allgemein, daß er mit vollen Händen Denen gab, die er kurz zuvor heruntergehunzt hatte.

Von seinem vortrefflichen Herzen kannte man viele edle Züge. Er hatte es aber nicht gern, daß man über die Wohlthaten, welche er erzeigte, viele Worte machte. Einem Mann, der, in unverschuldetes Elend gerathen, von ihm eine Summe Geldes erhalten, und, als er nun sich emporgearbeitet, die Summe zurückbrachte, zerriß er seinen Schuldschein vor der Nase und ließ den ehrlichen Zahler obendrein sammt seinem vollen Geldbeutel zur Thür hinauswerfen; jedenfalls die kürzeste Art, jeglichem Dank zu entgehen.

Der alte Seeberg war in der That ein seltsamer Mann. Bald zeigte er sich verschwenderisch, bald knikkerte er in wahrhaft übertriebener Weise, doch niemals in Geschäften. So oft seine Frau Hausstandsgeld be-

gehrte, brummte er erstaunt: „Schon wieder?“ und gab ganze Düten mit Speciesthalern hin, ohne sie zu zählen. Ein gleiches war es mit dem Taschengeld Ferdinands. Dabei versäumte er aber niemals, hinzuzufügen: „Ihr treibt's zu toll, Ihr werdet noch einmal vier Treppen hoch wohnen müssen und Pellkartoffeln und Häringe essen!“

Der alte Herr hatte einige kostspielige Neigungen. Er liebte es, jeden Abend einige Männer um sich zu sehen, mit denen er sich bei einem Glase Wein die Zeit vertreiben konnte. Da er nicht für eine besonders gebildete Unterhaltung war, und nur Leute um sich sehen mochte, die sich seine oft sehr derben Bemerkungen gefallen ließen, die er mit einem Wort, wenn es ihm behagte, anschnauzen konnte, ohne daß sie es übel nahmen, so war dieser kleine Kreis nicht eben sehr gewählt. Er bestand aus einem alten weißköpfigen Doctor, von dem man nicht mit Bestimmtheit sagen konnte, ob er mehr lüge oder trinke, ferner einem talentvollen, noch ärger dem Trunk ergebenen Juristen, der schon zu Zeiten einen Anflug vom delirium tremens hatte, dann einem lungensüchtigen Buchhalter, dessen Magen jedenfalls um das Hundertfache größer sein mußte, als der Ueberrest seiner Lunge, wie das Weinquantum bewies, das er allabendlich hinuntergoß. Diese Herren, arme Schlucker, die sich mit Vergnügen für einige Flaschen Wein Grobheiten sagen ließen, mußten dem alten Herrn, der selber wenig trank, und dabei gemüthlich im Schlafrock auf dem Sopha zu liegen pflegte, des Abends einige Stunden durch ihre Aufschneidereien und Späße die Zeit vertreiben.

Er verachtete diese Schwätzer insgesammt, aber sie belustigten ihn, und er kehrte sich nicht daran, daß dabei jeden Abend ein Dutzend Flaschen daraufging.

Zu dieser Abendgesellschaft gehörte übrigens noch eine andere Person, die aber völlig im Hause installirt war. Und diese Person bringt uns auf eine Neigung des alten Herrn, die für ihn kostspieliger ward, als die soeben erwähnte. Seeberg war ein Liebhaber von Pferden, nicht gerade ein sonderlicher Freund von Thieren einer edlen Race, sondern von gedrungenen Holsteinern und grobknochigen Mecklenburgern. Der ausgezeichnete Kaufmann und scharfsinnige alte Herr besaß nicht das, was man einen „Pferdeverstand" zu nennen pflegt, hatte aber dennoch die Leidenschaft, stets Pferde zu erhandeln oder auszutauschen. Diese Leidenschaft wußten denn auch Einige zur Genüge auszubeuten, indem sie den alten Herrn beständig zu Ankäufen und Tauschen verleiteten. So ward er denn die Zielscheibe der Roßkämme und Pferdejuden, und hatte denn auch fast immer vier bis fünf meist unzugerittene Reitpferde im Stall; für diese hielt er sich eine eigene Person, welche die Aufgabe hatte, den übermäßig bezahlten Gäulen einige Dressur beizubringen. Und diese Person war eben der Herr, welcher die Zahl der armen Schlucker und Schmarotzer, von denen wir soeben geredet, vervollständigte.

Tipps war ein alter Junggeselle, ein verdorbener Commis aus dem Hannöverschen, der, nachdem er ein kleines Erbtheil angetreten, vor Jahren schon nach Hamburg gekommen war und sich, der Himmel weiß auf welche Art, an Seeberg gedrängt und sich ihm so zu

sagen zum unentbehrlichen Gesellschafter gemacht hatte. Es mußte eigentlich Wunder nehmen, daß der alte Herr, der, selber wacker und tüchtig, nur tüchtige, grade und schlichte Menschen liebte, an einem Manne wie Tipps Gefallen hatte finden können. Das Räthel ließ sich ebenfalls dahin lösen, daß Seeberg ihn für seine Pferde gut gebrauchen konnte und auch zu seinem täglichen Spazierritt einen Begleiter nöthig hatte, denn der bejahrte Herr war eben kein muthiger Reiter, und ritt überhaupt nicht gern allein. Tipps aber verstand sich auf das Reiten und das Dressiren der Pferde, die einzige Beschäftigung, zu der er nie zu faul gewesen war.

Dieser alte, zähe Junggeselle hatte sich nur aus Eigennutz und Sparsamkeit eingenistet. Er bewohnte ein Zimmer unter dem Dach, hatte einen Platz an der Tafel, nahm an allen Vergnügungen Theil, alles natürlich unentgeltlich, er hatte freie Wäsche, rauchte den Taback und die Cigarren Seebergs, mit einem Wort, er brauchte das ganze Jahr hindurch keinen Schilling auszugeben. Dagegen ritt er, wie gesagt, die Pferde zu und machte überdies den Spaßmacher des Hauses und das Factotum der Familie.

Ungeachtet er schon durch viele Jahre im Hause war, fragte er doch keinen Heller nach Seeberg und dessen Familie, obwohl er sich den Anschein gab, als sei er die Anhänglichkeit selbst. Die Pferdehändler pflegten sich zuerst an ihn zu wenden, und wenn ihm einige Louisd'or in die Hand gedrückt wurden, ließ er diese Leute bereitwillig den alten Herrn prellen, statt im Interesse desselben zu reden.

Tipps gab sich stets die Miene der Jovialität und Gutherzigkeit, er hatte fast immer einen veralteten Spaß auf den Lippen. Dabei war er im Grunde ein schlechter, herzloser Mensch. Er rührte weder eiuen Schilling von seinem Capital noch seine Zinsen an, und doch verweigerte er einst seiner Schwester, die arm und Wittwe geworden, sich verzweiflungsvoll um einige hundert Thaler an ihn wendete, zur Erhaltung ihrer zahlreichen Kinder einen kleinen Laden zu etabliren, jegliche Unterstützung, und nahm es mit Gleichmuth hin, als er erfuhr, daß das arme Weib, nachdem es von ihm abgewiesen, sich in der Elbe ertränkt habe.

Er hing den Mantel nach dem Winde, und war ein „Snutensnacker," wie man auf Hamburgisch sagt, ein heimlicher Aufhetzer und Zwischenträger bei Allen. Man warnte Seeberg zu wiederholten Malen vor ihm, aber er erhielt sich trotzdem stets in der Gunst des alten Herrn, denn er verstand es, ihn bei seinen Schwächen zu fassen.

Ueberdies war Seeberg, wenn auch im Geschäftsleben practisch, im gewöhnlichen Verkehr, wenn man ihn zu nehmen wußte, in der That wie ein unerfahrenes Kind, eine wahrhaft rührend arglose Natur, die sich unschwer leiten ließ. Dies thaten denn auch Leute, welche ihm an Verstandeskräften bei weitem nachstanden. Es fehlte dem alten Seeberg aber im Grunde an Menschenkenntniß, er war nicht weit herumgekommen und im Geschäfte alt geworden.

Aus derselben Ursache und weil ihm die höhere Bildung fehlte, hatte Seeberg es auch nicht verstanden, die Erziehung seines einzigen Sohnes zu überwachen. An-

fänglich ließ er den lebhaften Knaben thun, was ihm beliebte, dann war er bald zu strenge, bald zu nachsichtig gegen ihn, beides meistens am unrechten Platze. Der Junge zeigte Anlage zu den schönen Künsten, er ließ ihn gewähren, da er diesen Hang für seine Pläne gefahrlos hielt, und ihm in der Schule nur eine Vorbildung ertheilt wurde, die streng auf eine kaufmännische Zukunft berechnet war. Als Seeberg indessen sah, daß sein Sohn die Nebendinge zur Hauptsache machen wollte, da strebte er, durch Strenge den Hang Ferdinands zu unterdrücken. Dieser hatte inzwischen von jedem etwas gelernt, nichts gründlich, weil ihm zum Einen die Anleitung, zum Anderen die Lust fehlte. Ihm ging die Vorbildung zum Künstler ab und die Liebe zum Kaufmannsstande. Wäre Jemand im Hause gewesen, der Ferdinands Charakter zur Entschiedenheit und Selbstständigkeit hätte entwickeln können, er würde sich aus sich selber consequent herausgebildet haben. So war denn seine Natur eine schwankende, für das Schöne und Hohe erglühend, ohne den nöthigen Ernst und Fond zu erlangen, die beiden nothwendig sind, will man es in irgend einer der Künste oder Wissenschaften zu Etwas bringen.

Ferdinands Mutter war eine kleine gutherzige Frau, ebenfalls ohne höhere Bildung. Sie hatte als ein halbes Kind den ältlichen Seeberg geheirathet, und war an der Seite des derben, heftigen Mannes zu einem willenlosen Wesen geworden. Sie war ursprünglich mit schönen Anlagen ausgestattet, die, wenn sie gepflegt und entwickelt worden wären, sie berechtigt haben würden, in der gebildeten Gesellschaft Beachtung zu finden, vielleicht gar zu

glänzen. Wäre sie in andere Hände, als die des alten Seeberg gekommen, der eigentlich nur Sinn für das Geschäft und materielle Genüsse hatte, sie wäre vielleicht eine ungewöhnliche Frau geworden, die auf die Erziehung ihres Sohnes wohl von unberechnenbarem Einfluß hätte sein können; so aber war ihr Geist in Schlaffheit und Schwäche versunken, und all ihr ganzes Denken ging nur darauf hinaus, was täglich gekocht werden solle und welches Kleid oder welche Haube ihr am besten stehe.

Frau Seeberg liebte ihren Sohn außerordentlich, aber sie verstand sein Naturell so wenig wie der alte Herr. Sie vermittelte zwischen Vater und Sohn, wo sie nur konnte, vertuschte Dieses und Jenes, hatte deßhalb manchen Auftritt mit ihrem Manne, und führte daher, trotzdem ihr so ziemlich Alles ward, was der materielle Sinn begehren kann, eben kein beneidenswerthes Leben. Im Sommer hatte sie mehr Ruhe, da wohnte sie auf dem Lande, in unmittelbarer Nähe der Stadt. Auch dabei bewährte sich Seebergs eigenthümlicher Charakter, er hätte recht gut ein eignes, schönes Landhaus haben können, statt dessen miethete er seine Frau bei einem herabgekommenen Oeconomen ein, dessen Frau eine Gans war, so daß Frau Seeberg jedenfalls im Umkreise der Stadt einen passenderen Umgang hätte finden können. Aber dieser Oeconom, der Gimm hieß, handelte auch mit Pferden, es verkehrten daher Roßkämme, Koppelknechte und allerlei solche Leute häufig bei ihm, und das war dem alten Seeberg, der, wie früher schon erwähnt, solche Gesellschaft liebte, Veranlassung genug, seine Frau dort einzumiethen. Leider aber war dieser Oeconom, obwohl

auf tiefer Stufe der Bildung stehend, denn er betrieb in seiner Jugend das Geschäft des Schweinetreibens, ein listiger, schlechter Mann, der unter der Larve der geraden Biederkeit die selbstsüchtigsten Pläne verbarg, und der auch den alten Herrn so zu nehmen wußte, daß dieser ihn nicht allein vor dem Bankerott rettete, sondern ihn auch bereicherte, natürlich zu großem eignen Nachtheile.

Daß dieser Bauer, der einige Jahre später ein Glückspilz ward, und jener vorerwähnte Tipps, sich im Laufe der Zeit der Familie, durch deren Haupt des Einen ganzes Glück begründet wurde, und der Andere zahllose Wohlthaten genoß, im höchsten Grade undankbar bewiesen, wird der Leser von solchen elenden Subjecten begreiflich finden.

Wir gingen nur deßhalb bei Schilderung des alten Seeberg, seiner Frau und der Handvoll Eigennütziger, welche sich um Beide schaarte, so genau auf alle Details ein, um zu zeigen, daß Ferdinand, in solcher Umgebung aufgewachsen, auch eben nur werden konnte, wie er ward.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Der falsche Tipps treibt sein Spiel. — Ferdinand fährt fort ein Pechvogel zu sein. — Seltsames Verfahren des alten Herrn.

Während Ferdinand im Kreise der Künstler guter Dinge war, lag der alte Seeberg im gewöhnlichen Wohnzimmer auf dem Sopha.

Er rührte sich nicht und hatte die Augen geschlossen,

aber er schlief nicht. Ein aufmerksamer Beobachter würde bemerkt haben, daß er bisweilen forschend blinzelte.

So pflegte Seeberg unmittelbar vor und nach dem Nachtessen bis zur Schlafenszeit zu liegen. Es war eine seiner Eigenheiten, daß er alsdann nicht leiden konnte, wenn irgend Einer der im Zimmer Anwesenden anfing, mit dem Andern leise zu sprechen oder sich mit irgend Etwas zu beschäftigen. Sie mußten, und waren ihrer noch so viele, bis es dem alten Herrn gefiel, aus seinem scheinbaren Schlummer zu erwachen, wie die Oelgötzen dasitzen, und sich damit begnügen, einander, die Decke des Zimmers oder Herrn Christian Dietrich Seeberg anzuschauen. Sobald Einer glauben mochte, der alte Herr schlafe, und entweder ebenfalls die Augen schloß oder ein Buch, eine Zeitung in die Hand nahm, um zu lesen, dann blickte Seeberg plötzlich auf, wie aus dem Schlummer in die Höhe fahrend, und wußte es schon so einzurichten, daß Niemand zum Schlafen oder zum Lesen kam. Es entsprang diese Eigenheit des alten Herrn nicht etwa aus der Absicht, seine Umgebung zu quälen, sondern sie gehörte eben zu seinem absonderlichen Wesen.

Im Zimmer befand sich Niemand weiter, als der vorerwähnte Tipps, der alte Junggeselle. Frau Seeberg war im Sommerlogis, und die Schmarotzer, welche des Abends sich einzustellen pflegten, im Sommer nicht so regelmäßig als im Winter, waren an diesem Abend nicht erschienen.

Das Nachtessen war vorüber, der Tisch aber noch gedeckt.

Tipps, ein hagerer Mann von mittler Statur, saß Seeberg gegenüber in einem Lehnstuhl.

Tipps ist mit wenig Worten beschrieben.

Er hatte nicht gerade häßliche, aber auch nicht besonders einnehmende Züge, jedenfalls sah er wohlconservirt aus, viel jünger als er war. Zwischen seinen magern Wangen trat eine fleischige Kolbennase ziemlich weit hervor, sein Gesicht umrahmte ein Backenbart, der nach innen gedreht und sorgfältig durch cosmetische Mittel steif gehalten und braun gefärbt war. Da dem alten Junggesellen ziemlich alle oberen Zähne fehlten, so zeigte sich seine Oberlippe eingefallen. Aus seinen kleinen grünen Augen konnte man nur zu Zeiten seinen Charakter herauslesen, aber auch nur, wenn man sie recht aufmerksam beobachtete.

Tipps saß also, wie gesagt, dem alten Seeberg gegenüber. Er hatte die Hände gefaltet, ließ die Daumen um einander laufen, und starrte, in Gedanken vertieft, auf das Gesicht des anscheinend Schlafenden.

Dieser mußte in seinen jungen Jahren ein hübscher Mann gewesen sein. Er hatte noch jetzt, als Siebenziger, ein frisches, einnehmendes Aeußere. Sein Haar war noch zum großen Theile blond, seine vollen Wangen zeigten nur zwei Falten, welche an der wohlgeformten, etwas gebogenen Nase bis zu den Mundwinkeln herabliefen. Seeberg hatte das Aussehen eines Fünfzigers, und auch die Regsamkeit, Kraft und Geistesfrische eines solchen. Wäre er nicht außerordentlich corpulent gewesen, seine kräftige Natur würde noch größere Rührigkeit entwickelt haben, so aber wurde ihm sein dicker Körper

vielfach lästig und vermochte nicht immer dem lebhaften Geiste des alten Herrn Genüge zu thun.

Nachdem Tipps, der wie Keiner sonst im Hause die Eigenheiten Seebergs kannte und ihnen gemäß handelte, eine ganze Zeit hindurch das Antlitz desselben regungslos angestarrt hatte, überkam ihn doch endlich, da er den Vormittag ziemlich viel geritten war, eine unüberwindliche Schläfrigkeit. Erst wurden seine Augen kleiner, dann schloß sich das eine, bald darauf das andere, und als ob seine Gesichtsorgane sich verabredet hätten, einander abzulösen, öffnete sich nun der Mund und begann, dem alten Herrn entgegenzuklaffen. Das Daumenspiel hatte aufgehört.

Kaum war dieses Alles aber geschehen, als auch die Gestalt Seebergs Leben erhielt.

Er öffnete die Augen. Mit einem gewaltigen Ruck brachte er seinen schwerfälligen Körper mühsam in eine sitzende Stellung.

„Tipps!“ rief er mit ziemlich polternder Stimme.

„Herr Seeberg?“ entgegnete unmittelbar darauf der Angeredete ganz phlegmatisch, indem er die Augen öffnete, so regungslos wie vorhin sitzen blieb und die Daumen wieder um einander laufen ließ.

„Verdammte alte Schlafmütze,“ brummte Seeberg im reinsten Plattdeutsch, „will man mit Ihnen ein Wort reden, muß man Sie erst anschreien!“

„Ja, wir sind nicht Alle gleich in der Welt,“ erwiderte Tipps ruhig und ebenfalls sich des Plattdeutschen bedienend, „der langbeinige Braune hat mir heute ein bischen viel zu schaffen gemacht! Ich war überdies

schon um sechs Uhr zu Pferde, und den ganzen Vormittag!"

„Ich saß den Morgen schon um vier Uhr im Comptoir!"

„Hat Ihr Comptoirstuhl auch so viele Sprünge gemacht, wie der langbeinige Braune?" fragte Tipps gelassen, ohne eine Miene zu verziehen.

„Dummer Schnack!" entgegnete Seeberg vor sich hin brummend. Dann fuhr er fort: „Der Junge kommt richtig nicht zum Abendbrod!"

„Wird sich wohl mit was Besserem tractiren," versetzte Tipps gleichmüthig, indem er die Daumen rascher spielen ließ, „er hat ja ein ganz schönes Taschengeld!"

„Donnerwetter, zum Verfressen geb' ich's ihm nicht!"

„Nun, es wäre doch immer besser, als wenn er es zu etwas Schlimmerem benutzte. In Hamburg kann man sein Geld auf vielerlei Art ausgeben!"

„Was? Der Junge wird doch nicht —? Tipps, Sie haben doch nicht etwa an ihm bemerkt, daß er liederlich wird?"

„Warum nicht gar! Ich meine nur, es könnte ja — Ferdinand ist ein lebhafter junger Mensch — ich denke doch gewiß gut von ihm, aber, mein Gott, man weiß ja —"

„Sie, Tipps, ich sage Ihnen, der Junge ist unverdorben —!"

„Ja, das pflegt man gerade so lange zu bleiben, bis das Gegentheil davon eintritt. Heute ist kein Posttag, so viel ich weiß."

„Sie, Tipps, das soll so viel heißen, als der Junge könnte längst hier sein! Was treibt er sich herum?"

„Nun, ich glaube nichts Leichtsinniges von ihm. Höchstens werden sich wohl so gewisse Leute an ihn hängen, die gern möchten, daß er ein Künstler würde und nebenbei ein junger Herr, der sich nicht lumpen lasse."

„So? Glauben Sie das? Donnerwetter, davor kann ich einen Pflock stecken! Der Junge kriegt kein Taschengeld mehr!"

„Ah, das thäte ich nicht!" entgegnete Tipps, immer in dem phlegmatischen Ton fortfahrend. „Sie wissen ja gar nicht, ob sich das so verhält. So viel ich weiß," fügte er so gelassen hinzu, als ob er etwas ganz Harmloses sagte, „verwendet er sein Geld nur zum Ankauf von Zeichnenmaterialien und dergleichen. Jetzt erst, wie ich ganz zufällig bemerkt habe, als ich heute Vormittag in seinem Zimmer nach einer Feder suchte, um die Nota des Hufschmiedes auszurechnen, hat er sich eine große schöne Mappe gekauft, in der eine Menge Vorlagen zum Zeichnen sind, und neue Farbenstifte hab' ich auch gesehen, und Kasten mit Oelfarben. Haha, er hatte das Alles unter andere Sachen hinter dem Ofen versteckt, der gute Ferdinand!"

„Höllenelement," fuhr Seeberg zornig auf, „hat er wieder für solche Dummheiten sein Geld ausgegeben?! Hat er nicht gesagt, daß er sich Pöhls' Handelsrecht anschaffen wolle?"

„Von dergleichen Büchern fand ich nichts!"

„Wissen Sie was, Tipps, Sie haben wohl recht im Zimmer meines Sohnes herumgeschnüffelt?" sagte

der alte Herr nach einer kleinen Pause plötzlich, indem er scharf zu dem alten Junggesellen hinüberblickte.

Dieser verzog keine Miene.

„Mein Gott, ich suchte ja eine Feder —!"

„Hinter dem Ofen —"

„Wenn man einmal in's Suchen hineinkommt, da geht es schon so!" entgegnete Tipps kaltblütig. „Und dann geschah es ja in Ihrem Interesse, und weil ich Ferdinand lieb habe, und da ich nicht möchte, daß er —"

„Das ist im Grunde auch Alles ganz gleich," unterbrach ihn Seeberg barsch, „der verdammte Junge hat sich wieder solchen Krimskrams gekauft, womit er sich immer mehr den Kopf verdreht! Glaubt er, ich lasse ihn endlich doch so einen Hungerleider werden, wie so viele da herumlaufen? Er denkt, sein Vater hat Geld, und da könne er treiben, was nichts einbringt! Himmelelement, das wollen wir schon aus ihm herausbringen! Ich werfe Mappe und neuen Malkasten so gut in's Feuer, wie ich es mit dem alten gethan habe."

„Nun, nun," entgegnete Tipps ruhig, „es ist immer besser, er zeichnet und malt, als er geht in schlechte Gesellschaft. Er treibt's ja nur nebenbei zu seiner Erholung, wie er sagt. Und wenn er heute etwas später nach Hause kommt, so geht er vielleicht ein wenig spazieren, es ist ja heut Abend so angenehm draußen. Eigentlich sollte er sich freilich heute etwas früher in's Bett liegen, denn gestern Nacht, als ich nicht schlafen konnte, hörte ich ihn noch um zwei Uhr, und als ich nachsah, da —"

„Nun?"

„Da — da zeichnete er freilich noch!“

„Alle tausend Donnerwetter!“ rief Seeberg, dessen Antlitz sich vor Zorn röthete. „Deßhalb findet er auch des Morgens nicht aus dem Bett. Heute muß ich einmal wieder ein Machtwort sprechen. Tipps!“

„Herr Seeberg?“

„Klingeln!“

Tipps erlöste die Daumen aus ihrer Kreisbewegung, erhob sich langsam und maschinenmäßig, ging zum Glockenzug und läutete.

Dann wollte er zum Lehnstuhl zurückkehren, aber der alte Herr verhinderte ihn daran.

„Zünden Sie ein Licht an!“ sagte er in gereizter Stimmung.

Während dieses geschah, trat ein Hausknecht in kurzer Jacke ein.

„Abdecken!“ sagte Seeberg kurz.

Der Hausknecht zögerte.

„Der junge Herr —!“ begann er.

„Donnerwetter, abdecken, sag' ich!“ herrschte ihn Seeberg an.

Der Diener gehorchte und räumte das Nachtessen, das aus kalten Speisen bestand, vom Tische.

Tipps hatte indessen ein Licht angezündet und sah den alten Herrn fragend an.

Dieser erhob sich in leidenschaftlicher Bewegung, drückte die Kappe über die Augen und verließ das Zimmer. Tipps folgte mit dem Lichte.

Man ging an den früher erwähnten Kabinetten des ersten Stockes vorüber und stieg die Treppe hinauf.

Der alte Herr begab sich direct in Ferdinands Zimmer, dort mußte Tipps die verpönten Dinge hervorsuchen, der Malkasten wurde auf den Fußboden gesetzt und im nächsten Augenblick zerstampfte Seeberg den Kasten sammt den Farbenblasen mit dem Fuße, so daß die Oelfarbe, welche den platzenden Blasen entquoll, den Boden bedeckte. Mappe, Farbenstifte und sonstige in den Augen Seebergs verbrecherische Dinge wanderten in seine Hände, eine unvollendete, von Talent zeugende Zeichnung Ferdinands, welche vorgefunden wurde, ward zerrissen und auf den Boden geworfen.

Dann trabte der alte Herr, der während der ganzen Procedur kein Sterbenswörtchen geredet hatte, zur Hausdiele hinunter und trat durch die rückwärtige Thür in den Hof. Von dort aus gelangte man zu den Kellerräumen, in denen sich die Küche befand. Auch hier stieg der alte Herr hinunter, noch immer von Tipps gefolgt. Rasch mußte von der erstaunten Köchin auf dem Heerde ein Feuer angemacht werden, dann ward das aus Ferdinands Zimmer Geraubte erbarmungslos den Flammen übergeben; Seeberg verließ, finster vor sich starrend, die Küche nicht eher, als bis er sich von der vollständigen Vernichtung des Albums überzeugt hatte. Unter tiefen Athemzügen klomm er von Neuem die Treppen empor und nahm seinen Platz auf dem Sopha ein.

Tipps, der zu Allem ein äußerst gleichgültiges Gesicht gemacht hatte, und eben so schweigsam wie der dicke Herr geblieben war, löschte seine Kerze nicht aus, sondern blieb an der Thür des Wohnzimmers stehen und sagte ruhig:

„Halb zehn, Herr Seeberg. Wollen Sie nicht zu Bett gehen?“

„Nein!“ brummte der Gefragte in einem Tone, der nichts Gutes verkündete.

„Nun denn, gute Nacht!“ entgegnete Tipps und begab sich mit dem Lichte in seine Kammer. Als er die Treppe hinanstieg, schmunzelte er schadenfroh murmelnd: „Das wird einen schönen Sturm geben!“

Seeberg blieb in einer Ecke des Sophas sitzen und schloß die Augen. Von Zeit zu Zeit öffnete er sie und schaute ungeduldig nach der großen, altväterlichen Alabasteruhr, die unter einem Glasgehäuse auf einer zwischen zwei Fenstern angeschrobenen Console stand.

Als der Seiger der Uhr auf zehn wies, erhob sich Seeberg und klingelte.

Der Hausknecht erschien.

„Ihr könnt zu Bett gehen!“ brummte Seeberg.

„Der junge Herr ist noch nicht zu Hause, da muß ich doch wohl —“

„Verdammter Seehund, zu Bett gehen, hab' ich gesagt!“ brüllte Seeberg.

Der Diener machte sich hastig aus dem Staube.

Seeberg aber ging erst langsam einige Male im Zimmer auf und nieder, dann blickte er noch einmal zur Uhr, schrob die Lampe niedriger, welche auf dem Tische stand, zog seinen Schlafrock fester um sich und verließ das Gemach. Er trat in das erste Kabinet, welches hinter dem Wohnzimmer auf dem kleinen Gange lag, der zur Treppe führte. Das Kabinet war dunkel, Seeberg fand aber leicht, was er suchte, — eine der Reitpeitschen

welche im Winkel neben mehreren Spazierstöcken und langen Pfeifen standen.

Er verbarg die Peitsche in seinem Schlafrock und stieg nun im Finstern die Treppe hinab.

Als er über die hohe, düstere, jetzt zu nächtlicher Stunde fast unheimliche Diele schritt, war kein anderer Laut im alten Gebäude vernehmbar, als das Schlurren der ausgetretenen Pantoffeln des alten Herrn.

Seeberg ging an der kleinen Glaslampe der greisen Thürhüterin vorüber, die längst ihren Posten verlassen hatte und in's Bett gekrochen war. Er trat zur Hausthür und schloß sie mit einiger Anstrengung auf. Dann setzte er sich draußen auf die steinerne Bank.

Das Mondlicht fiel auf die gegenüberliegenden Häuser, während die Seite der Straße, an der Seeberg hockte, in Halbdunkel gehüllt war.

Der alte Mann hatte den grauen Schlafrock über's Kinn in die Höhe gezogen und die Kappe tief in's Gesicht gerückt; so kauerte er da, den Rücken gegen die verwitterte Wand des Hauses gelehnt, regungslos, als gehöre er zur düstern Steinmasse des vorzeitlichen Gebäudes. Nur seine funkelnden Augen, deren Blick die öde Straße entlang schweifte, verkündeten Leben.

Es schlug eilf von der nahen St. Catharinenkirche. Seeberg rührte sich nicht. Der Eine oder Andere, welchen zur Stunde sein Weg durch die Straße führte, hatte mit Befremden die dunkle, verhüllte Gestalt dort an der Thür hocken sehen und war vorübergegangen. Nach eilf Uhr aber blieb die Straße wie ausgestorben.

Endlich ließen sich lauter und lauter die hallenden

Schritte eines Menschen vernehmen. An der Biegung der Straße ward ein junger Mann sichtbar, — es war Ferdinand.

Die lustige Künstlergesellschaft hatte ihn, der sich ohnehin von Jedem so leicht bestimmen ließ, seinem Vorhaben, um die „Borgerstied" nach Hause gehen zu wollen, untreu gemacht.

Er hoffte, sein Vater werde zur Ruhe gegangen sein, und der Hausknecht, der ihn bisweilen bei ähnlichen Gelegenheiten auch schon nach eilf Uhr eingelassen hatte, ohne daß der alte Herr sein spätes Nachhausekommen erfuhr, schon aufpassen und die Klingel halten. Der Bursche war ohnehin auf Seite des jungen Mannes, denn ihm schien es nicht passend, einen bereits Erwachsenen wie einen Knaben zu überwachen.

So hatte sich Ferdinand theilweise in eine Art Sorglosigkeit eingewiegt und kaum darüber nachgedacht, womit er am folgenden Morgen vor dem strengen Papa sein Erscheinen nach der Bürgerstunde entschuldigen könne.

Als er jedoch nun dem elterlichen Hause sich näherte, da entdeckte sein scharfer Blick sogleich den im Winkel kauernden Vater, und ihm ahnte nichts Gutes.

Die Miene der Unbefangenheit erheuchelnd schritt er indessen vorwärts.

„Dem Muthigen hilft das Glück!" sagte er sich — „Die Sache ist nun doch einmal nicht zu ändern."

Mit einem außerordentlich freundlichen „Guten Abend, Vater!" schritt er die steinernen Stufen hinauf und wollte rasch an dem alten Herrn vorüber.

Dieser aber erhob sich, für seine Corpulenz blitzgeschwind, und vertrat ihm den Weg.

„Wohin?“ fuhr ihn Seeberg an, den zornfunkelnden Blick fest auf seinen Sohn gerichtet.

„Vater,“ begann Ferdinand kleinlaut, „ich muß um Vergebung bitten, daß ich heute so spät komme. Der Abend war so schön, einige Bekannte luden mich ein, einen Spaziergang mit ihnen zu machen!“

Nach dieser rasch gesprochenen Entschuldigung versuchte der junge Mann neben seinem Vater in das Haus zu schlüpfen.

Dieser aber legte eine Hand auf seinen Arm und hielt ihn zurück.

„Mit wem warst Du?“ fragte Seeberg grimmig.

„Mit — mit den Malern Honau und Dorn, dann —“

„Genug!“ herrschte der alte Herr — „Wo hast Du Dein Taschengeld?“

Ferdinand blickte verlegen zu Boden. Er hatte in sorgloser, fröhlicher Stimmung den Rest von dem verausgabt, was ihm noch nach den Ankäufen seiner Malerutensilien übrig geblieben war, eine nicht eben große Summe. Er schwieg.

„Ich habe Dir vorgestern Dein Taschengeld gegeben,“ fuhr Seeberg in gereiztem Tone fort, „wo ist's? Wende die Taschen um!“

„Vater,“ stammelte Ferdinand, „ich habe —

„Himmelssakramenter, wende die Taschen um!“

Ferdinand erröthete und rührte keine Hand. Hätte Seeberg mit seinem Sohn in einem anderen Tone geredet, wir meinen, auch strenge, doch nicht so, als habe er

einen Schuljungen vor sich, der junge Mann würde dem Vater offen und ehrlich gestanden haben, daß er den größten Theil des Taschengeldes auf jene Dinge verwendet habe, die er sich freilich nicht hatte anschaffen sollen, er würde ferner seinen Vater herzlich und ehrerbietig gebeten haben, ihm dieses und den kleinen Exceß zu vergeben, den er in jugendlich fröhlicher Laune begangen. So aber ward sein Selbstgefühl verletzt, er sah sich durch die Zumuthung seines Vaters, wie ein kleiner Apfeldieb seine Taschen umzuwenden, so erniedrigt, daß in seiner Seele ein Trotz aufschoß, der im anderen Falle ihm nicht in den Sinn würde gekommen sein.

„Vater,“ sagte er kurz und bestimmt, „ich habe das Geld nicht auf eine schlechte Art verwendet, auch gabst Du es mir ausdrücklich für meine kleinen Vergnügungen. Ob ich es nun ganz oder theilweise in einigen Tagen verausgabt, das wird doch nicht strafbar sein, wenn es nur nicht in leichtsinniger Weise geschah. Ich begehre deßhalb ja doch nicht früher etwas von Dir, als zu der von Dir selber festgesetzten Zeit.“

„Nichts bekommst Du in Zukunft, nichts!“ rief Seeberg heftig — „Glaubst Du, ich wisse nicht, daß Du es wieder für solche Lappalien ausgegeben hast, die ich Dir verbot? In's Feuer hab' ich den ganzen Plunder gesteckt, und nun — von nun an hört das Taschengeld ein für allemal auf!“

„Auch darin werde ich mich zu finden wissen, Vater!“ entgegnete Ferdinand trotzig — „Lieber gieb mir nichts, als daß Du über die Verwendung jedes Schillings mich, in meinem Alter, zur Rechenschaft ziehest, da Du

doch weißt, daß ich nicht verschwende. Ich bin kein Kind mehr, Vater!"

„Das merke ich!" rief Seeberg außer sich vor Wuth. — „Ein Herumtreiber bist Du, ein liederlicher Tagedieb, der nicht besser sein will, als die anderen ungerathenen jungen Hallunken, die Nachts in Wirthshäusern ihr Geld verprassen! Und willst wohl Dein Thun damit beschönigen, daß Du heute mit diesen vermaledeiten Freunden nicht das ganze Geld verjubelt hast, he? Hast Dich etwa wie ein Lump freihalten lassen? Der Sohn von Christian Dietrich Seeberg! Himmelsdonnerwetter! Gut, so mögen sie Dir auch ein Nachtquartier geben, diese sauberen Herren! Um zwölf Uhr wird Niemand mehr bei mir eingelassen, und Deinetwegen führe ich keine neue Hausordnung ein! Auf der Stelle gehst Du, woher Du gekommen bist!"

„Vater," entgegnete Ferdinand erblassend und bebend, „Du wirst mich nicht auf die Straße hinausstoßen — wegen solcher Sache! Das wirst, das darfst Du nicht! Habe ich mich gegen Dich vergangen, so strafe mich in anderer Weise, aber verfahre nicht mit mir, wie mit einem Vagabunden! Kinder sind den Eltern Gehorsam schuldig, aber auch Eltern den Kindern Achtung, damit sie sich selber nicht verächtlich werden!"

„Da hast Du die meinige!" schrie der alte Seeberg, schäumend vor Zorn.

Im nächsten Augenblick riß er die Reitpeitsche unter seinem Schlafrock hervor; sie sauste durch die Luft und traf Ferdinands Schulter.

Dieser wich zurück. Der Schlag traf ihn nur leicht.

„Vater, Vater!“ rief er schmerzlich.

Der alte Seeberg aber war hastig in das Haus getreten und schlug nun die schwere Eisenthür in's Schloß, daß es dröhnte.

Da stand nun Ferdinand auf der Steintreppe, vor Zorn und Beschämung knirschend.

„Das war zu viel, zu viel!“ murmelte er tonlos vor sich hin.

Hastig blickte Ferdinand die Straße entlang und zu den Fenstern der Nachbarhäuser. Niemand hatte von dort diesen Auftritt mit angesehen, sagte er sich, und er dankte dem Himmel dafür.

Er vernahm zu gleicher Zeit, wie der Schlüssel im Schloß der Hausthür gedreht ward und darauf der alte Herr die Diele entlang zur Treppe schlurfte.

Ferdinand kannte die aufbrausende Leidenschaftlichkeit seines Vaters, welche diesen oft zu Gewaltthätigkeiten fortriß. Er wußte, daß dem alten wackeren Herrn im nächsten Augenblick leid thun werde, was er gethan habe; dennoch war er durch das, was geschehen, heftig erschüttert. Eine so harte Zurechtweisung hatte er nicht erwartet, viel weniger noch es für möglich gehalten, daß ihn der Vater von der Schwelle weisen könne.

Rathlos stand er da. Wohin sich wenden? Sollte er in einem Hôtel übernachten? Dann hätten vielleicht fremde Leute erfahren, daß ihm sein Vater den Eintritt in's Haus verweigerte. Auch fehlte ihm die nöthige Summe. Hinaus zur Mutter gehen? Das war noch das Gerathenste, doch ihm war ja nicht einmal so viel Geld geblieben, daß er die Thorsperre hätte bezahlen können.

In peinlicher Verlegenheit blickte er zum elterlichen Hause empor, da war es ihm, als sehe er hoch oben Tipps' Fenster rasch sich schließen und die weiße Zipfelmütze des alten Junggesellen verschwinden.

„Der hätte die Sache auch beilegen können, wenn er hätte wollen!" murmelte Ferdinand bitter — „Dieser Tipps ist ein boshafter, katzenfreundlicher Schurke, der mir vielleicht alles Das eingerührt hat!"

Ferdinand schaute noch einen Augenblick hinauf, Dann fiel sein Blick auf den ersten Stock.

Die Fenster des Wohnzimmers verdunkelten sich plötzlich.

„Jetzt geht der Vater schlafen!" murmelte der junge Mann vor sich hin — „Wird er schlafen? Er liebt mich trotz Alledem! Und auch ich liebe ihn, wenngleich er mich jetzt wie einen Straßenjungen behandelt hat. Ein freundlicher Blick von ihm und ich werde Alles vergessen! — Aber wenn sich auch ausgleichen sollte, was heute zwischen uns vorgefallen, und das wird es, ich fühle dennoch, wir sind zu entgegengesetzte Naturen, unsere Sinnesart, unsere Wünsche, Alles läuft einander schnurstracks entgegen, es kann auf die Länge nicht gut thun! Cecily hat Recht, so oder so, es muß sich in der nächsten Zeit entscheiden!"

Wie Ferdinand so sinnend dastand, und auf die verdunkelten Fenster blickte, vernahm er plötzlich ein leises Klirren.

Eins der Fenster des Wohnzimmers, das der alte Herr kaum erst verlassen hatte, ward behutsam geöffnet. Der greise Kopf des Mütterchens, der Thürhüterin, ward sichtbar.

Die Alte hüstelte erst ein wenig, dann rief sie mit schwacher, zitternder Stimme: „Ferdinand!“

„Du bist es, Margareth!“ sagte der Gerufene.

„Lütt Jung, lütt Jung,“ fuhr die Alte kopfschüttelnd fort, „was ist das wieder!“

„Sieh Margareth, der Vater —“

„Na na, ich sage ja nichts! Christian hat mich geweckt und gesagt, daß es ein Unglück geben werde, ich habe Dir nicht helfen können, denn der Papa ist die ganze Zeit draußen gesessen. Hab' aber Alles mit angehört, lütt Jung. Geh' zur Mutter hinaus, lütt Jung, morgen ist Alles wieder gut.“

„Aber ich habe kein Geld, Margareth —“

„Hab ich auch schon gehört, lütt Jung. Ist nicht schön von Dir, nein, nein! Da hast Du, was Du brauchst. Aber nun geh', lütt Jung, sonst hört uns der Papa!“

Die Alte streckte einen ihrer dürren runzligen Arme zum Fenster hinaus. Ein zusammengewickeltes Papier flog nieder, Ferdinand erhaschte es, ein Thaler war darin.

Nickend und mit dem Knochenfinger drohend, fuhr die Alte fort:

„Zur Mutter gehen, hörst Du, lütt Jung? Nicht herumflankiren! Will schon morgen dem alten Herrn zusprechen! Gute Nacht jetzt! Nimm Dich in Acht, geh' und komm nicht unter die Wagen, lütt Jung!“

Das Fenster schloß sich wieder.

Bei der letzten Ermahnung der Alten mußte Ferdinand lächeln, trotz seiner mißlichen Situation. „Komm

nicht unter die Wagen!" das war seit seiner Kindheit der Refrain gewesen, den ihm die alte treue Magd täglich wiederholte, wenn er, mit seinem kleinen Ränzel auf dem Rücken, zur Schule ging, und er bekam diese wohlgemeinte, vorsorgliche Warnung des ängstlichen Mütterchens jetzt noch täglich zu hören, so oft er das Haus verließ; sie war es nun einmal gewohnt, das zu sagen, und dachte nicht weiter darüber nach, daß der Knabe inzwischen herangewachsen sei, war er doch in ihren Augen der „lütt Jung" geblieben. Jetzt, um Mitternacht, wo kaum noch mehr einem Wagen zu begegnen war, klang die Ermahnung doppelt komisch.

„Du gute Alte!" murmelte Ferdinand lächelnd zwischen den Zähnen. „Um wie viel besser bist Du als der schlechte Schelm dort oben, der mich so gut aufwachsen sah wie Du!"

Dann steckte der junge Mann das Geld ein und ging, noch einen Blick auf das elterliche Haus zurückwerfend.

Ohne daß sich mit ihm weiter etwas Bemerkenswerthes ereignete, durchschritt er das Millernthor. Dann wendete er sich dem Wege zu, welcher nach dem Dorfe Eimsbüttel führt. In der Nähe desselben, auf holsteinischem Boden, lag die Besitzung Gimms.

Eine halbe Stunde war seit dem Auftritt vergangen, da pochte Ferdinand bei seiner Mutter an.

Sein Erscheinen erregte die höchste Bestürzung. Die kleine, runde, gutmüthige Frau schlug die Hände über den Kopf zusammen. Sie glaubte, dem alten Herrn sei ein Unglück geschehen, und als sie nun den ganzen Sach-

verhalt erfuhr, da machte sie ihren Gefühlen in einer Art Luft, die keineswegs ein Loblied auf Christian Dietrich Seebergs Handlungsweise zu nennen war.

Das ist es, worin die Eltern am häufigsten fehlen! In Gegenwart der Kinder rügt die Mutter mit mehr oder weniger Heftigkeit diese oder jene Handlung des Vaters, und dieser spricht unbedenklich einen scharfen Tadel über das Benehmen der Mutter aus. Beide vergessen, daß sie so im Gemüth des Kindes unvermerkt den Keim der kindlichen Ehrerbietung zerstören, der ohne ihre eigene Unüberlegtheit sich treu und rein entwickelt hätte.

Ferdinand ward auf ein Sopha gebettet. Im Schlummer vergaß er, daß er eigentlich vom Nachmittag an ein rechter Pechvogel gewesen sei. Er war übrigens mit dem Gedanken eingeschlafen: „Wird der Vater jetzt nicht um mich besorgt sein, und morgen nach mir forschen?“ —

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Tipps nochmals als Verräther. — Die Bombe platzt. — Es geht die alten Geleise.

Es mochte etwa fünf Uhr in der Frühe sein, da hielt schon eine Droschke vor dem Hause des Oeconomen. Der alte Seeberg stieg aus derselben.

Im Hause Gimms war man gewohnt, früh aufzustehen. Auch Ferdinands Mutter war bereits beim Frühstück, während ihr Sohn noch schlief.

Der alte Herr trat mit ängstlicher Miene ein.

„Ist der Junge da?“ fragte er fast kleinlaut.

Kaum erhielt er die Bestätigung seiner Frage, als sich sein ganzes Wesen augenblicklich veränderte. Seine Zuversicht kehrte zurück, er begann zu toben und zu wettern, er wolle ihn davonjagen, schwor er hoch und theuer, der alte Herr, der soeben noch bei dem Gedanken innernerlich gezittert hatte, sein Junge möge doch vielleicht nicht bei der Mutter sein, und den Besorgniß schon um drei Uhr Morgens aus dem Bette getrieben, erklärte bei allen tausend Teufeln, daß er sich auch nicht das Geringste mehr aus dem Jungen mache, daß er ihn nicht mehr vor Augen sehen wolle! Der gute alte Mann, der an seinem einzigen Kinde mit wahrhafter Liebe hing, und doch, durch sein heftiges Temperament getrieben, den Sohn bei der geringsten Veranlassung in den Erdboden verwünschte, während er oft beispiellos nachsichtig gegen ihn in Dingen war, wo er hätte ernst, entschieden und gemessen mit ihm verfahren sollen, redete sich, nun er den Jungen sicher wußte, in eine Wuth hinein, die noch mehr sich durch die lebhaft seine Handlungsweise der vergangenen Nacht tadelnden Vorwürfe steigerte, zu denen sich die schwache Mutter aufraffte.

Als Ferdinand erschien, brach ein verstärkter Sturm über ihn los, aber es war ja doch nur Strohfeuer, was da flackerte und toste, der alte Herr sagte sich's selber, die Mutter sagte sich's, denn sie kannte das Wesen ihres Mannes nur zu gut, und auch Ferdinand sagte sich's, im Stillen lächelnd, — und das mochte wohl das Schlimmste sein!

Nach einer Stunde war der Frieden hergestellt; um sieben Uhr fuhren bereits Vater und Sohn ruhig neben einander in die Stadt zurück.

Hier aber erst sollte eine schlimme Scene folgen.

Ferdinand war, da seine Comptoirzeit noch nicht gekommen, auf sein Zimmer gegangen. Dort sah er mit Schmerz die Zerstörung, welche sein Vater am Abend vorher angerichtet hatte. Seine Zeichnung, an der er mit allem Fleiß und großer Liebe arbeitete, fand er zerrissen! mehrere Nächte waren vergeblich geopfert, und seine Baarschaft obendrein. In diesem Blatt sah er seine ganze Zukunft zerstört, mit Zagen fühlte er voraus, daß sein Vater niemals gutwillig seinen Wünschen nachgeben werde. Die Zeit zum selbständigen Handeln war gekommen, und der Gedanke daran und die möglichen Folgen lasteten schwer auf einer Natur, deren Willenskraft nicht eben entschieden ausgeprägt war.

Der alte Seeberg hatte sich indessen sein fadenscheiniges Hausröckchen anziehen lassen, seine grüne Kappe aufgesetzt, und hockte nun am Fenster des Wohnzimmers im Lehnstuhl, auf die Straße blickend, wo ein halbes Dutzend seiner Arbeiter eine große Quantität Baumwollenballen aus dem unmittelbar neben dem Hause gelegenen Speicher schaffte.

Da trat Tipps ein und grüßte. Seeberg antwortete nicht. Der alte Junggeselle war das gewohnt, und legte kein Gewicht darauf.

Während er sich Seeberg näherte, bemühte er sich ein sehr bedenkliches, fast kummervolles Gesicht zu schneiden.

Er trug eine Zeitung in der Hand. Ohne auf die

finstere Miene des alten Herrn zu achten, trat er zu diesem heran.

„Herr Seeberg,“ begann er ruhig, „als ich in den Stall kam, erfuhr ich vom Knecht, daß Ferdinand gestern Nachmittag zeitig ausgeritten, und erst gegen Abend zurückgekehrt sei.“

„Was?“ fuhr Seeberg auf. — „Am Nachmittag? Da war er nicht im Comptoir?“

„Das muß wohl so sein!“ entgegnete Tipps trocken.

„Donnerwetter!“ rief der alte Herr, sich in die Polster zurücklehnend, indem er Tipps anstarrte.

„Und da lese ich einen Artikel in der heutigen Zeitung,“ fuhr Tipps so gelassen wie vorhin fort, „der mir sonderbar vorkommt.“

„Sonderbar? — Aber der Junge war nicht im Comptoir? Höllenelement, wissen Sie das gewiß? Wenn er —“

„Eine kleine Notiz,“ unterbrach ihn Tipps phlegmatisch, „die mir sehr sonderbar vorkommt, denn sie scheint mir auf Ferdinand gemünzt zu sein.“

Der alte Herr war einen Augenblick sprachlos vor Erstaunen.

„Auf — meinen Sohn?“ murmelte er dann und riß die Augen auf — „Eine Notiz — in der Zeitung —?“

„So ist es!“

„Her damit —! Meine Brille!“

Tipps übergab das Blatt, und fand die Brille ohne Zeitverlust. Es schien als habe er sie für den Fall schon bereit gelegt gehabt.

Mit vor Aufregung zitternden Händen ergriff der alte Herr die Zeitung und setzte die Brille auf.

„Wo?“ fragte er kurz und barsch, das Blatt überfliegend.

„Hier,“ antwortete Tipps, mit dem dürren Finger auf eine Stelle der Zeitung deutend, „unter den Tagesneuigkeiten. Die Notiz hat den Titel: Ein Crawall in St. Pauli.“

Seeberg las die Notiz. Eine etwas malitiöse Feder hatte, ohne Namen zu nennen, in ziemlich grellen Umrissen eine kurze Schilderung des Auftrittes entworfen, den der Leser aus dem Beginn dieses Werkes kennt. Der Schreiber jener Notiz erwähnte Cecilys, vielleicht in einem Anflug von Galanterie, nur leichthin, während Ferdinand als ein junger Stutzer bezeichnet ward, dessen Anmaßung den ganzen Tumult hervorgerufen habe, und der für sein naseweises Benehmen von dem Volke eine derbe Züchtigung verdient hätte. Vielleicht, so schloß die Notiz, wird diesem Herrchen durch seinen Vater, einen achtbaren Kaufmann, zu Theil, was ihm vom Volke erlassen worden.

Wer da weiß, wie sehr das gedruckte Wort auf schlichte, grade Menschen wirkt, die weder mit der Presse noch viel mit dem öffentlichen Leben in Verkehr stehen, und obendrein aus einer Zeit stammen, in der man noch mit einem gewissen Respect an alle Zeitungsnotizen wie an ein Evangelium glaubte, der wird die Aufregung begreifen, mit der Seeberg jene Zeilen las.

Er zerknitterte das Blatt, warf die Brille von sich und schlug mit der geballten Faust auf das Fensterpolster.

„Jetzt haben sie ihn sogar in die Zeitung gebracht! Auch den Schimpf muß ich erleben!“ rief er in höchstem Zorn. „Das kommt von dieser verfluchten Ueberspanntheit, von dieser Arroganz, die auf nichts sich gründet, von dem verdammten Anderssein wollen als andere vernünftige Menschen! Lächerlich in den Augen der Welt, mein Junge, aus dem ich einen ganzen, respectablen Kerl machen wollte! Und alles Das, auf wen fällt's zurück? Auf den Vater! Hätt' er den Jungen knapp gehalten, wird es heißen, dann würde dieser nicht gelernt haben, solche Sprünge und Tollheiten zu machen! Mit der wilden Halbnegerin war er, in einer Gesellschaft, die ich ihm längst verboten! Natürlich, da werden sie's so getrieben haben, daß zuletzt Alles mit Fingern auf sie gezeigt, und ein Scandal entstehen und schließlich ganz natürlich die Zeitung sie zerzausen mußte! Das sind die Früchte meiner Gutherzigkeit! Aber das wird anders, oder ich heiße nicht Christian Dietrich Seeberg! Von einer Züchtigung spricht der Zeitungsschreiber? Worte und Schläge, was haben sie geholfen? Höllenelement noch einmal, wenn sich der Junge nicht regieren läßt, ich könnte — ich könnte —! Tipps, er ist oben in seinem Zimmer, er soll herunter kommen, auf der Stelle soll er kommen!“

Tipps blieb stehen. Er wußte, wenn er nicht sofort den Auftrag des alten Herrn befolgen und statt dessen gleich auf der Stelle ein begütigendes Wort sagen würde, Seeberg noch mehr in Harnisch gerathe. Er kannte den Alten zu gut. Tipps war, wie der Leser zur Genüge ersehen hat, nicht eben freundlich gegen Ferdinand gesinnt,

denn dieser, so jung er war, durchschaute doch das selbstische Treiben des alten Junggesellen, und konnte sich nicht enthalten, ihm bisweilen durch sein Benehmen anzudeuten, daß er im Hause keine besonders achtungswerthe Rolle spiele. Da Tipps sich nun ohnehin für Niemanden erwärmte, so wäre dieses obendrein, wenn möglich, am allerwenigsten für Ferdinand geschehen, den er gern bei anderen Leuten im Stillen als einen hochnasigen jungen Menschen schilderte.

Er blieb also stehen und sagte in einem Ton, der so viel wie möglich theilnahmvoll klingen sollte:

„Lassen Sie es doch mit gestern genug gewesen sein, Herr Seeberg. Mein Gott, Ferdinand ist noch jung!"

„Donnerwetter, stecken Sie auch dahinter?" schrie der alte Herr. „Wollt Ihr mich Alle verrückt machen? Sie sind doch sonst nicht auf seiner Seite, wie ich weiß! Weil der Himmelssakramenter jung ist, darum eben muß ich ihn bearbeiten, daß noch bei Zeiten Etwas aus ihm werde, sonst ist es zu spät! Er muß wie ich will, es mag nun biegen oder brechen!"

„Aber Herr Seeberg...!"

„Halten Sie das Maul! Er soll herunter kommen, auf der Stelle, sag' ich!"

Tipps zog die Schultern in die Höhe, warf einen Blick gegen die Decke des Zimmers und seufzte.

Dann ging er.

Seeberg aber sprang auf und rannte, so rasch es ihm seine Beleibtheit erlaubte, im Zimmer auf und nieder.

Eine Minute später trat Ferdinand ein.

Tipps folgte, ging zum Lehnstuhl, wo Seeberg zuvor gesessen, setzte sich, faltete die Hände und ließ die Daumen ihren Kreislauf beginnen, während er ruhig bald den Vater, bald den Sohn anblickte.

Dieser blieb an der Thür stehen und sah seinen Vater fragend an, ohne zu ahnen, welches neue Gewitter sich über seinem Haupte zusammengezogen hatte.

Er sah des Vaters Zorn, doch blieb ihm keine Zeit, über die Ursache desselben nachzudenken.

Der alte Herr pflanzte sich rasch vor ihm auf und rief mit einer Donnerstimme:

„Plagt Dich der Satan, daß Du solche Streiche machst?"

„Welche Streiche, Vater?" war die Antwort.

Seeberg schwieg einen Moment, seine Lippen zitterten, in seinem Zorn konnte er augenscheinlich keine Worte finden. Endlich schnob er:

„Wo warst Du gestern Nachmittag?"

„Ich begleitete Fräulein Wilford auf einem Spazierritte, Vater!" sagte Ferdinand, äußerlich ruhig, doch im Innern bebend.

Er wußte jetzt, wo das hinaus sollte, und es war ihm recht, daß er sogleich eine Gelegenheit fand, seinem Vater Alles zu sagen, was er auf dem Herzen hatte.

„So, das wagt er noch mit solcher Stirn mir zu gestehen!" schrie der alte Herr. „Wußtest Du nicht, was Deine verdammte Schuldigkeit war?"

„Ja, Vater, in's Comptoir zu gehen."

„Statt dessen reitest Du spazieren, und verübst Tollheiten, bringst Dich in den Mund der Leute, in die Zei-

tung sogar! Da lies, da steht die ganze heillose Geschichte beschrieben!"

Seeberg wies auf das zerknitterte Blatt, das einige Schritte von ihm entfernt auf dem Boden lag.

Ferdinand bückte sich, nahm die Zeitung, glättete sie und warf einen Blick hinein.

„Ein Crawall in St. Pauli, ist der Titel!" sagte Tipps trocken, ohne eine Miene zu verziehen, oder seine Beschäftigung zu ändern.

Ferdinand warf einen verächtlichen Blick auf Tipps, den dieser mit vollständigem Gleichmuth hinnahm. Dann schaute er auf das Blatt. Er fand die bewußte Stelle und las sie.

Seebergs funkelnde Blicke ruhten auf dem Antlitz seines Sohnes.

Dieser erblaßte; Entrüstung malte sich in seinen Zügen.

„Mein Vater," sagte er fest und entschieden, das Blatt zur Seite legend, „was ein boshafter Skribler in jener Zeitung gesagt hat, ist eine Entstellung der ganzen Sache!"

„Entstellung oder nicht," schnob der alte Herr, „Du warst dabei, ein Held der sauberen Geschichte jedenfalls, die heute an der Börse von Mund zu Mund gehen wird! Jedermann wird sagen: Der alte Seeberg, ein so vernünftiger Mann, duldet es, daß sein Sohn, der junge Laffe, spazieren reitet, statt am Pult zu sitzen! — Und dann wird man den Jungen verdammen und den thörichten Alten obendrein, und den Kopf schütteln. Und wie nun, wenn Dein Principal mir heute noch sagen läßt, daß er keinen Commis gebrauchen könne, auf den nicht

zu rechnen sei, der lieber den Stallmeister mache als den gewissenhaften Arbeiter, der es vorziehe, mit dem Pöbel sich herumzubalgen und sich zur Zielscheibe der Federfuchser zu machen, als solide und verständig sich zu einem brauchbaren und achtungswerthen Mitglied der Gesellschaft heranzubilden? Ha, wie dann? Glaubst Du, wenn der Vater sich einen respectablen Namen erworben, daß der Sohn ihn ungestraft verschimpfiren und dem Gespötte, vielleicht gar der Verachtung preisgeben könne? Höllenelement noch einmal, den Glauben will ich Dir vertreiben, und wenn ich — bei Gott! — und wenn das Aeußerste geschehen müßte! Das merke Dir, Du Taugenichts!"

Ferdinands Antlitz überzog eine brennende Röthe.

„Mein Vater," rief er, „wir sind nicht allein!"

Tipps stand lautlos auf und wollte sich entfernen.

„Dableiben, Tipps!" herrschte Seeberg.

Tipps sank wieder in den Lehnstuhl zurück und blieb so regungslos wie vorhin.

„Er hat Dich ungeboren gedacht," fuhr der alte Herr heftig fort, „er braucht deßhalb nicht das Zimmer zu verlassen, weil ich einem ungerathenen Jungen die Leviten lese!"

„Wäre ich noch ein Junge, Vater," entgegnete Ferdinand lebhaft, „dann würde es vielleicht nichts auf sich haben. So aber bin ich erwachsen, und lieber entferne ich mich, als daß ich mich vor einem Dritten, wenn auch durch meinen Vater, herabwürdigen lasse!"

Ferdinand wollte der Thür zuschreiten, Seeberg aber vertrat ihm den Weg.

„Nicht von der Stelle!“ donnerte er. „Wer bist Du, daß Du es wagen darfst, eine solche Sprache zu führen? Hast Du Verdienste, auf die Du pochen kannst? Bist Du etwas anderes als ein Junge, der nicht von heute auf morgen sich allein forthelfen könnte? Ein Nichts bist Du, ein aufgeblasenes Nichts, das sich einbildet, Etwas zu sein, weil Schmarotzer und Liebediener ihm in den Kopf gesetzt haben, es sei ein Genie und zu gut für den ehrlichen Beruf des Vaters! Weniger bist Du als der Geringste meiner Arbeiter, der doch im Schweiße seines Angesichtes sich sein Brod verdient, und seinen Platz ausfüllt. Glaubst Du, ich wisse nicht, Junge, daß man Dich in Deinem Comptoir nur aus Achtung für mich duldet, daß man Dich längst zum Teufel gejagt haben würde, wenn man nicht fürchtete mich zu kränken? Legst Du's vielleicht darauf an, daß man Dich entlasse, he? — um so ein Tagedieb werden zu können, der dann und wann ein Bild malt, das nichts einbringt, und dem Alten auf der Tasche liegt? Denkst Du vielleicht: Wenn der Alte mal die Augen zukneift, dann habe ich doch genug, um zu leben!? Darauf aber hast Du sauberer Patron wohl nicht gedacht, daß der Mensch, der nicht 'gelernt| hat zu erwerben, auch nicht zu erhalten wissen wird. Davor soll mich Gott bewahren, Dich in Deiner thörichten Handlungsweise zu bestärken! Ich sage Dir, jagt man Dich heute davon, so stecke ich Dich morgen unter die Matrosen und schicke Dich zur See, — das ist das letzte Mittel, einen Thunichtgut zu bessern!“

„Ich würde es bei weitem vorziehen, Seemann zu

werden, Vater, als in einer Beschäftigung zu verbleiben, die mich anwidert!"

„Anwidert! Hören Sie, Tipps? Anwidert!"

Der alte Herr schäumte vor Wuth.

Tipps schlug den Blick unter die Decke des Zimmers, seufzte und setzte die Daumenbewegung eifriger fort.

„Also ein Geschäft widert Dich an," polterte Seeberg, „wodurch ich in den Stand gesetzt werde, Dir Wohlleben zu schaffen, schöne Kleider, Geld in die Tasche, Dir ein Pferd zu halten, Deine Launen zu befriedigen, he? Als ein Stutzer herumgehen möchtest Du, und den großen Herrn spielen, nicht arbeiten, he?"

„Ich will arbeiten, Vater," erwiderte Ferdinand lebhaft, „unausgesetzt den ganzen Tag, aber was mir Freude macht! Du fühlst Dich als Kaufmann glücklich, ich werde in keinem anderen Berufe Befriedigung finden, als in dem der Kunst!"

„Kunst? Dummes Zeug, gerade gut zum Verhungern! Lumpenkram! Unter die armen Schlucker sollt' ich Dich gehen lassen, die leichtsinnigen Wildfange, damit sie an Dir hängen, wie es jetzt schon geschieht, und Dein bischen Vermögen mit Dir durchbringen, das ich mühsam erworben? Ich habe mehr dafür gearbeitet, Dir ein gutes Geschäft zu überlassen, wenn's einmal mit mir zum Sterben gehen sollte, als ein Vermögen! Soll das Alles zerfallen, was ich mühsam aufgebaut? In fremde Hände übergehen? Mein Name — mein geachteter Name!"

Bei den letzten Worten war es, als ob der alte Herr zusammenbrechen wollte, er wankte und stützte sich an den Tisch.

„Ich werde unserem Namen keine Schande machen, Vater, gewiß nicht!“ erwiderte Ferdinand aufgeregt. „Wird der Name Seeberg in Kaufmannskreisen mit Ehren ausgesprochen, so soll er auch dermaleinst in der gebildeten Welt überhaupt als Künstlername wenigstens mit Achtung genannt werden, dahin wird all mein Streben gerichtet sein! Glaube nicht, daß ich mich auf das Vermögen verlasse, das Du erworben hast, ich sehe nicht eine Veranlassung zum Nichtsthun darin, sondern ich schätze mich glücklich, daß es mir die Gelegenheit, die Mittel bietet, ohne Noth und Sorgen mich zu einem tüchtigen Künstler heranzubilden, daß es mich vor dem traurigen Loose jener Armen bewahrt, die, das tägliche Brod zu erwerben, ihre besten Kräfte in Erbärmlichkeiten zersplittern und ihr Talent untergraben müssen, bevor es noch zur rechten Entwicklung gekommen!“

„Redensarten und nichts dahinter!“ rief der alte Herr mit flammendem Gesicht. „Ich habe keinen Schilling gehabt, und bin geworden, was ich bin. Das tägliche Brod sich erwerben zu müssen, das ist's, was den rechten Mann macht. Wäre es Dein wirklicher Beruf, so ein Pinseler zu werden, drängte Dich Deine Natur unabänderlich darauf hin, Du wärest mir längst auf und davon gegangen, und hättest gehungert, wärest aber auf eigenen Füßen gestanden! Du jedoch bist verweichlicht, verwöhnt, leider Gottes durch meine Affenliebe, und die Deiner Mutter! Du möchtest nichts entbehren und doch Deinen überspannten Grillen folgen, diesen vermuthlich auch nur auf kurze Zeit. Du hast keine Kraft, keine Ausdauer, hast leidenschaftlich Musik getrieben und sie

an den Nagel gehängt, bist mit Eifer über Sprachen hergefallen, und hast sie, halb gelernt, wieder aufgegeben, Du malst und zeichnest, da das jetzt Dein Zeitvertreib ist; auch den wirst Du satt kriegen, wenn Du Deine Existenz dadurch gründen sollst! Versuch's, geh' hinaus in die Welt und werde ein Farbenklexer, aber keinen Schilling geb' ich Dir mit, so wahr ich Christian Dietrich Seeberg heiße, und das sage ich Dir, magst Du bereuen, magst Du am Hungertuche nagen, vom Augenblicke an, wo Du dies Haus verlassen wirst, darfst Du niemals wieder einen Fuß über seine Schwelle setzen, soll mich Gott verdammen!

Der alte Herr schlug mit der Faust auf den Tisch, an dem er stand, rückte dann die Kappe tief über die Augen, warf noch einen zornfunkelnden Blick auf seinen Sohn und schoß an ihm vorüber zur Thür hinaus, hinunter in's Comptoir.

Ferdinand stand bleich und regungslos, niedergeschmettert da.

Er sah und hörte es nicht, wie Tipps sich erhob, an ihm vorüber schlich, ihm mit sehr christlicher Miene zuflüsterte: „Sei vernünftig, Ferdinand!“ und dann das Zimmer verließ.

Endlich wankte auch er fort, hinauf zu seiner Stube. Dort griff er mechanisch zum Hut, stieg, in tiefes Sinnen verloren, die Treppe hinunter, und verließ das Haus.

Träumerisch schritt er vorwärts.

Tausend Gedanken bestürmten sein Gemüth. Es war schließlich anders gekommen, als er gehofft. Auf einen fürchterlichen Sturm hatte er schon gerechnet, aber

immer dabei im Auge behalten, mit welcher fast übertriebenen Liebe sein Vater, trotz all' seiner häufigen Zornausbrüche gegen ihn, an ihm hinge, und sich in den Gedanken hineingelebt, daß der alte Herr wohl in seiner Leidenschaft ihn äußersten Falls auf eine Zeitlang aus seiner Nähe verbannnen, aber dennoch nicht seine Hand von ihm abziehen werde, wenn er entschieden dem Kaufmannsstande entsagen sollte.

Ferdinand fühlte, daß sein Vater in manchen Dingen nicht Unrecht habe, er sagte sich auch, daß er die Malerei seither nur dilettantisch betreiben konnte, und, sollte es Ernst damit werden, wieder bei den Anfangsregeln beginnen, in das Atelier eines tüchtigeren Lehrers als derjenige war, welcher ihm anfänglich eine kurze Zeit Anleitung gegeben, gehen und endlich eine Akademie besuchen müsse. Zu dem Allen aber bedurfte er der väterlichen Unterstützung, um, wenigstens in erster Zeit ohne materielle Sorgen, so viel zu erlernen, daß er sich für die Folge allein würde forthelfen können.

Sein Vater aber gab ihm frei, seinem Wunsche zu folgen, und stieß ihn doch, wenn er seinen Plan ausführte, zugleich hinaus, ohne ihm an die Hand zu geben, was er zur Erlernung seines neuen Berufes nothdürftig brauchte.

Er wußte wohl, daß sein Vater oftmals im Zorn Drohungen ausgesprochen, die er später nicht in Erfüllung gehen ließ. Hier aber mochte es ein Anderes sein, denn war die Entziehung jeglicher Subsistenzmittel nicht das Einzige, womit der alte Herr noch seinen Sohn von einem Schritt zurückhalten konnte, den er als einen thörichten erkannte?

Ferdinand sagte sich, daß er in der That verweichlicht sei und an tausend kleine Dinge gewöhnt, die zu entbehren ihm schwer fallen würden; aber selbst auch, wenn er aus Liebe zu dem erwählten Beruf allem Ueberflüssigen entsagte, wie es ohnehin in seiner Absicht war, um dem Vater zeigen, daß es ihm Ernst mit der Kunst sei, am Nothwendigsten konnte er während seiner Schülerzeit nicht Mangel leiden, sollte er nicht elendiglich zu Grunde gehen!

Wohl hielt er sich Beispiele von Männern vor, die aus den dürftigsten Verhältnissen sich durch die Kraft ihres Genies und Willens emporgerungen; aber besaß er solche Seelenstärke, solche Begabung?

Er glaubte, wie alle schwachen Naturen einem ernsthaften Conflict gegenüber, jetzt schon mit weniger Zuversicht an sein Talent. Er ward irre an sich selber und seinen Hoffnungen.

Das waren die Grundmotive zahlloser Gedanken, welche in buntem Gewirre Ferdinands Gehirn durchkreuzten.

Selbst ein entschiedenerer Charakter als der unseres jungen Mannes würde bei Aussichten, wie er sie vor sich hatte, vor so kühnem Vorhaben im ersten Augenblick wenigstens scheu zurückgewichen sein.

Mit jedem Schritte, den Ferdinand auf der Straße machte, wuchsen die Schwierigkeiten, welche bei dem Gedanken an die Ausführung seines Lieblingswunsches vor seinem Geiste sich aufthürmten, bis sie zu einem riesengroßen Phantom sich gestalteten, das seine Seele drückte, und ihn vollständig entmuthigte.

Wo waren seine energischen Vorsätze, deren er sich im Gespräche mit Cecily am Tage vorher gerühmt hatte?

So schritt er vorwärts, den Blick zu Boden gesenkt.

Plötzlich schreckte er auf, — er sah sich vor dem Hause seines Principals.

Willenlos, mechanisch war er dorthin gelangt, er wußte selbst nicht wie.

War es durch Zufall, Gewohnheit? Oder lag darin ein Fingerzeig des Himmels, daß er hinfort auch solchen Weg wandeln solle?

Er seufzte hoch auf, trat in's Comptoir und — ging still an seine Arbeiten.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Der falsche Baron formt sich zum Gentleman um. — Brüderliches Entgegenkommen und gemeinschaftliche Wege. — Einer feiner als der Andere. — Lorck macht Vorschriften in Bezug auf die Grafen Stolzendorf. — Der Baron durchschaut seinen Bruder.

Als Franz Lorck, oder Pollert, oder — bleiben wir gleich bei einer Bezeichnung stehen, welche dem Leser am geläufigsten sein wird — der falsche Baron am Morgen nach seiner nächtlichen Expedition erwachte, hatte er sogleich nichts angelegentlicher zu thun, als an dem Glockenzug zu reißen.

Ein Kellner erschien.

„Soll ich den Kaffee bringen?“ fragte dieser.

„Ja," war die Antwort, „aber vor Allem sagen Sie mir, wie spät ist es?"

„Fünf Minuten nach acht Uhr!"

„So. Ist hier in der Nähe ein Magazin fertiger Herrenanzüge?"

„Unmittelbar neben dem Hotel."

„Gut. Schicken Sie sogleich, bevor Sie noch den Kaffee heraufbesorgen, in jenes Magazin. Lassen Sie sagen, ich wolle allerlei Einkäufe machen. Wenn ein Herr nach mir fragen sollte, — ich habe gestern Nacht schon, als ich in's Hotel zurückkehrte, dem Portier meinen Namen aufgegeben, ich weiß nicht, ob er ihn notirt hat oder sich desselben noch erinnert — auf alle Fälle bringen Sie mir mit dem Kaffee auch das Fremdenbuch, damit ich mich einschreibe. Vorläufig erinnern Sie den Portier — Baron Schlender!"

„Sehr wohl, Herr Baron."

Der Kellner ging. Der Baron stand auf.

Er war bei sehr guter Laune. Wie wunderbar hatte sich das Alles gestern gefügt. Seinen Bruder hatte er gefunden, von welchem er schon seit seinem sechzehnten Jahre getrennt war. Seine Freude entsprang nicht eben aus brüderlicher Zuneigung, was war ihm Paul in der Jugendzeit? Sie hatten nie mit einander sonderlich harmonirt. Die Eltern waren früh gestorben, und hinterließen den Knaben nicht mehr, als was nothdürftig zur Kostenbestreitung einer leidlichen Erziehung hinreichte. Der Vormund hatte die Brüder in eine Lehranstalt gethan, und sich nicht weiter um seine Schutzbefohlenen bekümmert. Jeder der beiden Knaben wandelte dort seinen

Weg allein. Franz schlug sich zu den munteren und leichtsinnigen Burschen, Paul zu den Duckmäusern. Franz hatte bei weitem mehr Talent als sein Bruder, aber dieser lernte gründlicher. Dem leichtfertigen Franz behagte nicht das kalte, gemessene Wesen Pauls, sie theilten wohl mit einander ein Schlafgemach, doch sah man sie in ihren freien Stunden nie beisammen, ihre Gemüther wurden einander entfremdet. Als sie die Pensionsanstalt verließen, war ihr gegenseitiger Abschied ein kühler. Franz wanderte in das Bureau eines Notars, Paul trat als Lehrling in ein Handlungsgeschäft. Von jener Zeit an sahen sie einander anfänglich nur selten, dann gar nicht mehr. Endlich erfuhr Franz, der Aeltere, daß Paul, nachdem er sein achtzehntes Jahr zurückgelegt hatte, sich über Hamburg nach England begeben habe, um sich dort in seinem Berufe weiter auszubilden. Aus jener Zeit datirte nun auch ungefähr der unstäte Lebenswandel Franzens; er hing sich an lockere Gesellen und leichtsinnige Frauenzimmer, gefiel sich darin, den Elegant zu spielen, und sah bald ein, daß ein ehrlicher Erwerb nicht ausreichen werde, eine solche Existenz zu bestreiten. Von schlechten Rathgebern verlockt, machte er Unterschleife, und ward schließlich vom Notar, einem alten gutherzigen Mann, ohne Strafe entlassen. Es würde uns zu weit führen, wollten wir hier ausführlich erzählen, wie der thörichte, charakterlose und doch im Grunde gute Franz nach und nach alle Phasen des Leichtsinns durchmachte, moralisch immer tiefer sank, bis er endlich das gewissenlose, strafbare Subject ward, das wir kennen.

Diese wenigen Andeutungen genügen, um zu zeigen,

daß Franz für seinen Bruder nichts fühlen konnte. Dieser war ihm nichts, aber was konnte er ihm unter den obwaltenden Umständen werden! Paul war ein raffinirter, gewandter Mensch, und vielleicht, trotz seines soliden Aeußeren, gewissenloser als er; des einen erinnerte er sich aus der Jugendzeit, das andere errieth er aus der Aeußerung, die Paul in der vergangenen Nacht hatte fallen lassen. Paul brauchte ihn, und eines Spitzbuben bedient man sich nicht zu einer rechtschaffenen Handlung.

„Wir sind endlich doch auf gleichen Wegen!“ murmelte der Baron fröhlich, als er daran dachte. „Er hat vielleicht längst zu meiner Fahne geschworen, nur dient er ihr anders, auf minder gefährliche Art, im Stillen! Desto besser! Wir werden jetzt brüderlich, Arm in Arm, mit einander unsere Carriere machen. Mit vereinten Kräften wird das auch besser gehen, wer weiß, mein Bruder hat vielleicht hochfliegende Pläne!“

Aber nicht allein das war es, was den falschen Baron erfreute. Paul conditionirte im Geschäfte Wilfords, des Millionairs. Das war eine Pointe! Dem Baron fiel augenblicklich das Document ein, in dessen Besitz er sich befand. War Etwas darin und in dem Schreiben enthalten, das sich ausbeuten ließ, um wie viel besser ging es jetzt, wenn er den Bruder sich zur Seite wußte. Hatte Paul vielleicht die Absicht, seinen Chef durch Fälschung oder was immer sonst um große Summen zu bringen, und war er, der Baron, dazu ausersehen, dabei mitzuwirken, so konnte er vielleicht, bei möglicher Entdeckung, seinem Bruder und sich durch jene

Papiere den Rücken decken. Es ließ sich etwa gar ein doppeltes Geschäft machen.

Und dann noch Eins. War nicht anzunehmen, daß Paul der spanischen Sprache mächtig sei? In solchem Falle ward dem Baron ja Vieles erleichtert.

Aber nun handelte sich's darum, inwieweit sein Bruder zuverlässig sein möchte!? Dieser Gedanke brachte unsern Baron darauf, daß er selbst seinem Bruder gegenüber vorsichtig verfahren müsse, und so beschloß er denn, ihm von jenen Papieren nicht eher etwas zu sagen, als bis er Paul gewissermaßen in Händen habe.

Vorläufig konnte er übrigens seinen Bruder unter irgend einem Vorwande veranlassen, mit Feinheit auszukundschaften, ob Wilford ein Baron Schlender persönlich bekannt sei.

Nachdem die Toilette des Barons ungefähr bis zur Hälfte gediehen war, ward der Kaffee gebracht.

Unser Abenteurer hätte gern, während er das Frühstück zu sich nahm, sich zugleich über das Tagebuch Schlenders hergemacht, aber er getraute sich nicht, es zu thun, da er jeden Augenblick befürchten mußte, daß sein Bruder ihn bei dieser Lectüre ertappen möchte. Er begnügte sich daher, sich mit dem Fremdenbuch zu beschäftigen, und kritzelte, nachdem er den Paß Schlenders neben sich gelegt, und die Unterschrift des Verstorbenen geprüft hatte, den Namen täuschend ähnlich hinein.

Kaum war sein Frühstück beendigt, als an die Thür seines Zimmers gepocht ward.

Der Besitzer des Magazins trat ein und meldete sich. Der Baron ließ sich Maß nehmen, und fragte, ob für

seine Statur elegante Kleider vorräthig seien. Dieses ward bejaht, und nun erhielt der Kleiderhändler den Auftrag, so bald wie möglich mit einer reichlichen Auswahl gentiler Garderobe zu erscheinen.

Nachdem der Mann sich entfernt, schloß der Baron seinen Koffer auf. In einer Ecke desselben, neben dem umfangreichen Manuscript, stand der gefüllte Beutel, den er in der Nacht vom Bruder heimgetragen hatte.

Lächelnd zählte der Baron die vierhundert Thaler ab, steckte die Hälfte davon in den Beutel und murmelte: „Das ist zur Etablirung des Luftspringers, bei dem ich die Rolle des Schutzengels übernommen habe!"

Das andere Geld ließ er, in kleine Stapel abgezählt, auf dem Tische stehen.

Der Paß aber verschwand wieder in das Portefeuille. Nachdem dieses geschehen, trat unser Abenteurer zu der Thür, welche das Nebenzimmer links von dem seinigen trennte. Dort zog er aus einer Fuge ein Stückchen graues Papier hervor und schaute eine Zeit lang durch ein kleines, dort gebohrtes Loch. Er schien sich einer aufmerksamen Beobachtung hinzugeben. Sie währte indessen nicht lange. Er verstopfte das Loch wieder, öffnete dann ein Fenster, zündete sich eine Cigarre an und rauchte, indem er seinen Blick über die Promenade schweifen ließ.

Der Kleiderhändler verschwand, während der Kellner eintrat. Diesem gab er den Auftrag, den Rest des aufgestapelten Geldes in Gold umwechseln zn lassen. Dann bekleidete er sich mit einem der Anzüge.

Er hatte dieses kaum bewerkstelligt, als von Neuem an seine Thür gepocht wurde.

Diesesmal trat Paul Lorck ein.

Der falsche Baron eilte seinem Bruder freundlich lächelnd entgegen und rief:

„Du bist es schon, Bruder? Ich erwartete Dich nicht so früh! Wir nahmen gestern so spät von einander Abschied und hatten uns kurz zuvor so viele Bewegung gemacht,“ fügte er in drolligem Ton hinzu, „daß ich glauben mußte, Du werdest wegen all' der Strapazen noch müde in den Federn liegen!“

Lorck blieb regungslos und ernsthaft an der Thür stehen, als habe er nichts von dem Scherz vernommen, den sein Bruder machte. Dann legte er den Finger an den Mund.

„Pst!“ flüsterte er.

Der Baron sah ihn befremdet an und schwieg.

Lorck aber trat näher, setzte seinen Hut auf einen Stuhl und sagte ernsthaft:

„Du hast mich bei meinem Eintreten angeschrieen, als die Thür noch halb offen war. Auf dem Gange verkehren allerlei Leute. Wie leicht konnte man Dich hören! Du hast mich in einem Athem geduzt und Bruder genannt. Vergiß nicht, daß Du der Baron Schlender bist, und ich der Handlungscommis Lorck bin!“

„Ja so!“ versetzte der falsche Baron lachend — „Du wirst aber doch hoffentlich die Aengstlichkeit nicht so weit treiben, von mir zu verlangen, daß ich Dir gegenüber unter vier Augen den Baron spiele?“

„Rede nicht so laut,“ entgegnete Lorck leise, „in Gasthöfen haben die Wände nicht allein mehr Ohren, als in Privathäusern, sondern auch die Thüren Löcher!“

„Das brauchst Du mir nicht zu sagen, mein Freund,“ versetzte der Baron, den Klang seiner Stimme dämpfend, „ich bin in Hotels aus alter Gewohnheit immer so ziemlich gleich zu Hause. Darum kann ich Dir auch sagen, daß hier nebenan rechts ein alter tauber Regierungsrath aus Königsberg wohnt, und links eine Diaconissin aus Paderborn, die in Begleitung ihrer Nichte reist. Gefahrlose Wesen also, mit Ausnahme der Nichte, die gefährlich genug ist, dessen kann ich Dich versichern. Schaue nur durch das Loch, das ich dort gebohrt habe, nachdem ich in vergangener Nacht nach Hause gekommen! Ich bohre immer Löcher in die Nachbarthüren und frage die Portiers aus, das ist so meine Gewohnheit, man pflegt das so zur Sicherheit und obenein noch bisweilen anderer Zwecke wegen zu thun, Bruder!“

Lorck antwortete nicht, sondern ging mit englischer Gravität zu einem Stuhl, rückte ihn zum Tisch und setzte sich.

Dann richtete er den Blick musternd auf seinen Bruder. Er schien mit dieser Musterung zufrieden zu sein. Der falsche Baron hatte in der That das Aussehen eines Dandy, eines eleganten Cavaliers.

„Ich kann jetzt nur wenige Worte mit Dir reden,“ begann Lorck flüsternd, trotzdem ihn sein Bruder beruhigt hatte, „denn ich muß sogleich in's Comptoir. Ich bin gekommen, mich vorläufig von Etwas zu überzeugen. Was ich im Verein mit Dir zu unternehmen gedenke, muß in aller Ruhe vorbereitet und kann in acht oder auch vierzehn Tagen erst ausgeführt werden. Es ist daher nothwendig, daß Du bis dahin hier unverdäch-

tig lebest. Ist das möglich? Du hast mir in der vergangenen Nacht flüchtig gesagt, daß Du mit einem guten Paß versehen seiest. Ist dem so? Und wo ist er? Wie ward er Dir ausgestellt? Kann die Rolle, welche Du hier zu spielen gedenkst, nicht zu Deiner Entdeckung führen?"

Der falsche Baron beantwortete alle diese Fragen, indem er das ganze Eisenbahn-Abenteuer erzählte, das der Leser bereits kennt. Die Motive, welche ihn zur Flucht aus Berlin zwangen, berührte er nicht, und als doch zufällig im Verlaufe der Erzählung eine leise Andeutung durchblitzte, unterbrach Lorck seinen Bruder ernsthaft, indem er entschieden erklärte, daß er nichts, weder von der früheren, noch der jüngsten Vergangenheit des Bruders wissen wolle. Der falsche Baron legte dann den Paß Schlenders vor, zeigte das Manuscript des verstorbenen Schriftstellers, hütete sich aber wohl, vor der Hand auch nur ein Wort darüber fallen zu lassen, daß er im Besitze noch anderer Schriften sei.

Lorck erklärte sich zufriedengestellt.

„Es ist nicht anzunehmen," sagte er, „daß der Baron in Hamburg persönlich bekannt sei. Ich werde aber augenblicklich nach Berlin an einen Freund schreiben, daß er sich nach der Familie des Barons erkundige und in Erfahrung bringe, ob dieser vielleicht früher einmal eine Zeitlang sich in Hamburg aufhielt. Es geschieht dieses zu unserer völligen Sicherheit. Von den Spaniern, welche sich hier aufhalten, wird ihn Keiner gekannt haben, es sind dies meist junge Leute aus Küstenplätzen, und dieser Baron Schlender entfernte sich ja

während der sechs Jahre kaum aus Madrid, wie aus dem Paß zu ersehen ist.“

„Und doch dürfte ein Mann in Hamburg leben,“ entgegnete der falsche Baron im unbefangensten Ton, „der diesen Schlender gekannt hat.“

„Und wer sollte dieser Mann sein?“

„Ein gewisser Wilford — wenn ich nicht irre, Henry Wilford.“

„Was der Teufel, das ist ja mein Principal!“ rief Lorck, seine englische Mäßigung vergessend.

„So, der ist Dein Principal?“ erwiderte der Andere ruhig, ohne eine Miene zu verziehen.

„Und woher weißt Du, daß Wilford diesen Schlender kannte?“ fragte Lorck lebhaft.

„Nun, das ist ganz einfach!“ entgegnete der falsche Baron gelassen lächelnd — „Der Mann kam doch nicht gleich als Leiche in meinen Waggon! Wenige Minuten also bevor ihn der Schlagfluß traf, wendete er sich zu mir und fragte: Sind Sie in Hamburg bekannt, mein Herr? — O ja, gab ich zur Antwort. — So kennen Sie sicher den Kaufmann Henry Wilford? — Ich mußte es verneinen. Der Mann sagte nichts weiter; bald darauf ereilte ihn sein Schicksal.“

„Ha!“ sagte Lorck — „Wenn er wirklich den Baron gekannt haben sollte! Es wäre mir durchaus unlieb, denn ich hatte die Absicht, Dich bei Wildfords einzuführen.“

„So?“ entgegnete der falsche Baron anscheinend gleichgültig, im Innern aber hoch erfreut, daß der Bruder seinen Wünschen entgegenkam — „Sollte es denn überhaupt nothwendig sein?“

„In einer Beziehung wäre es mir wünschenswerth!“ antwortete Lorck — „Ich hätte es gern gesehen, wenn ein wiederholter Besuch im Comptoir Dir, —“

Lorck brach plötzlich ab. Dann sann er einen Augenblick nach und fuhr fort:

„Ist es denn gesagt, daß Wilford den Baron persönlich gekannt habe? Die Frage des Verstorbenen beweis't noch nichts. Ich werde dieser Tage den Principal in unauffälliger Weise darüber sondiren.“

„Es ist ein seltsamer Zufall,“ bemerkte der falsche Baron, „daß gerade dieser Wilford Dein Chef sein muß! Sein Name ward mir nicht allein von jenem Schlender während der Fahrt genannt, sondern ich wurde auch durch zwei Herren, ohne daß ich es wollte, in eine seiner Familienangelegenheiten eingeweiht. Du weißt doch, daß Dein Principal beabsichtigt, seine Tochter zu verheirathen?“

„Was der Teufel!“ rief Lorck. „Da bist Du vermuthlich mit den Grafen Stolzendorf gefahren?“

„Ja, ja, Stolzendorf ist der Name dieser Herren. Ich saß neben ihnen im Coupé und that als ob ich schliefe. Da habe ich schöne Dinge erfahren!“

Lorck blickte seinen Bruder mit gespannter Erwartung an.

„Was für Dinge?“ fragte er.

„Nun, ich hörte da, daß der alte Graf bis über die Ohren in Schulden stecke, und daß nur eine Verbindung mit der Tochter Deines Millionairs, dem er so ziemlich verfallen sei, die gräfliche Familie vor dem Ruine bewahren könne, —“

„Sonst nichts? Das habe ich mir längst gedacht —!“

„Daß der junge Graf mit großem Widerstreben und sogar mit einigem Vorbehalt darin willigte, auf solche Art sein und seines Vaters Glück zu machen —“

„So, so! Graf Theodor ist also nicht fest entschlossen? Er fürchtet, seine Ahnen zu beleidigen —?“

„O, der junge Mann ist nichts weniger als ein eingefleischter, exclusiver Aristokrat! Er sprach so einige Gesinnungen aus, welche auf einen leidlichen Freigeist schließen lassen. Er hat nur noch die rosenfarbenen, romantischen Ideen der Jugend, diesen gewissen Stolz, der sich schon nach und nach verlieren wird, — er will keiner Schürze sein Glück zu verdanken haben!“

„Hm!“ sagte Lorck, in kurzes Nachsinnen sich verlierend. Dann fuhr er fort:

„Und Du machtest Dich nicht mit diesen Herren bekannt?“

„O doch,“ war die Antwort, „ich bin sogar mit Beiden auf einen recht vertraulichen Fuß gekommen. Mein Gott,“ fuhr er selbstgefällig fort, „wenn man, wie ich, gewohnt ist, mit Cavalieren zu verkehren, dann findet man schon den rechten Ton! Der alte Herr hat mich sogar zu sich in sein Hôtel geladen!“

Lorcks Auge blitzte als er dieses vernahm.

„Das ist mir ganz recht,“ sagte er, so viel wie möglich Ruhe erheuchelnd, „ich werde Dir später gewisse Mittheilungen machen. Alles fügt sich nach meinen Wünschen, wie mir scheint. Ich betrachte es als einen günstigen Zufall, daß Du die Grafen kennst. Vernachlässige diese Bekanntschaft nicht, suche Dich aber vorzugs-

weise an den jungen Grafen anzuschließen. Suche ihn so weit zu bringen, daß er Dir sein volles Vertrauen schenkt, sein Herz erschließt, und dann wirke womöglich darauf hin, ihn von dem Plane abzuziehen, den sein Vater mit ihm hat. Er darf sich nicht in die Tochter Wilfords verlieben! Hamburg ist ein Ort, der einem jungen Manne tausend Zerstreuungen bietet, verlocke ihn zu Diesem und Jenem, Du wirst mich verstehen —!"

„O ja, ich soll ihn ein wenig mit guter Manier und in liebenswürdigster, unbefangenster Weise demoralisiren. Darauf verstehe ich mich!"

„Im Grunde," fuhr Lorck, den Kopf schüttelnd, fort, „würde ihn das aber vielleicht erst recht nicht hindern, die Hand der reichen Banquierstochter nebenbei anzunehmen. Gelockerte Grundsätze machen den Stolz elastischer, schmiegsamer, das beweist der alte Herr! Wenn man den Grafen Theodor auf andere Weise fangen könnte —! Wenn ich ein reizendes Mädchen wüßte, aber von wunderbar fesselnder Schönheit, und wenn man dann wie zufällig —"

„Halt, Bruder," rief plötzlich der falsche Baron, sich die Stirn reibend, „ich habe eine Idee!"

„Nun?" fragte Lorck lebhaft.

„Nein, laß mich vor der Hand! Ich muß das erst reiflicher durchdenken. Aber ich glaube, daß ein Mädchen gefunden ist, welches den jungen Grafen alle reichen Bürgerstöchter der Welt vergessen machen kann. Doch sage mir, Freund," fuhr er langsamer fort, einen lauernden Blick auf den Bruder richtend, während seine Lippe sich zu einem sarkastischen Lächeln verzog, „was

bestimmt Dich denn, so lebhaft in die Herzensangelegenheiten der jungen Leute eingreifen zu wollen?"

„Das werden Sie noch zeitig genug erfahren, Herr Baron!" versetzte Lorck, ebenfalls lächelnd. „Vorläufig kennst Du die Richtung, die Du einzuschlagen hast."

„Ja, und um so besser, als ich das Ziel ahne, dem Du entgegensteuerst, Bruder!"

„Nun gut, ich kann Dich nicht hindern, Deine eigenen Ideen zu haben. Eins aber noch merke Dir! Sollte es Dir möglich sein, die beiden Grafen auf geschickte Weise mit einander zu brouilliren, so daß mehr oder weniger eine nachtheilige Mißstimmung, ein Zerwürfniß entstände, so würde das meinen Plänen äußerst förderlich sein. Sinne nach, was sich da thun ließe, und hast Du den beiläufigen Umriß zu einer Intrigue entworfen, dann wollen wir darüber weiter reden, ich bin in solchen Dingen nicht ohne Talent!"

„Das hat man schon von Dir behauptet, als Du noch ein Knabe warst!" rief der falsche Baron mit Malice lächelnd.

„So viel aber sage ich Dir, Franz," fuhr Lorck fort, ohne die Zwischenrede seines Bruders zu beachten, „laß Dir nicht einfallen, die Grafen auf eigene Faust, das heißt, Deinem — Handwerk gemäß, auszubeuten, Du wirst mich verstehen! Es steht zu viel auf dem Spiele!"

„Sei ohne Sorgen, Bruder, ich werde nicht vergessen, daß ich der Baron Schlender, ein Cavalier sei, und vor Allem — ein ehrlicher Mann, beiläufig so ehrlich — wie Du!"

Lorck biß sich in die Lippe. Dann lächelte er und sagte, indem er aufstand:

„Du hast also vorläufig eine Beschäftigung. An die Hauptsache können wir ohnehin nicht sogleich gehen, da ich noch gewisse Dinge abzuwarten habe. Heute, morgen, in einigen Tagen, je nach den Umständen, werde ich mich genauer mit Dir besprechen und Dir Alles detailliren. Jetzt rufen mich meine Pflichten. Du wirst immer Morgens bis zehn Uhr im Hôtel anzutreffen sein. Leb' wohl!"

Lorck griff zum Hut. In diesem Augenblick trat der Kellner ein und brachte das eingewechselte Gold.

„Ich habe die Ehre, Herr Baron!" sagte Lorck mit einer steifen Verbeugung und verließ das Zimmer.

Der Baron vermochte kaum das Lachen zurückzuhalten, als sein Bruder sich also verabschiedete. Dennoch zwang er sich zu einer Miene, welche zwischen Ernst und wohlwollender Herablassung schwankte.

Dann nahm er das Gold in Empfang, ließ sich eine Zeitung bringen, rollte die zweihundert Thaler hinein, und steckte sie in die Tasche seines Palletots.

Als er sodann sich anschicken wollte, das Hôtel zu verlassen, fiel ihm erst ein, daß er zu seiner Kopfbedeckung nichts weiter habe, als die Plüschkappe, die für seinen jetzigen dandyartigen Anzug vollends unpassend war.

Rasch wurde daher der Kellner von Neuem herbeigeläutet und ein Hutmacher mit einem halben Dutzend seiner elegantesten Erzeugnisse in's Hotel beordert.

Nachdem sich der Kellner mit der Kappe, die als Muster für den Umfang des Kopfes dienen sollte, ent-

fernt hatte, gab sich unser Baron verschiedenen Betrachtungen hin.

„Es ist klar,“ sagte er sich, „mein Bruder speculirt auf die Tochter Wilfords. Er hat vielleicht schon ein heimliches Einverständniß mit dem Mädchen. Doch wozu dann die anderen Angelegenheiten, die er bis jetzt nur geheimnißvoll angedeutet hat, die er seine Hauptsache nennt, und zu der er meine gaunerischen Fähigkeiten in Anspruch nehmen will? Er wird doch nicht etwa das Mädchen entführen wollen, mit meinem Beistand etwa? Doch nein, dann wäre es ja überflüssig, die Grafen in eine Intrigue zu verwickeln. Vielleicht die Million ohne das Mädchen zu entführen, wenn aus der Partie für den hochstrebenden Herrn Bruder nichts werden sollte? Das wäre denkbarer! Ha, ich muß jedenfalls das Terrain eben so gut kennen lernen wie mein Bruder, denn ich bin nicht gesonnen, ganz als willenloses Werkzeug zu agiren. Paul muß ohnehin selber daran liegen, daß ich mir einige Orts- und Personenkenntniß erwerbe! Er geht behutsam vorwärts, ich werde ein Gleiches thun. — Hm! Der junge Graf soll sich also womöglich verlieben? Das kann nur in eine Ungewöhnliche geschehen, und die ist ohne allen Zweifel das reizende Kind, dessen Anblick mich in der Wohnung der seltsamen alten Kartenlegerin überraschte. Ich halte dieses Mädchen für fähig, einem phantasievollen jungen Mann die überschwänglichste Leidenschaft einzuflößen! — Wie aber arrangire ich es, daß der Graf sie sehe? Eine Gelegenheit darf nur auf ungefährliche Art herbeigeführt werden, und dann darf die Alte mich ja nicht sehen, sie könnte sonst dem Grafen

verrathen, in welcher Gesellschaft er sich befinde! Doch was denke ich so weit voraus, kommt Zeit kommt Rath. Und Vater und Sohn gegen einander aufzuhetzen, mein zweiter Auftrag, das soll mir schon nicht allzuschwer fallen, die Herzen beider Herren scheinen ohnehin nur durch ein leicht zerreißbares Spinnenfädchen an einander geknüpft zu sein! — Bei Gott, mein Bruder ist ein kleiner Diplomat, und gewiß ein großer, herzloser Schuft, trotz seiner ehrbaren Commismiene! Er fragt ohne Zweifel keinen Heller nach der Tochter Wilfords. Das bleibt sich auch im Grunde gleich, wir brauchen Geld, und es müßte mit dem Satan zugehen, wenn zwei so verschmitzte Köpfe wie wir nicht auf die eine oder andere Art dazu gelangen sollten! — Heute lese ich auf alle Fälle das Tagebuch meines Verstorbenen vom Anfang bis zum Ende durch, und von morgen an studire ich spanische Landeskunde! Greift Paul nicht durch, wer weiß, was mir noch vorbehalten ist!

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Die Familie des Clown. — Ein Wohlthäter eigener Art.

Solche und ähnliche Gedanken beschäftigten unsern Abenteurer während der Zeit bis der Hutmacher erschien.

Dieser machte denn auch bald seine Aufwartung, in wenigen Minuten war ein passender und modischer Cylinder ausgesucht, der Mann bezahlt und entlassen.

Dann ließ der falsche Baron eine Droschke kommen und sich zum Zeughausmarkt fahren.

Dort fragte er nach dem Grünen Sood und ward dahingewiesen.

Nachdem er das Gäßchen, welches diesen Namen trägt, erreicht hatte, wanderte er von einem der kleinen baufälligen Häuser zum andern. Er erinnerte sich nicht genau der Nummer mehr, die der Clown ihm angegeben hatte.

Endlich blieb er vor der Nummer fünf stehen und fragte ein altes Weib:

„Wohnt hier nicht ein gewisser Faribol?“

„Faribol?“ näselte das Weib und legte den Kopf auf die Seite.

Das Erscheinen eines so vornehmen Stutzers in einer Gasse, die keineswegs zu den Lustpromenaden der eleganten Welt Hamburgs gehört, war wohl geeignet, die Nachbarschaft rebellisch zu machen.

Im Nu waren drei bis vier alte Weiber und ein halbes Dutzend schmutziger Kinder an der Seite der Alten, welche der Baron angeredet hatte.

Alle steckten sie die Köpfe zusammen und stierten den feinen jungen Mann von oben bis unten unverschämt an.

Vermuthlich dachten sie, daß ein solcher Herr sich nach Niemand anderem als höchstens irgend einer galanten Nätherin oder dergleichen erkundigen könne. Sie hielten demgemäß ihre scharfen Zungen bereit. Wehe dem Unglücklichen, der es wagt, selbst in harmlosester Absicht in so einer kleinen Straße eine solche Frage ge-

gen ein altes Weib laut werden zu lassen, eine Flut von höhnischen Antworten ist die Folge davon, und der Arme kann von Glück sagen, wenn es ihm gelingt, das Ende der Gasse zu erreichen.

Die Weiber aber sollten sich diesmal täuschen.

„Ein gewisser Faribol?“ ging es von Mund zu Mund.

Die alten Hexen glotzten erst einander und dann den Herrn an.

Die zuerst Angeredete ermannte sich endlich und sagte in jenem Gemisch von Hoch- und Plattdeutsch, das der Hamburger „Missingsch“ nennt:

„Wo der wahnt, dat weiß der Deubel!“

„Da ich aber nicht die Ehre haben kann, sobald dem „Deubel“ meine Aufwartung zu machen,“ versetzte der Baron lächelnd, „habe ich mich an Sie gewendet, meine Damen! Doch richtig, da fällt mir ein, daß Faribol nur der Künstlername des Mannes ist, den ich suche. Er heißt Peter Kahle — oder Köhle —“

„Peter Köhler, der Kunstmacher!“ riefen die Weiber lachend.

„Richtig, meine Damen!“

„Der wohnt hier gleich nebenan, Nummer Sechs!“ grinste die erste Alte.

Und als ob diese Antwort unmittelbar durch die Künstlerfamilie bestätigt werden sollte, ertönte aus der Parterrewohnung des nächsten Hauses ein wüthiges Trompetengeschmetter, das auf ein Haar jenem Spectakel glich, den Luftspringer und dergleichen Leute vor ihren Buden loszulassen pflegen, um die schaulustige Menge heranzulocken.

Der Baron schritt jenem Hause zu.

Er hörte die alten Weiber hinter sich murmeln. Hätte er ihr Plattdeutsch verstanden, er würde beiläufig folgendes nicht eben Schmeichelhafte vernommen haben:

„Sieh mal, den hätt' ich für'n Vornehmen gehalten, und er wird auch wohl so'n Pojatz sein aus der Kunstreiterbude!"

„Ja, er macht sich wie'n Parish, aber es ist nichts dahinter, das sieht man!"

„Ein Schauspieler, wenn's hoch kommt!"

„Jedenfalls ein Hans Quast, denn er hat uns doch nur zum Narren gehabt mit seinem „Meine Damen!"

In dieser und ähnlicher Weise machten die „Damen vom grünen Sood" ihrem Aerger darüber, daß ihnen ein kleiner solider Straßenskandal entgangen war, Luft; dann schoben sie wieder auseinander.

Der falsche Baron aber trat in das ihm bezeichnete Haus.

Er sah sich in einer kleinen Vordiele, die dem Auge fast nichts als die nackten Wände darbot. An der Rückseite dieser Diele zeigte sich ein kleiner Heerd mit mehreren zerbrochenen Gefäßen. Es war also dieser niedrige, schmale Raum Vorzimmer und Küche zugleich.

Rechts vorn befand sich eine Thür, welche zu dem Zimmer führte, aus dem das Trompetengeschmetter noch immer in ohrenzerreißendster Weise hervordrang.

Der Baron schritt rasch zu dieser Thür und öffnete sie weit. Ein seltsamer Anblick überraschte ihn.

Inmitten des ziemlich niedrigen Zimmers, das nur einen Stuhl, einen kleinen Tisch und einige Strohsäcke

enthielt, die im Winkel lagen, stand jener Mann, der noch vor wenigen Stunden verzweiflungsvoll mit der Pistole in der Hand am Stadtgraben saß und Selbstmordgedanken hegte, auf dem Kopfe. Er hatte die Füße kerzengrade in die Höhe gestreckt, hielt mit einer Hand, die sich auf den Boden stützte, das Gleichgewicht, und mit der anderen eine Trompete, der er in solcher Stellung eine schreckenerregende Fanfare entlockte.

Zwei Schritte etwa von ihm entfernt ging ein Mädchen, vollständig in verschossene Tricots gekleidet, auf den Händen, und hatte die Beine über die Schultern geschlagen, so daß die Fußspitzen an beiden Seiten des Kopfes gleich Ohren hervorragten.

Ein Knabe, in fadenscheinigen, gewöhnlichen Kleidern, lag etwas weiterhin lang ausgestreckt auf dem Boden, und balancirte ein ebenfalls in Tricots gekleidetes, etwas kleineres Mädchen auf einer Hand und einem Fuß.

In der Ecke, auf einem der Strohsäcke, saß ein unförmlich dickes, schwammiges Weib, deren übrigens freundliche, wohlwollende Züge einen Fettglanz hatten. Diese Frau stopfte einen Strumpf.

Der Baron that einen Schritt vorwärts, zugleich erhielt sein neuer Hut einen heftigen Stoß.

Indem unser Abenteurer sich bückte und den Hut herunternahm, gewahrte er vor sich gleich neben der Thür ein Etwas, das er nicht zu unterscheiden vermochte, und das einem Knäuel von kleinen Gliedern glich.

Vorsichtig trat er daran vorüber in's Zimmer, und blickte nun um sich.

Sein Erscheinen machte dem Gaukeln augenblicklich ein Ende. Der Mann ließ die Trompete fallen, sprang auf die Füße und trat mit einem vor Anstrengung kirschrothen Gesicht dem Baron entgegen. Das ältere Mädchen lös'te ihre Gliederverrenkungen auf und trat, verlegen erröthend, zur Mutter. Diese erhob sich mit einiger Anstrengung, hielt den Strumpf hinter sich und schaute den Eintretenden aus kleinen Blinzelaugen an, die fast durch die Fettpolster der Stirn und der aufgedunsenen, glänzenden und ebenfalls kirschbraunen Wangen verdeckt wurden. Das jüngere Mädchen ward vom Knaben auf die Seite geschleudert, kam aber wie eine schlanke Sylphide anmuthig auf die Füße zu stehen, gleichsam in einem Tanzpas, und schmiegte sich dann in graziöser Natürlichkeit an den Vater, die großen dunklen Augen neugierig auf den Fremden gerichtet. Der Junge war indessen mit einem kräftigen Schwung von der Erde auf und zum Fensterbrett in die Höhe. Dort saß er und starrte ebenfalls den Eintretenden an.

„Ich finde Sie ja in voller Arbeit!" begann der Baron lächelnd.

„Ein wenig!" entgegnete der Clown. „Wir haben so täglich unsere Uebungsstunde. Da muß Alles dran, damit nichts verlernt wird und die Glieder geschmeidig bleiben. Gertrud," fuhr er fort, indem er sich zu seiner Frau wandte, „das ist der edle Herr, mein Lebensretter, unser Engel in der Noth!"

Die dicke Frau Gertrud, die eher einem Bierfaß als einem menschlichen Wesen glich, verneigte sich schämig, und verzog die Fettpolster ihrer Wangen zu einem Lä-

cheln, das ihrem Antlitz des Aussehen eines breiten Kautschukballes gab. Bei dieser Procedur verschwanden ihre Augen völlig. Sie stotterte dabei Etwas, das vermuthlich allen Anwesenden unverständlich blieb.

„Kinder," rief der Clown von Neuem, „dort steht der gute, liebe Herr, dem Ihr es zu danken habt, daß Ihr nun nicht mehr in die häßlichen Wirthshäuser zu gehen braucht, Eure Kunststücke zu zeigen! Geht, und küßt ihm die Hände!"

Ein Freudenstrahl erhellte mit Einemmal die Angesichter der Kinder. Der Knabe jubelte und stürzte sich vom Fensterbrett herunter, dem Baron entgegen. Die Mädchen näherten sich stiller und bescheidener, aber ihre Wangen überzog ein freudiges Glühen.

Beide Mädchen waren auffallend hübsch, sie hatten geregelte Züge, dunkle lebhafte Augen und ein frisches Aussehen. Schwarzes Lockenhaar umwallte ihre Köpfchen, man hätte sie in ihren enganschließenden Tricots mit der abgeblaßten Silberstickerei für schöne Knaben halten können, würden nicht die bereits emporblühenden runden Formen der Aelteren und der zarte, feine Körberbau der Jüngeren ihr Geschlecht verrathen haben.

Der Baron wehrte die Kinder lächelnd von sich ab. Er wäre dabei fast auf den kleinen Gliederknäuel getreten, der neben der Thür lag.

Hastig trat er davon zurück, deutete mit dem Finger darauf und sagte.

„Um Gotteswillen, was ist denn das dort, das einem Durcheinander von Händen und Füßen, und der Himmel weiß was noch, gleicht? Ich unterscheide da nichts!"

„Das ist meine jüngste Tochter Adolfine," versetzte der Clown lächelnd, „ein liebes, braves Kind, fünf Jahre alt, gelehrig, macht mir große Freude. Komm Kindchen, jetzt wird nicht mehr gearbeitet!"

Bei diesen Worten trat der Clown zu dem Knäuel und entwirrte ihn. Ein allerliebstes goldlockiges Kind stand im nächsten Augenblicke vor dem erstaunten Baron.

„Zum Teufel, das nennt Ihr arbeiten?" rief dieser.

„Freilich," entgegnete der Clown, der die Sache ganz natürlich fand. „Den kleinen Kindern biegt man die Glieder über einander, und läßt sie so lange Zeit liegen. Dadurch werden, oder richtiger, bleiben sie geschmeidig!"

„Mein Gott und Herr, 's is nit anderscht!" blubberte Frau Gertrud gemüthlich heraus.

Der Baron streichelte die Wangen des hübschen Kindes, das die Glieder schüttelte und durchaus keinen Schmerz darin zu verspüren schien.

„Das ist also die ganze Familie?" sagte er, im Kreise herumblickend.

„Ja, Gott sei Dank!" entgegnete der Clown. „Vier Kinder, das ist gerade genug, vorzüglich wenn Einen das Schicksal verfolgt, wie es bis jetzt bei uns der Fall war! Aber wir hätten, trotz Noth und Sorgen, doch keines von den lieben Kindern missen mögen, nicht wahr, Trudel?"

Frau Gertrud nickte freundlich und ließ wieder einige unverständliche Töne vernehmen.

„Aber ich habe ja nicht die Ehre gehabt," fuhr der Clown redselig fort, „Ihnen meine Familie vorzustellen!

Das da ist Gertrud, meine Frau, gewöhnlich Trudel genannt, ehemals eine Zierde der Kunstreiterinnen! Es ist noch nicht so lange her, da suchte sie noch im Reifspringen, im Pas graçieux auf ungesatteltem Pferde und als Parforcereiterin ihre Meisterin!"

„Das muß schön gewesen sein!" versetzte der Baron mit völlig ernsthafter Miene.

Frau Trudel machte ein Compliment, das noch ihre jetzige Grazie bekunden sollte, und etwas ungeschlacht ausfiel. Ihre Augen verschwanden dabei wiederum spurlos, denn sie lächelte verschämt bei den Lobspenden ihres Mannes, der diese ungefähr vortrug, wie ein Ausrufer in einer Schaubude Sehenswürdigkeiten erklärt.

„Ja, das können Sie mir glauben, bester Herr," redete der Mann weiter, „die Trudel wäre noch jetzt ein sehr brauchbares Subject, hätte sie das Schicksal nicht mit unverdienter Dickleibigkeit heimgesucht. Sie stellte sich mehr und mehr von Jahr zu Jahr ein, was wir auch dagegen unternehmen mochten. Wir versuchten es mit der Diät — die Trudel blieb dick! Uebermäßige Bewegung sollte nun helfen, aber — die Trudel blieb dick! Ich brachte die Frau in eine Trainiranstalt, in der Jockeys für Wettrennen abgemagert werden, — die Trudel blieb dick! Die Arme ward innerlich vom Gram verzehrt und nahm dabei äußerlich immer mehr zu! Das Publikum begann ihren Umfang lächerlich zu finden und achtete nicht ihrer Kunstfertigkeit mehr, sondern spottete; die Welt ist undankbar, mein Herr, gegen Diejenigen, welche ihr mit edler Selbstverläugnung ihre besten Kräfte widmeten! Aber das war noch nicht das Schlimmste —

kein Pferd wollte schließlich meine Trudel mehr auf sich nehmen, und dadurch natürlich ward ihre Carriere vollends vernichtet!“

„Man konnte das am Ende den guten Thieren nicht ganz verdenken!“ bemerkte der Baron, so ernsthaft wie möglich.

„Freilich!“ fuhr der Clown fort. „Doch hören Sie weiter. Wir ergaben uns endlich in die Tücke des Schicksals. Im Gegentheil, ich baute neue Hoffnungen darauf. Vielleicht, so dachte ich mir, ist das ein Fingerzeig des Himmels, der oft den Menschen sendet, was sie für ein Unglück ansehen und sich doch später für sie als Wohlthat erweist! Kurz und gut, die zunehmende Corpulenz meiner Frau ward das Augenmerk meiner Speculation. Mit Freuden dachte ich daran, daß sich an meiner Frau eine colossale Dickleibigkeit entwickeln könne, die sehenswerth werden und uns eine neue und gute Existenz begründen möchte! Meine Frau, eine sehr gute Mutter, war gern zu jeglichem Opfer für ihre Familie bereit. Hatte sie seither für uns gehungert, so hungerten wir Alle jetzt für sie. Von nun an nahm sie täglich ganze Massen der nahrhaftesten Speisen zu sich, wir brachten ihr sämmtlich, mit Hingebung für den großen Zweck, den größten Theil unserer Portionen zum Opfer, wir nudelten sie in aller Sorgfalt, mit Respect sei es gesagt, wie eine Gans, ich steckte den kleinen Rest unserer Ersparnisse hoffnungsvoll in dieses Unternehmen. Täglich spähten meine Blicke in gespannter Aufmerksamkeit wohl tausendmal forschend und unruhig nach dem Umfang meiner Frau. So verging Woche auf Woche. Aber das Schicksal hatte sich vorgenommen, uns hart zu

prüfen, — von Stunde an ward meine Frau nicht um ein Loth schwerer, nicht um eine Haarbreite dicker, sie blieb wie sie war, wie sie jetzt noch ist, ein dickes Frauenzimmer wohl, aber keine ungewöhnliche, aufsehenerregende Erscheinung, kein staunenswerther Coloß, mit dem man Geld hätte verdienen können. Glauben Sie mir, mein Herr, wir wurden schmerzlich enttäuscht!"

Der Clown seufzte und warf einen wehmüthigen Blick auf seine Gattin, die das fettglänzende Antlitz senkte und murmelte: „Mein Gott und Herr, 's is nit anderscht!"

Der Baron hatte große Mühe, einen Ausbruch der Heiterkeit zu unterdrücken, welche die tragische Erzählung des Clowns in ihm erregte.

Er antwortete indessen so feierlich, als wäre er von dem erschütternden Ernst der Sache vollständig überzeugt.

„In der That, mein Freund, Sie waren tief zu beklagen, so in Ihren gerechten Erwartungen sich betrogen zu sehen! Aber Sie lebten meist in Norddeutschland, nicht wahr? Und Ihre Frau dürfte eine Süddeutsche sein, —"

„Eine Wienerin!"

„Nun, da wäre es doch vielleicht möglich gewesen, daß sie, wenn sie ihre heimathliche Kost erhalten hätte, —"

„Glauben Sie? Ich habe das auch manchmal gedacht, aber wir hatten nicht mehr so viel, um eine solche Reise zu unternehmen. Wir mußten froh sein, unser Leben nothdürftig fristen zu können, und dazu kamen noch andere Ausgaben, — wir hatten durch längere Zeit jährlich zwei Leichen, — ein Kind starb uns nach dem anderen!"

„Was der Teufel,“ rief der Baron überrascht, „jährlich zwei Leichen? Und das durch längere Zeit? Zum Henker, wie viel Kinder hattet Ihr denn da?“

„Wir hätten zwei und zwanzig, wenn alle lebten!“

Der Baron wich einen Schritt zurück und starrte die kugelrunde Frau Trudel an.

„Teufel noch einmal!“ rief er von Neuem — Zwei und zwanzig! Hätten Sie nicht darauf allein schon hin Ihre Frau als eine Merkwürdigkeit können sehen lassen?“

„Ja,“ entgegnete der Clown mit einem Seufzer, „wenn die Kinder alle am Leben geblieben wären, dann hätte sich schon ein Geschäft machen lassen! Aber so, ich sagte es Ihnen ja,“ fuhr er mit Verzweiflung fort, „verfolgte uns das Schicksal bei jeder Gelegenheit mit seiner Strenge!“

„Mein Gott und Herr, 's is nit anderscht!“ brachte Frau Trudel mühsam hervor.

„Nun, Sie haben da noch vier hübsche Kinder,“ versetzte der Baron lächelnd, „und mir scheint, Sie hängen zärtlich an ihnen!“

„Das wären ja Rabeneltern, die das nicht thäten!“ rief der Clown lebhaft. „Auch machen sie uns ja Freude! Sie arbeiten fleißig und haben Talent für's Geschäft, und hätten sie einen anständigen Wirkungskreis, denn auf die Stellung im Leben kommt Alles an, bester Herr, dann würde noch etwas Gediegenes aus ihnen werden. Sie haben Alle bis jetzt eine vortreffliche Erziehung genossen, das kann ich wohl mit Stolz sagen. Die Aelteste da, Josefine, kann auf den Händen gehen und dabei mit den Beinen die Windmühle machen, so gut wie

Auriol, auch überschlägt sie sich fünf Mal beim Luftsprung; Male, die Andere da, besitzt schon eine erstaunliche Fertigkeit im Eier- und Flaschentanz; der Junge, mein Leopold, wird dermaleinst jedenfalls nicht hinter seinem Vater als Hanswurst zurückstehen, und aus der kleinen Adolfine soll, mit Gottes Hülfe, auch eine solide Künstlerin werden. Nur einen anständigen Wirkungskreis, und —"

„Richtig," unterbrach der Baron den Redseligen, „ich hätte da bald vergessen, was mich hierher geführt. Ihr seid, wie ich sehe," fuhr er fort, während er den Blick flüchtig durch das Zimmer gleiten ließ, „so ziemlich heruntergekommen!"

„Mein Gott und Herr, 's is nit anderscht!" blubberte Trudel.

„Die Kinder haben seither ihre Kunststücke in Wirthshäusern gemacht," redete der Baron weiter, „dabei kann man freilich nicht auf einen grünen Zweig kommen!"

„Auf rechtschaffene Art nicht, bester Herr!"

„Ihr müßt ein eigenes Lokal haben, hübsche Anzüge, und vielleicht noch auf Einiges sinnen, was die Menge anlockt."

„Ich denke meine Frau braun zu färben, mit Federn und Muscheln aufzuputzen, und als Indianerin sehen zu lassen. Sie müßte dann lebende Hühner verspeisen."

„Auch nicht übel. Ich sehe, Sie sind ein industrieller Mann. Nun gut, ich habe Ihnen gestern zweihundert Thaler versprochen, hier sind sie!"

Der Baron zog die Geldrollen aus der Tasche seines Palletots und legte sie auf den kleinen Tisch.

Zitternd näherte sich der Clown demselben und schlug die Hände zusammen. Thränen rollten über seine mageren Wangen.

Die dicke Trudel blickte sprachlos und verdutzt auf die Rollen. Seit Jahren wohl hatten sich ihre kleinen Blinzelaugen nicht so weit geöffnet als jetzt.

Die Mädchen hielten einander an den Händen und schauten verwundert bald den Fremden, bald den Vater und das Geld an.

Alle, obwohl der Vater sie auf dieses Glück schon vorbereitet hatte, vermochten jetzt doch kaum ihren Augen zu trauen. Es war für sie so Unglaubliches, was jetzt geschah.

Der Junge aber war mit einem Satz beim Tisch.

„Das Alles gehört dem Vater?" rief er mit freudestrahlendem Antlitz, eine Geldrolle nach der andern betastend.

„Versteht sich," entgegnete der Baron lustig, der sich an dem Anblick, an der freudigen, fast grenzenlosen Bestürzung Aller weidete, „das schenke ich Deinem Vater!"

„Geschenkt?" rief der Clown, die zitternden Hände faltend, indem er sich hastig dem Baron näherte, und den thränenfeuchten Blick auf ihn richtete. „Das kann ich nicht annehmen, bester Herr! Geschenkt nicht!"

„Nun denn," entgegnete dieser lachend, „so leihe ich es auf zwanzig Jahre, ohne Zinsen! Wenn Ihr Euch dessen auch weigert," fuhr er in ernsthaftem, fast polterndem Tone fort, „so packe ich auf der Stelle wieder die Rollen da zusammen, und gehe!"

„Nein, das geben wir nun nicht mehr her!" rief

der Junge, umklammerte rasch mit seinen kleinen Händen die Geldrollen, und sprang mit der Behendigkeit einer Katze auf das Fensterbrett, als wolle er durch's Fenster entwischen.

Der Clown aber rief außer sich: „Kinder, Frau, hierher! Küßt Eurem Wohlthäter die Hände!"

Zu gleicher Zeit bückte er sich hastig zu der Hand des Barons nieder, dasselbe zu thun.

Die Mädchen sprangen, die dicke Frau watschelte maschinenmäßig heran.

Der Baron aber wehrte von Neuem Alle von sich ab.

„Wenn Ihr keine Ruh'e gebt, so laufe ich Euch davon!" rief er gebieterisch, und machte Miene, sich der Thür zuzuwenden.

Der Knabe aber war schon wieder vom Fensterbrett herunter. Rasch, doch vorsichtig, legte er die Geldrollen auf den Tisch und war mit einem Satze neben dem Fremden.

„Wenn wir nicht danken dürfen, dann wollen wir auch nicht Ihr Geld!" rief er, mit einem Anflug von Trotz zu ihm emporblickend. Aber gleich darauf lachten sein offenes, treuherziges Auge und seine einnehmenden Züge. — „Was gilt's," sagte er fröhlich, „Sie erlauben mir doch, daß ich Sie küssen darf!"

„Nun so komm' her, Junge!" rief der Baron heiter.

Aber die Erlaubniß kam fast zu spät, denn schon saß der Kleine in seiner staubigen, zerlumpten Kleidung dem eleganten Herrn fast auf der Brust, und hatte die Arme fest um seinen Hals geschlungen und herzte und küßte ihn. Und der Baron machte keinen Versuch, ihn

von sich zu schütteln, es ging etwas in ihm vor, das ihn an seine Kindheit mahnte, an jene lustige, schöne Zeit, da er auch so unbändig gewesen war, wie der Junge, der jetzt an ihm hing, und auch so freimüthig, so gutherzig und fröhlich drein geschaut hatte wie dieser.

Jetzt konnte er es nicht hindern, daß die Uebrigen ihn umdrängten und ihm Hände und Rock küßten.

Dann machte sich der Knabe von ihm los, und schoß in Purzelbäumen durch's Zimmer. Jeder der Familie gab in anderer Weise seine Fröhlichkeit kund, bald mehr, bald minder geräuschvoll. Frau Trudel war jedenfalls die Unverständlichste, sie blubberte Allerlei heraus, von dem höchstens das oft wiederholte „Mein Gott und Herr!“ ziemlich deutlich sich bemerkbar machte.

„Ich werde noch heute zum Spielbudenplatz hinausgehen, und Alles in Ordnung machen!“ rief der Clown.

„Ich werde schöne Kleider mit Flittergold bekommen, und neue Tricots!“ jubelte Josephine, die Aeltere, indem sie umhersprang.

„Und ich kann als Athlet und Jongleur mich zeigen, und kriege einen Anzug von himmelblauer Seide mit weißen Puffen und Silbertressen!“ rief Leopold, während er seine Purzelbäume wiederholte.

„Und mir bringt Vater, wenn ich gut gearbeitet habe, wirklich Bonbons, die er mir immer versprochen hat!“ rief das Adolfinchen, schelmisch lachend.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Male, die Tänzerin.

Amalie, von den Andern Male genannt, das schöne zwölfjährige Mädchen mit dem träumerischen Blick, der schmächtigen Taille, der auffallend graciösen Haltung, gab sich nicht dieser lärmenden Fröhlichkeit hin. Sie war bescheiden in den Winkel neben der Thür getreten, ihr Blick ruhte sinnend auf den Geldrollen, während ein Lächeln verstohlen ihre Lippen umspielte. Aber dieses Lächeln war ein wehmüthiges.

Der Baron bemerkte das anmuthige Geschöpf und trat zu ihm heran.

„Freuest Du Dich nicht mit den Andern, mein Kind?" fragte er freundlich.

Male wendete ihr feines, ausdrucksvolles Antlitz dem Fremden zu und schlug die dunklen, träumerischen Augen zu ihm empor.

„O doch!" antwortete sie schüchtern. „Der Vater und die Geschwister werden ja glücklich!"

„So wirst Du es nicht, mein Kind?" forschte der Baron weiter. „Ziehst Du nicht gern mit den Andern zum Spielbudenplatz hinaus?"

„Ich liebe meine Eltern, und gehorche ihnen gern!" war die Antwort.

Befremdet blickte der Baron das Mädchen an.

Der Clown trat hinzu.

„Sie ist ein gutes, liebes Kind," sagte er freundlich, „aber sie hat überspannte Ideen."

Male schlug den Blick zu Boden und erröthete.

„Wie so?" fragte der Baron.

„Sie möchte über ihren Stand hinaus," sagte der Clown, „und das geht ja doch nun einmal nicht!"

„Und was möchte sie denn?"

„Sie möchte —"

„Ich möchte ja nichts, als bei Dir arbeiten und Dir nützlich sein, lieber Vater!" unterbrach das Mädchen den Clown, von Neuem erröthend und einen bittenden Blick auf ihren Vater werfend.

„Halt," rief der Baron, den die Kleine lebhaft zu interessiren begann, „damit bin ich nicht abgefertigt. Sie soll mir ihre Wünsche sagen!"

„Sie möchte —"

„Nein, Freund, sie muß mir's selber sagen!

Der Baron trat einen Schritt näher, ergriff eines der Händchen des Mädchens, streichelte ihr das schwarze, volle Lockenhaar und sagte im vertrauengewinnendsten Tone:

„Sage mir doch, mein Herzchen, und ganz ohne Scheu, was möchtest Du?"

„Ich möchte," entgegnete Male mit vor Befangenheit vibrirender Stimme, während sie noch immer die dunklen Augen auf den Fußboden heftete, „so tanzen lernen, wie man auf einem großen Theater tanzt."

„Eine Ballet-Tänzerin möchtest Du also werden?"

„Ja."

„Und das geht doch nicht," warf der Clown freundlich ein, „denn sehen Sie, bester Herr, wer sollte mir dann meinen Eiertanz ausführen, und ganz besonders

den Tanz auf den Flaschen? Ich glaube wohl, daß es ihr eine Spielerei sein würde, das Ballettanzen zu erlernen, denn wer so wie sie leichtfüßig über den Hälsen der Flaschen hinzuschweben versteht, ohne daß auch nur eine derselben umfällt, der wird bei Gott auf dem Podium nicht wie ein Bär herumspringen! Ich glaube schon, daß sie als Balletmädchen Tausende überflügeln würde, aber, mein Gott, wenn ich auch uns aus dem Spiel lassen wollte, den Flaschentanz drauf gehen ließe, und eine Andere für den Eiertanz dressirte, woher sollte ich die Mittel nehmen, die Male ausbilden zu lassen? Soll sie beim Ballet etwas Ordentliches werden, so kostet das Geld, sie müßte bei einem tüchtigen Meister lernen, dürfte bei mir nicht mehr arbeiten, und ich würde sie ohnehin noch eine lange Zeit zu unterhalten haben. Sie unterstützten mich wohl über alle Maßen, bester Herr, aber ich muß doch auf alle Fälle bedacht sein, und —"

„Erlaubt einmal, mein Freund," unterbrach der Baron den Clown, „hier kommt nur Eines in Betracht, — hat das Mädchen entschieden Talent?"

„Und ob!" betheuerte der Vater.

„So tanze uns Etwas! Ueberflüssige Möbel hindern Dich hier nicht, wie ich sehe!"

Males Lippen zitterten leise, sie erröthete wiederholt und wagte nicht aufzuschauen.

„Bei Gott," dachte der Baron, „das ist seltsam schüchtern von einem Kind, welches in Wirthshäusern Kunststücke producirt!"

„Sie kann ja nichts Rechtes," bemerkte der Clown, „nichts als was sie den Balletmädchen abgesehen, wenn

sie einmal im Theater war, wozu uns dann und wann ein Chorist, ein alter Bekannter, Billette gegeben.“

„Gut, sie möge nur so tanzen wie sie's versteht!“ antwortete der Baron, indem er Male in die Mitte des Zimmers führte, und dann ihre Hand losließ. „Nur Muth, mein Kind, ich bin kein Balletmeister.“

Der Baron trat zurück, dem Mädchen ward Platz gemacht.

Der Junge klatschte in die Hände, schwang sich auf den Tisch, pflanzte sich unmittelbar neben den Geldrollen auf und rief dem Baron zu:

„Soll ich mit dem Munde die Musik dazu blasen?“

„Es fragt sich,“ versetzte der Baron lächelnd, „ob Deine Schwester gewohnt ist, Dich zum Orchester zu haben?“

„Gewiß,“ rief der Junge lachend, „ich muß ja immer den Musikanten machen, wenn die Male tanzt, ich mag nun wollen oder nicht, sie bittet mich so lange, bis ich's denn endlich auch thue!“

Ein vorwurfsvoller Blick aus Males dunklen Augen traf den Bruder, der so vorlaut aus der Schule schwatzte.

Dann schaute sie den Baron fast flehentlich an.

„Nein, nein!“ rief dieser lachend. „Das Tanzen wird Dir nicht geschenkt! Vorwärts mein Schatz! Musik, anfangen!“

„Was soll ich spielen?“ fragte der muthwillige Junge.

„Bolero!“ flüsterte Male kaum hörbar, den Blick wieder zu Boden schlagend. Dann setzte sie sich in Po-

situr, eine Fußspitze voraus, den Kopf emporgerichtet. Der zarte, schlanke Körper zeigte eine reizende Wellenform, die Haltung war tadellos graziös.

Der Junge begann mit heller, wohlklingender Stimme tactfest die Melodie zu einem Bolero, und ersetzte bei den betreffenden Stellen die Pauke durch seine Fäuste, mit denen er den Tisch bearbeitete.

Male begann zu tanzen, anfänglich mit sichtlicher Befangenheit, dann mit größerer Sicherheit und kühnerem Schwung.

Der Baron folgte mit wachsendem Staunen jeder Bewegung des Mädchens. Da war Alles Grazie an dieser lieblichen Erscheinung, von der leisesten Hand- und Fußbewegung bis zur leidenschaftlichen Schwingung des ganzen schmiegsamen Körpers, ja ein gewisser Aplomb, den hier nicht künstlerische Ruhe und Sicherheit, sondern angeborenes Talent geben mußte, ließ sich nicht verkennen. Manche eigenthümliche Wendungen und kühne Pas, vielleicht nicht ganz den Regeln der Choreografie entsprechend, doch mit überraschender Anmuth ausgeführt, zeugten von selbstschöpferischer Genialität des zwölfjährigen Mädchens, welche Entrechats, Battements, Pirouettes, die freilich nicht in den Bolero hinein gehörten, mit sylphidenartiger Leichtigkeit ausführte, und kaum mit den zarten Füßchen den Boden zu berühren schien. Der Tanz schloß mit einer Vorwärtsbewegung auf den äußersten Fußspitzen, wobei der Oberkörper des jungen Mädchens sich graziös vorüberbog und sie mit den Händchen Küsse warf.

Das war Alles wie auf dem Theater, und der Ba-

ron hatte wahrlich manche nicht unberühmte Tänzerin gesehen, welche an Anmuth und Genialität dieser ungeschulten Tochter des armen Clowns nachstand.

Als Male nun sich verneigte und wie ein schüchternes Reh hinter die umfangreiche Mutter schlüpfen wollte, da trat unser Baron ihr rasch entgegen, ergriff ihre Hand und küßte dem glühenden Mädchen die Stirn.

„Du bist, bei Gott, ein wunderbares Ding," rief er, „in Dir steckt eine Elßler, eine Taglioni! Seid Ihr denn ganz des Teufels," fuhr er zu dem Clown und der dicken Trudel gewendet fort, „daß Ihr so etwas nicht einseht? Zum Henker mit Eurem verwünschten Eiertanz und dem ganzen Bettel, dergleichen ist nichts für ein solches Talent! Soll es verkümmern, indem das anmuthige Ding da noch ein paar Jahre auf Flaschen herumspaziert? Da hungern sie und haben einen Schatz bei sich, aus dem sich ein enormes Capital prägen läßt! Glaubt Ihr wohl, daß ich, wenn ich ein reicher Speculant wäre, Euch dieses Mädchen um 40,000 Thaler abkaufen würde? Bei Gott, und noch mehr gäbe ich! So aber will ich wenigstens nicht, daß dieses kleine Genie auf Euerm Spielbudenplatz zu Grunde gehe! Erkundigt Euch nach einem tüchtigen Lehrer, ich bezahle ihn!"

„Mein Gott," rief der Clown überrascht, „Sie wollten — wollten wirklich —?"

„Ich will, ich bin bei Euch einmal in einer großmüthigen Stimmung, ich weiß selber nicht recht, wie das kommt. Ich glaube, ich thue an Euch ein gutes Werk, und dergleichen gehört wahrhaftig bei mir zu den Seltenheiten, das mögt Ihr mir glauben! Bei der Male

ist's vielleicht Egoismus von mir, daß ich sie zur Geltung bringe, denn wer weiß, ob ich nicht später einmal, wenn sie eine vornehme Dame geworden, a conto der jetzigen Freigebigkeit eine Anleihe bei ihr mache! Die wirst Du mir hoffentlich dann nicht verweigern, nicht wahr, Schatz?"

Der Baron griff dem Mädchen unter's Kinn und lachte.

Male stand verwirrt, fast betäubt da. Sie wußte kaum, wie ihr geschah, ob das Alles ein Traum sei, oder die schöne, rosige Wirklichkeit. Ihre Augen irrten vom Fremden zum Vater und zurück. Das Träumerische war daraus geschwunden, sie glänzten wie voll von Sonnenschein. Dann wurde sie bald blaß, bald roth, und endlich schossen ihr die Thränen hervor. Aber Worte fand sie nicht.

„Bester Herr, das ist zu viel der Güte!" rief der Clown. „Aber mich soll dieser und jener holen, wenn sie nicht eine große Tänzerin werden und Ihnen das Alles vergelten wird! Ich habe mir längst im Stillen gesagt, daß es jammerschade um das Mädchen sei, wenn sie bei unserem Handwerk versauere; aber, mein Gott, was war da zu thun? Doch was stehst Du da," fuhr er, zu Male gewendet, fort, „und bedankst Dich nicht bei dem Herrn?"

„Seht Ihr denn nicht," versetzte der Baron, „daß sie vor Freuden weint? Ist das nicht der schönste Dank für mich? Was will ich denn mehr?"

Jetzt warf sich Male mit Ungestüm auf den Arm des Barons und brach in lautes Schluchzen aus. Ihr

kleines Herz war tief erschüttert, sie hatte, so jung schon, entsagen gelernt, und nun ließ ein gütiges Geschick sie plötzlich in eine lachende Zukunft blicken, die alle ihre innersten Wünsche zu erfüllen verhieß. Sie konnte nichts als schluchzen.

„Ruhig, nur ruhig, mein kleiner Schatz,“ rief der Baron begütigend, „Du verdienst es, daß man sich Deiner annehme, Du scheinst mir ein braves Kind zu sein. Da hast Du vorläufig eine Anzahlung auf Deine Lectionen, und wenn ich sehe, daß Du fleißig bist, dann zahle ich auch Deinem Vater etwas auf Deine Beköstigung, damit es ihm nicht so schwer falle, Dich mit durchzubringen, da er Dein Talent ohnehin verliert!“

Der Baron griff in die Westentasche, und drückte dem Mädchen einen Doppellouisd'or in die Hand.

„Wie?“ rief der Clown — „Für Beköstigung? O das geb' ich nimmer zu, bester Herr! Sie haben uns in den Stand gesetzt, uns recht gut unser Brod verdienen zu können, und so lange ich das noch vermag, soll meine Male Alles unentgeltlich bei uns haben, wenn sie auch grade nicht für uns arbeitet! Und, bester Herr, es kommt ja doch im Grunde von Euch, wenn ich ihr auch gebe, denn —“

„Verliert nur über die alte Geschichte keine Worte mehr,“ unterbrach ihn der Baron, „die ist abgethan! Hier für die Musik!“

Und damit warf er lachend dem Jungen ein Achtschillingsstück zu, das dieser mit Gewandtheit auffing, und sogleich mit der Geschwindigkeit eines Voltigeurs in die Tasche seines Beinkleides verschwinden ließ.

„Jetzt aber, Mann," sagte der Baron zu dem Clown, „rührt Euch und macht Eure Sache in Ordnung, damit Euch Niemand zuvorkomme! Werdet Ihr in diesem Neste hier wohnen bleiben?"

„O nein, bester Herr," war die Antwort, „am Schaulocal ist eine ziemlich geräumige Wohnung, die ist viel besser und luftiger und geht mit in den Miethpreis!"

„Nun, da macht Euch nur gleich auf und laßt die Katzensprünge! Freut Euch erst, wenn Alles in Ordnung ist, dazu habt Ihr dann noch Zeit genug. Jetzt heißt es, sich als Mann bewähren. Unter uns, mein Freund, ich sah Euch allzuschwach, Ihr habt jetzt die Mittel in Händen, die Scharte auszuwetzen. Also vorwärts! Ich muß Euch ohnehin jetzt verlassen. In einigen Tagen werde ich von Euch hören, ich spreche dann bei Euch vor, hier oder draußen, wo ich Euch finde, ich werde Euch schon aufzustöbern wissen! Kenne ich doch Eure geachtete Firma!"

„Aber wir, bester Herr," begann der Clown, nachdem er einen Augenblick verlegen die Hände gerieben, und bald auf den Baron, bald auf die Kinder und auf sein Weib geblinzelt hatte, „wir wissen so garnichts von Ihnen! Sollen wir nicht erfahren, wem wir unser Glück zu verdanken haben?"

„Ja, den Namen!" rief der Knabe fröhlich und legte seine Hand auf den Arm des Barons. „Wir müssen doch wissen," fuhr er ernsthafter fort, „wen wir in unser Gebet einzuschließen haben?! Oder glauben Sie, wir beten garnicht? Die Dorfjungen haben das immer gesagt, wenn wir durch ihren kleinen Ort reisten, und uns

Zigeuner genannt, und ein Schulmeister hat einmal mit dem Finger auf uns gewiesen und vor der Gemeinde gesagt: Das sind gottlose Heiden! — Wir machten uns aber nichts daraus, denn wir haben ja doch mit dem lieben Gott zu thun, und dem möcht' ich's doch gar zu gern sagen, wie gut Sie gegen uns gewesen, lieber Herr, und wenn er es Ihnen vergelten soll, da muß ich ihm doch Ihre Adresse melden!"

Die letzten Worte sprach der muntere, gescheidte Junge nicht etwa in einem einfältigen Ton, sondern mit einem schelmischen, verschmitzten Lächeln.

Der Clown, sein Weib und die anderen Kinder drängten sich bittend heran.

Der Baron aber entgegnete lachend:

„Was ist an meinem Namen gelegen? Ich habe in meinem Leben schon viele geführt, und werde wohl kaum bei dem letzten angelangt sein, Eure Frage könnte mich daher in einige Verlegenheit setzen, wäre mir nicht Gottlob diese thörichte Schwäche der Menschennatur völlig fremd! Nennt mich daher wie Ihr wollt, Euren Engel Gabriel oder den großen Unbekannten, oder wie immer! Den wirklichsten von meinen wirklichen Namen könnte ich Euch ohnehin nicht sagen, ich habe mehr als eine Ursache, in mein Incognito vernarrt zu sein! Willst Du kleiner Schelm aber," fuhr er fort, indem er den Knaben beim Kopf nahm und ihm einen Kuß auf die Wange drückte, „mit aller Gewalt trotz Deiner Spitzbubenaugen für mich zum Betbruder werden, nun so bezeichne mich dem himmlischen Vater als Herrn Franz, er wird sich schon meiner erinnern, wenn auch nicht in für mich allzu

schmeichelhafter Weise! Und nun, Leute, fragt mich nicht zu viel aus, und umstellt mich nicht so, daß mir der Athem ausgeht! Ihr da, Freund, thätet weit gescheidter, mir jetzt meine Uhr zurückzugeben! Oder habt Ihr sie vielleicht schon versetzt, in der gerechten Erwartung, daß ich Euch im Stich lassen werde?“

Der Clown erröthete und schlug sich an die Stirn. Der Knabe aber sprang zum Tisch, öffnete die Lade desselben und nahm einen sorgfältig in Papier gewickelten Gegenstand heraus.

„Sie sind mit all Ihrer Güte ein recht böser Herr Franz,“ rief er, dem Baron das kleine Packet überreichend, „Sie spotten erst mich aus und dann verdächtigen Sie den Vater! Sie scheinen mir nicht recht zu glauben, daß arme Leute auch ehrlich und dankbar sein können! Das ist nicht schön von Ihnen, Herr Franz!“

„Leopold!“ unterbrach der Clown den Knaben zürnend.

Dann wendete er sich zu dem Baron und sagte:

„Verzeihen Sie dem kecken, vorlauten Jungen, die Freude hat ihn übermüthig gemacht. Und vergeben Sie mir, daß meine Vergeßlichkeit — in der Ueberraschung —!“

„Schon gut!“ rief der Baron lachend, indem er die papierne Hülle von der Uhr abstreifte und diese in die Westentasche schob — „der Junge gefällt mir gerade so wie er ist, es wird gewiß einmal ein unternehmender Kerl aus ihm!“

„Das soll wahr werden, Herr Franz,“ antwortete der Junge fröhlich, „kommen Sie nur recht oft zu uns heraus, da sollen Sie's schon sehen!“

„Das wird geschehen,“ rief der Baron, „und ich

schleppe Euch obendrein ein gewähltes Publikum herbei, das Euren Hocuspocus bewundere! Aber vergeßt nicht, Meister Faribol, daß die Male dort in kürzester Zeit ihren Tanzunterricht zu beginnen habe. Wenn ich Euch wiedersehe, muß bereits etwas dafür geschehen sein!"

„O, sie wird uns schon keine Ruhe lassen!" versetzte der Clown lächelnd, während das junge Mädchen dankbar und verklärt zum Baron aufblickte.

Dieser legte die Hand auf den Drücker der Thür und sagte:

„So lebt denn Alle wohl, auf Wiedersehen!"

Die ganze Familie drängte sich zum Abschied um den Scheidenden.

Der Clown aber hielt ihn verlegen zurück.

„Bester Herr Franz," sagte er, „Sie — Sie haben noch Eins vergessen!"

„Alle Teufel!" erwiderte der Angeredete im Tone der Verwunderung, „Ihr seid ja ein rechter Nimmersatt! Was wollt Ihr denn jetzt noch von mir?"

„Ich? — Ich — nichts —!" stammelte der Clown — „Aber —"

„Mir scheint da, Ihr wollt etwas Unrechtes von mir begehren, — Ihr würdet sonst nicht so stottern! Und das muß etwas ganz besonders Schändliches sein, denn wie könnte es sonst einen Hanswurst in Verlegenheit bringen?!"

„Ach, Herr, es ist nur wegen, — Sie lassen mir das viele Geld da — und denken nicht daran — ich muß doch einen Schein —"

„Plagt Dich der Teufel?" entgegnete der Baron

mit komischer Entrüstung. „Du willst einen Schein darüber haben, daß ich Dir das Geld gebracht?"

„Ach Gott, so meine ich's ja nicht, — im Gegentheil, — ich muß ja doch jedenfalls —"

Der Baron ließ den ehrlichen Clown nicht ausreden.

„Alle tausend Donnerwetter!" rief er ungeberdig. „Haltet Ihr mich für den Satan, der einen Pakt verlangt, mit Blut unterschrieben? Wer ein Schurke ist, der bleibt's so gut mit wie ohne Unterschrift! Der beste Schuldschein eines ehrlichen Narren ist sein Gewissen! Damit will ich's bei Euch probiren! Und nun lebt wohl, oder wenn Ihr mich nicht ungehindert passiren laßt — geht zum Teufel!"

Bei diesen Worten suchte der Baron rasch das Weite. Er ergriff gewissermaßen die Flucht.

Der Clown folgte ihm mit den Uebrigen bis zur Thür, seine Augen standen wieder voll Wasser. Die Kinder jubelten dem Baron ein fröhliches „Auf baldiges Wiedersehen!" nach.

Dazwischen vernahm er die blubbernde Stimme der dicken Frau, deren Augen vor Entzücken wiederum verschwanden, und die ihrem Herzen Luft machte durch ein erhebendes „Mein Gott und Herr, 's is nit anderscht!"

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Mehrere Leute leiden am Kopfschmerz. — Herrn Langers Angst und Reue. — Mandeln, Rosinen und — schwarze Augen führen einen possirlichen Auftritt im Comptoir herbei.

Am Morgen nach dem Wilford'schen Feste kleidete sich Wilhelm Haffner unter den peinlichsten Gefühlen an.

Es war sein Geburtstag. Wie oft hatte er ihn fröhlich verlebt, und diesmal war er bestimmt, ein Tag der Trauer für ihn zu werden. Wilhelm fühlte sich angegriffen, sein Kopf schmerzte ihn. Er hatte nicht allein in der verflossenen Nacht nur wenige Stunden äußerst unruhig geschlafen, sondern auch am vergangenen Tage so viele erschütternde Dinge erfahren, seine Seelenkräfte waren so sehr durcheinander gerüttelt worden, er fühlte sich in seinem Innersten so gebrochen, so verstört, daß es ihm zu Zeiten war, als müsse sein Körper solchem Uebermaß von Aufregung erliegen. Doch ermannte er sich immer wieder, sein starker Geist erlangte endlich völlige Herrschaft über die gereizten Nerven, er ward ruhiger, und in gleichem Grade nahm auch seine körperliche Indisposition ab.

Voll Wehmuth gedachte er der heiteren, harmlosen Geburtsfeste seiner Kinderzeit, gedachte, wie mit jedem darauf folgenden Jahre er an jenem Tage sich mehr als sonst geprüft, ob er beharrlich gewesen in Allem, was er sich als Pflicht vorgezeichnet, ob er dem Ziele näher gerückt sei, das er als anstrebungswürdig erkannt, wie er in sich gegangen wegen thörichter Hoffnungen, die ver-

eitelt worden, und zu neuen, stets besseren Vorsätzen sich angespornt. Jeder dieser verrauschten Geburtstage war mehr oder weniger ein kleines Fest voll freudiger Erhebung für ihn gewesen — und wie, wie war das jetzige für ihn angebrochen, mit welchen Erinnerungen hatte er heute zu kämpfen, was stand ihm nicht Alles noch bevor, was blieb ihm nicht noch zu überwinden?! Mit sich war er im Reinen, aber noch blieb der Entschluß mit aller Spannkraft seiner Seele auszuführen; seiner Seele, die zum Tod verwundet!

Und dem Vater Cecilys sollte er heute gegenübertreten, dem väterlichen Freund sollte er mit kurzen Worten ankündigen, daß er es wünsche, aus einem Geschäft entlassen zu werden, dem anzugehören seither sein Stolz gewesen. Den Schein der Interessirtheit, der Undankbarkeit sollte er auf sich laden, und seinen wackeren Chef glauben machen, daß er seinem Hause nie mehr gewesen sei als ein gedungener Arbeiter, der eben für ein Gehalt bald Diesem, bald Jenem dient, ohne Anhänglichkeit, und der zu Dem sich wendet, welcher ihn am besten bezahlt.

Das Alles erfüllte Wilhelm mit tiefer Trauer und immer von Neuem wieder mit Unruhe, wenngleich er sich stets wiederholen mochte, daß es so und nicht anders geschehen müsse.

Er legte das gestickte Taschenbuch, das Geschenk Cecilys, vor sich auf den Tisch, und versank, darüber hingelehnt, in wehmüthiges Sinnen. Unmittelbar vor ihm, in einem Glase, prangten die Rosen Emmas, ein Geschenk der Freundschaft, wie er wähnte. Das Taschenbuch, der Duft der Blumen mahnten ihn daran, daß zwei

edle Gemüther vorsorglich dieses Tages gedachten, bevor noch er sich desselben erinnert hatte. Wie beglückten ihn die Geschenke in dieser trüben Stunde, er fühlte sich neben ihnen nicht so verlassen, so arm. Sie aber, die ihn so unbegrenzt, seit er zu denken vermocht, geliebt, die alte Frau, deren Inbegriff alles Erdenglückes er selber war, seine gute Mutter, was ward ihm diesmal als Angebinde von ihr? Sie hatte ihm einen Vater geraubt, dessen Andenken er bisher heilig gehalten; den Schleier, der wohlthätig die Vergangenheit bedeckte, hatte sie gelüftet, und einen gebrandmarkten Namen in seine alten, unheilvollen Rechte eingesetzt, einen Herzensbund hatte sie zerrissen, der für ewig geknüpft zu sein schien. Und das Alles hatte die arme alte Frau gethan, die wie an Gott an ihrem Sohne hing, dessen Lächeln ihr Sonnenblick, dessen Kummer ein Dolchstich ihrem Herzen war. Sie hatte es gethan, weil die Pflicht es ihr gebot, die Pflicht und ihre wie des Sohnes Ehre. Was mußte sie gelitten, gekämpft haben, bevor sie so der Mutterliebe Schranken setzte! Die arme Frau!

Der Gedanke fiel centnerschwer auf Wilhelms Herz.

„Meine gute Mutter!" murmelte er vor sich hin.

Und mit feuchtem Blicke verschloß er das Taschenbuch, stellte die Rosen an's Fenster. Dann fuhr er mit der Hand über die Stirn, und trat, sich zu einem Lächeln zwingend, in das Zimmer der alten Frau.

Sie hatte ihn schon erwartet und trat ihm langsam entgegen.

Sie sagten einander nichts. Eine stumme, lange Umarmung, ein bedeutungsschwerer, herzinniger Blick, —

das war Alles. Und doch hatten sie einander so viel damit gesagt, mehr als ihre Lippen hätten auszusprechen vermocht!

Mutter und Sohn nahmen ihren Kaffee mit einander, ohne viel zu reden. Dann ging Wilhelm. Die alte Frau wußte wohl, was ihm heute bevorstand. Sie drückte ihm schweigend die Hand, als sie schieden.

Wilhelm stieg die kleine Treppe hinunter. Während er über die Diele der Hausthür zuschritt, warf er einen spähenden Blick auf das Schiebfenster. Nichts rührte sich dort. Er trat vor das Haus und entfernte sich langsam, indem er zu den Fenstern des Shipshandlers hinüberschielte. Wohl sah er die Rosenstöcke dort, sie waren ihrer reizenden Blumenzier beraubt, — schmückte sie doch jetzt Wilhelms Zimmer, — aber, so viel er auch spähen mochte, nirgends erblickte er das frische, blühende Antlitz, das anmuthige Köpfchen des jungen Mädchens. Ein einziger Blick aus diesen treuherzigen Augen würde ihm, er wußte eigentlich nicht recht warum, grade jetzt so wohl gethan haben!

Langsam und nachdenklich begab er sich zum Comptoir. Er erwog im Geiste, auf welche Weise er am schicklichsten und schonendsten seine Kündigung bei dem Principale werde vorbringen können, wie es möglich sein dürfte, allen Einreden desselben, die er fürchtete, zu begegnen, wo möglich vorzubeugen. Wie er auch immer in Gedanken seine Worte für eine passende Anrede zusammenstellte, immer glaubte er, nicht das Rechte gefunden zu haben, immer sagte er sich, wie dasjenige, was er sagen wollte, so schnöde, so herzlos, so berechnet und

kalt klinge, daß er den väterlich wohlwollenden alten Herrn dadurch verletzen, ja reizen müsse. So marterte er sich ab, bis er endlich über die Schwelle des Hauses schritt, und nun sich darein ergab, sich so zu fassen, wie es ihm der Augenblick eingeben würde.

Er betrat das erste Geschäftszimmer. Dort saßen bereits die Lehrlinge, Volontairs und jüngsten Commis an ihren Pulten, und waren mehr oder weniger eifrig beschäftigt, oder gaben sich wenigstens den Anschein, es zu sein. Als er in's zweite Arbeitszimmer hineinging, fand er den unermüdlichen kleinen Procuraführer schon auf seinem Posten.

Wer hätte in dieser grämlichen Erscheinung mit dem bissig verzogenen Angesicht, aus dem von Zeit zu Zeit die Blicke verdrießlich hier- und dorthin schielten, den freudestrahlenden Herrn Langer erkannt, der noch vor wenigen Stunden ein süßes, verklärtes Lächeln auf den vertrockneten Lippen zur Schau trug, der mit feierlicher Grandezza einen Berg von Rosinen und Mandeln vertilgte, redselig und galant hundertjährige Bonmots auftischte, von einem Paar schwarzen Augen und einigen Gläsern rothen Nectars sich in eine altdeutsche, schwärmerische Stimmung versetzen ließ, und schließlich dem Gott des Traumes wonnelispelnd in die Arme sank?!

Armer Johann Philipp, wie unsanft wardst Du aus diesen Träumen gerissen, als Du mit schwankenden Füßen und seligen Empfindungen über die Schwelle Deiner kleinen Behausung tratest, und die spindeldürre Schwester Dich schmälend empfing und Dir begreiflich machte, daß Du eigentlich ein ganz lästerliches Indivi-

dumm seiest, das wiederum einmal vergessen habe, was sich für einen würdigen Procuraführer schicke!

Und nun erst am folgenden Morgen die Gewissensbisse! Er war sich dessen nicht klar bewußt, was er während jener Ausnahme-Periode, in der er mit der Himmelstochter „Freude" liebäugelte und der ganzen Welt einen Bruderkuß hätte geben mögen, gesprochen und gethan hatte. War er unter den Augen seines Principals und so vieler Notablen der Börse in den Schranken der Gesetztheit und Würde geblieben? Hatte er sich nichts vergeben, nach keiner Seite hin? Er vermuthete stark, daß das Gegentheil geschehen sei, denn er erinnerte sich sehr deutlich seiner Bruderkußgefühle, und er fand es jetzt, nun er nüchtern geworden, mehr als verfänglich von einem ehrbaren Geschäftsmanne, die ganze Welt umarmen zu wollen, die ganze Welt, die doch bekanntlich mehr als zur Hälfte aus Frauenzimmern besteht.

Die kleine Extravaganz brachte eine große Reaction bei ihm hervor. Zum Ueberfluß empfand er einen leisen Kopfschmerz, welcher Umstand ihn nicht eben leutseliger stimmte. Er trug, als er am Morgen seine Wohnung verließ, um in's Comptoir sich zu begeben, jene Weltverachtung im Herzen, von der gichtische Herren erfüllt zu sein pflegen, welche sich ihre Schmerzen selber zu verdanken haben.

Im Comptoir glitt sein Blick unruhig und forschend über die Angesichter jener Herren, die dem gestrigen Feste beigewohnt. Er fürchtete, einen ironischen Zug zu entdecken, der ihm galt, einem leicht zu deutenden Blick oder gar einem boshaften Lächeln. Vor Allem aber besorgte

er, daß sein Chef ihn ein wenig necken werde, und an der Börse die eine oder andere Autorität für ihn ein langes Gesicht und einen obligaten kühlen Empfang haben möge.

Schon am frühen Morgen hatte er sich mit den feierlichsten Eiden zugeschworen, daß die gestrige Extravaganz seine letzte gewesen sei. Dieser edle Vorsatz stimmte aber keineswegs sein Mißbehagen herab. Argwöhnisch und verdrießlich hockte jetzt der kleine Mann auf seinem hohen Comptoirbock, ängstlich darauf bedacht, jede kleine Unregelmäßigkeit, welcher seine Untergebenen sich schuldig machen könnten, zu erspähen, — fühlte er doch unbewußt, daß es für ihn eine Erleichterung sein werde, wenn er durch kleine Zornausbrüche seinem zusammengepreßten, ohnehin ziemlich verschrumpften Herzbeutel einige Luft verschaffe.

So fand ihn Wilhelm. Der Gruß des jungen Mannes ward durch ein kaum vernehmbares Grunzen erwidert. Wilhelm machte sich still an seine Arbeit. Lorck hatte sich noch nicht eingefunden. Wilford war noch nicht vom Lande hereingekommen.

Mit Wilhelm, dem gewissenhaften und tüchtigen Arbeiter, mochte Herr Langer nicht anbinden. Er wußte ohnehin aus früheren kleinen Auseinandersetzungen, daß dem jungen Manne nicht leicht beizukommen sei. Auch hatte Wilhelm mit so unverdächtiger Miene gegrüßt und nahm dann, ernst und schweigend, so wenig Notiz von dem kleinen unwirrschen Herrn, daß dieser sich Wilhelm gegenüber um einige Grade erleichtert fühlte, und gegen ihn keinen Groll empfand.

Ein hin und wieder leise auftauchendes Kichern im ersten Arbeitszimmer oder kleine Fahrlässigkeiten des einen oder andern Lehrlings boten übrigens dem wackern Procuraführer Gelegenheit genug, seinen verhaltenen Ingrimm von Zeit zu Zeit auszulassen, und er that dieses denn auch redlich, indem er mehr als einmal im bekannten Voltigirsprung vom Bock herabmaneuvrirte, in's andere Zimmer trippelte, zornig die alten Schreibärmel in die Höhe zog, an der Perrücke zupfte und in einem Tone keifte, welcher einem alten zänkischen Weibe würde zur Ehre gereicht haben.

Endlich erschien Lorck. Diesem genügte ein Blick, um die Stimmung des Procuraführers sowohl, wie diejenige des Collegen zu errathen.

Lorck nahm daher eine feierliche Miene an, grüßte mit einer Pedanterie, die noch englischer als englisch sich anließ und wanderte ebenfalls schweigend zu seinem Pult.

Die Herren waren anscheinend in ihre Arbeiten vertieft. Keinem war es indessen so recht Ernst damit, denn Herr Langer lauerte Allem auf, Lorck hatte sein Augenmerk auf Wilhelm gerichtet, — er kannte ja sein Vorhaben, — und dieser sah mit Bangen der nächsten Stunde entgegen. Für alle Drei war das Comptoirzimmer mit einer drückenden Schwüle erfüllt, sie hätten in ihrer Erregung die Feder hinwerfen, in die Höhe springen und auf und ab spazieren mögen, was jedenfalls äußerst komisch möchte gewesen sein; aber in den geheiligten Hallen eines Hamburger Geschäftes ist so wenig eine unfreiwillige wie freiwillige Komik statuirt, die Herren mußten daher hocken bleiben, wo sie waren, ihre

Unruhe so viel wie möglich bekämpfen und — verbergen.

Nach einer Stunde endlich trat Wilford in's Comptoir. Sein Antlitz war etwas weniger als sonst geröthet, er schritt stattlich und kräftig einher, augenscheinlich war er bei sehr guter Laune.

Er grüßte wohlwollend hier- und dorthin, namentlich schweifte sein Blick freundlich zu Wilhelm hinüber, während er die Glasthür seines Cabinets öffnete und dort hineinging.

Herr Langer hatte sogleich seinem Chef einige Papiere zu unterbreiten, er folgte seinem Principal mit klopfendem Herzen und ungewissem Blick, eine Anspielung, ein kleiner Scherz seines Chefs, sein gestriges Benehmen betreffend, stand wie gesagt, als Rachegespenst vor dem, was Herr Langer seine Phantasie zu nennen beliebte.

Aber nichts von Alledem erfolgte. Das Männchen hatte sich umsonst gemartert, und konnte mit erleichtertem Gemüth wieder dem Cabinet entschlüpfen, innerlich frohlockend, aber äußerlich noch so bärbeißig wie vorhin, um nicht zu verrathen, daß in der letzten Stunde sein Gleichgewicht denn doch ein wenig gestört gewesen sei.

Nun erschienen Agenten und Makler, welche mit dem Chef des Hauses zu verkehren hatten, dann trug Herr Langer ab und zu Briefe in's Cabinet, die er aufgesetzt hatte und Wilford zur Unterschrift vorlegte. Und also ging das Geschäftstreiben, wenn auch lebhaft doch ohne großes Geräusch, seinen Gang. Auch Wilhelm mußte wiederholt in Angelegenheiten des Geschäftes bei Wilford eintreten, doch war dieser nicht allein, der junge Mann

fand daher noch keine Gelegenheit, sein peinliches Anliegen vorzubringen.

Herr Langer war indessen, trotz seiner Klugheit und im Allgemeinen soliden Denkungsweise, durch seinen Erfolg ein klein wenig übermüthig geworden. Er ward, wenn die Geschäftsstunden abgethan, in der Regel ein gutmüthiger Schwätzer, das wissen wir. Während der Comptoirzeit giebt es nun in Hamburg ein gewisses Viertelstündchen, das eigentlich weder der Muße noch dem Geschäfte angehört, — es ist dieses die Zeit, in der einige große Teller mit Butterbrot erscheinen, um den etwa ausgehungerten Comptoiristen durch leibliche Nahrung ihre geistige Spannkraft zu erhöhen. Nun gut, die Frühstücksstunde war da, die Butterbröte machten ihre Aufwartung, Herr Langer schwang sich vom Bock herab, streifte die Aermel in die Höhe und gab sich der Arbeit des Kauens hin. Es war dies stets sein erstes Frühstück, er sparte dadurch im Hause. Meistens ward diese Arbeit in gemessenster Ernsthaftigkeit und lautlos abgethan. Jetzt aber frohlockte es zu sehr in ihm, als daß er ganz ruhig hätte bleiben können, ihn plagte der Teufel, wie das Volk zu sagen pflegt, daß er ein paar Worte über das gestrige splendide Fest gegen Wilhelm und Lorck fallen lassen mußte, so gefährlich das auch für ihn sein konnte. Man soll aber den Teufel nicht an die Wand malen, und vor Allem darf das, nach unserer unmaßgeblichen Meinung, kein solider und ehrbarer Procuraführer thun, der nicht nach allen uns denkbaren Richtungen hin ein völlig fleckenloses Gewissen hat.

Da geschah es denn plötzlich, daß, während Herr

Langer sich halblaut in Bewunderung erging, und Lord ihm scheinbar andächtig zuhörte, die Thür des Cabinets sich öffnete, und Wilford eintrat.

Er lachte hell auf und hielt in der Hand einen Brief, den Langer ihm zur Unterschrift vorgelegt hatte.

„Was Teufel, Langer," rief er, „haben Sie denn dort in den Brief hineingeschrieben, der nach Malaga gehen soll?"

„Ich?" versetzte der kleine Procuraführer mit einigem Befremden, indem er rasch das Butterbrot zur Seite legte, und sich seinem Chef näherte.

„Nun ja, Sie, wer sonst denn?" fuhr dieser lachend fort. „Das ist doch Ihre Schrift. Sie haben da dem Malagaer Hause einen Auftrag gegeben, den dieses schwerlich dürfte effectuiren können."

„Ich hätte —? Nun ja, wie Sie es angeordnet haben, Herr Wilford, — vierzig Kisten Rosinen —"

„Ganz recht, aber da steht noch mehr, von dem ich bei Gott nicht weiß, daß ich es angeordnet hätte —!"

„Noch mehr? Ich begreife nicht —"

„Aber ich begreife sehr wohl, daß der Malagaer Geschäftsfreund mich für verrückt halten könnte, wenn wir diesen Brief da so abgehen ließen!"

„Für verrückt?" stammelte Herr Langer in großer Verlegenheit — „Ich bitte um Vergebung, Herr Wilford, was hätte ich denn da geschrieben? Ich weiß nur von vierzig Kisten Rosinen —!"

„Rosinen, Mandeln, Bouquets und schwarze Augen!" rief Wilford, von Neuem in übermäßiges Gelächter ausbrechend.

Herr Langer blieb wie angedonnert stehen, seine Augen stierten auf den Brief, seine Hände angelten krampfhaft darnach.

„Ich hätte — hätte — das kann nicht sein —!" gluckste aus seiner Kehle hervor, die von einer namenlosen Angst zusammengeschnürt ward.

„Ueberzeugen Sie sich!" entgegnete Wilford, indem er seinem Procuristen das Papier hinhielt.

Dieser ergriff hastig den Brief und starrte hinein. Da stand es groß und breit, schwarz auf weiß, mit deutlicher Schrift — „Wir sind so frei, Ihnen einen Auftrag auf vierzig Kisten Rosinen und Mandeln, Bouquets und schwarze Augen zu ertheilen" — Herr Langer las es und las es wieder, die Buchstaben begannen vor seinen Augen einen Koboldtanz auszuführen, das Blut drängte sich zu seinen Schläfen, er schnappte nach Luft, das Blatt entfiel seinen zitternden Händen.

Lorck trat hinzu, hob es auf und legte es lächelnd und bedächtig auf das Pult des unglückseligen Procuristen.

„Nun?" rief Wilford, den der Auftritt ungemein belustigte. „Ist das nicht ein seltsamer Auftrag, Herr Langer? Glauben Sie, daß man damit in Malaga bald in Ordnung kommen werde?"

Der kleine Mann stand kläglich da. Seine schwachen Beinchen drohten zusammenzuknicken. Die Arme hingen ihm schlaff am Körper nieder, sein Kopf senkte sich auf die Brust herab.

„Wenn ich sterben sollte," stotterte er, „so könnte ich — könnte ich nicht angeben, — wie — wie mir das

da in die Feder gerathen ist! Ich bitte um Vergebung, Herr Wilford, aber — aber es ist mir unerklärlich!"

So ganz unerklärlich mochte es nun wohl nicht sein. Herr Langer hatte, während er den Brief schrieb, bald links auf die Blicke, Bewegungen, Mienen der jungen Leute gelauert, bald rechts, auch waren ihm, bevor Wilford erschien, alle jene Dinge durch den beunruhigten Sinn gefahren, welche als verlockende Elemente während der vergangenen Nacht in sein solides Leben und seine erhebenden Träume eingriffen. Dabei war er zum Worte „Rosinen" gelangt, und nun gerieth ihm unbewußt Alles in die Feder, was ihn in jenem Augenblick mehr beschäftigte, als der Auftrag Wilfords. Er hatte es nicht im Gebrauch, seine Briefe noch einmal zu überlesen, und so war denn das Schreckliche geschehen, das er als eine unerhörte Schande ansehen mußte. Hätte Wilford ihn zu sich in's Cabinet gerufen, und ihn dort auf seine unverzeihliche Sünde aufmerksam gemacht, es wäre für ihn schon arg genug gewesen, aber doch nicht so demüthigend wie jetzt, wo er sich vor den jungen Leuten grenzenlos blamirt sah. So aber hatte der alte Amerikaner in seiner manchmal nicht eben rücksichtsvollen und delicaten Weise gehandelt. Aber er fühlte es gleich hinterher, daß er die Sache seinem verdienstlichen Procuristen wohl auf eine andere, minder empfindliche Art hätte mittheilen können, und als er den kleinen, verschrumpften Mann so vernichtet sah, da that es dem alten Herrn leid, zumal er gerade bei guter Laune war.

Rasch klopfte er auf die Schulter des Herrn Langer und sagte lächelnd und freundlich:

„Nun, nun, Langer, nehmen Sie sich's nicht so zu Herzen, es hat schon mancher gescheidte Mann in der Zerstreutheit so einen kleinen Bock geschossen! Ist mir doch vor einigen Jahren ganz etwas Aehnliches geschehen! Ein Mann von Ihren Kenntnissen, Ihren Verdiensten hat schon bei mir etwas zu Gute!"

Nach diesen wohlwollenden Worten schritt Wilford der Thür seines Cabinets zu. An derselben aber wandte er sich um, gab Wilhelm einen Wink und sagte:

„Haffner, kommen Sie doch einmal zu mir herein. Ich habe mit Ihnen zu reden!"

Diese, mit aller Freundlichkeit gesprochenen Worte trafen Wilhelm wie ein jäher Blitzstrahl. Eine Unterredung hatte er begehren wollen, und nun kam ihm sein Chef zuvor.

Was konnte er ihm zu sagen haben? Betraf es Cecily? Hatte sie dem Vater gestern in der Nacht noch oder heute in der Frühe Alles gestanden?

Gleichviel! Jetzt war der entscheidende Moment da. Wilhelms Herz bebte, er erröthete lebhaft, ohne daß es jedoch sein Chef bemerkte, und folgte diesem in das Cabinet.

Lorck warf Wilhelm einen forschenden Blick nach. Er hatte mit einigem Erstaunen Wilfords Aufforderung vernommen.

„Was mag der Alte wollen?" sagte er sich. „Zum Teufel, das tollkühne Mädchen wird doch nicht einen Querstrich durch meine Pläne gemacht haben, noch bevor diese zur Ausführung gelangen konnten? Aber wenn auch, — warum kann ich nicht trotzdem meinen Weg verfolgen? Der Mensch muß nie verzagen!"

Er richtete noch einen so scharfen Blick auf die Glasthüre, als ob er sie durchbohren wollte; die dichten Vorhänge, welche daselbst von innen angebracht waren, verhinderten aber jegliche Durchsicht. Auch zu vernehmen war nichts, wenn nicht äußerst laut im Cabinet gesprochen ward. Lorck mußte sich daher bescheiden und ließ nun mit stiller Schadenfreude den Blick über unsern trostlosen Procuraführer gleiten.

Dieser war zu seinem Pult zurückgewankt. Trotz seiner Niedergeschlagenheit war ihm der Voltigirsprung gelungen, er saß wieder im Sattel, aber nicht fest und ritterlich, wie sonst, sondern niedergedonnert und entmannt, wenn man den letzten Ausdruck bei einem Männchen anwenden darf.

„Was habe ich davon," sagte er sich, „daß er mir die Wange streichelt, nachdem er mir zuvor eine Ohrfeige gegeben?! O mein Gott, diese Geschichte kommt vielleicht an die Börse, durch diese jungen Laffen da, die Alles mit angehört haben! Und ich kann sie doch nicht bitten, das Maul zu halten! Mein Stolz, mein gerechter Stolz! Das hast du nun davon, du alter Affe; die Schwester hatte ein Unglück prophezeiht! Und da steht es nun, ich hab' es mir selber schwarz auf weiß gegeben!"

Er starrte noch einmal in den Brief. Die „Mandeln, Bouquets und schwarzen Augen" schauten ihn so schön und leserlich an, wie vorhin. Da erfaßte ihn eine Wuth; er wollte das Papier zerknittern. Doch besann er sich noch, und sein Zorn kehrte sich gegen sich selber.

„Warte, alter Esel," sagte er sich, grinsenden Hohn im Herzen, indem er zugleich den Brief sorgfältig faltete und einsteckte, „ich will Dich damit demüthigen! Unter Glas und Rahmen soll diese Dummheit, und in Deinem Zimmer hängen soll sie, daß Du täglich mit der Nase darauf stoßen und Dir zurufen kannst: Schau hin, Du alter Narr, so geht's, wenn man Streiche macht!"

Dann ging Herr Langer mit verdoppelter Hast an seine Arbeiten, aber er hütete sich wohl, zur Seite zu schielen, oder zum andern Zimmer hinüber. Nicht einmal das Zischeln der jungen Leute, welche dort saßen, und das dann und wann sich vernehmen ließ, rügte er jetzt, er fühlte, daß er wenigstens heute kein Recht habe, seine Autorität energisch zur Geltung zu bringen, auf sein Uebergewicht zu pochen.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Der Millionair und sein Commis.

Nachdem Wilford in sein Cabinet getreten, schritt er zu dem mit Papieren übersäeten Schreibtische und nahm auf den mit dunkelblauem Sammt überzogenen Fauteuil Platz, seinem Arbeitssessel.

Wilhelm blieb an der Glasthür des Cabinets stehen. Hatte ihn vorher momentan eine Fieberröthe überlaufen, so erblaßte er jetzt um so mehr, es ward ihm eisig um's Herz, es war, als ob sein Pulsschlag stocken wolle.

Wilford warf einen wohlwollenden Blick auf den jungen Mann. Er bemerkte dessen schlechtes Aussehen.

„Ist Ihnen unwohl, Haffner?“ fragte er theilnehmend. „Sie haben nie gerade viele Farbe, aber heute sehen Sie ganz besonders bleich aus. Hoffentlich ist Ihnen die gestrige kleine Ausschweifung nicht übel bekommen?“

„Mir ist ganz wohl, und ich danke für Ihre gütige Frage!“ entgegnete Wilhelm.

Das ist mir lieb und muß Ihnen gerade heute besonders angenehm sein!“

„Gerade heute, Herr Wilford? Ein Tag ist doch wie der andere, und ich bin jederzeit froh, daß mir der Himmel vergönnt, im Geschäft meine Pflicht gewissenhaft erfüllen zu können.“

„Und das thun Sie auch, Haffner,“ erwiderte der Kaufmann lebhaft, „ich mache nicht viele Worte, doch ich kann Ihnen sagen, daß ich mit Ihnen zufrieden bin, sehr zufrieden. Aber ein Tag ist doch nicht immer wie der andere,“ fuhr er lächelnd fort, „ich habe darum erwartet, daß Sie mich diesen Morgen ersuchen werden, Ihnen heute einige Stunden zu Ihrer Verfügung zu stellen.“

„Zu meiner Verfügung, Herr Wilford?“ fragte Wilhelm erstaunt — „Ich wüßte nicht —!“

„Nun, ist denn nicht heute Ihr Geburtstag?“

Wilhelm erbebte.

„Sie wissen —?!“ sagte er befangen.

Cecily hat es mir diesen Morgen während des Frühstücks gesagt, ich weiß nicht, wie sie dahinter gekommen ist. Hat das also seine Richtigkeit?“

Wilhelm zögerte einen Augenblick. Dann sagte er beklommen:

„Ja, Herr Wilford!“

„Nun, dann habe ich auch eine Mittheilung für Sie, Haffner, die Ihnen angenehm sein dürfte. Kommen Sie näher, — noch näher.“

Wilhelm trat bis zum Schreibtisch seines Principals vor.

„Es ist einmal so üblich, fuhr der Kaufmann fort, „Personen, welche Einem werth sind, an ihren Geburtstagen eine freudige Ueberraschung zu bereiten. Und Sie sind mir werth geworden, Haffner, ich sage es ohne Umstände heraus!“

„Herr Wilford —!“ begann der junge Mann, voll inniger Dankbarkeit, aber auch mit einem Gemisch von Wehmuth und Trauer seinen Chef anblickend. Er wollte weiter sprechen, doch die Stimme versagte ihm ihren Dienst.

„Lassen Sie mich ausreden!“ begann Wilford von Neuem — „Sie sind jetzt ungefähr anderthalb Jahre in meinem Geschäft, eine kurze Zeit freilich, doch lange genug, um die Fähigkeiten, den guten Willen, den Charakter eines Menschen prüfen zu können. Sie bestanden diese Prüfung vortrefflich, Haffner, und ich habe auch seit geraumer Zeit nicht gezögert, Ihnen nicht allein mein volles Vertrauen zu schenken, sondern auch Sie mehr als Freund meines Hauses, denn als Geschäftsgehülfen zu betrachten.“

„Wo soll das hinaus?“ fragte sich Wilhelm mit innerlicher Angst.

„Ich freue mich herzlich,“ fuhr der Kaufmann fort, „daß ich mich in Ihnen nicht getäuscht. Sie zeigten unermüdlichen Fleiß, Treue, und vor Allem redliche, uneigennützige Anhänglichkeit. Sie blieben, obwohl ich Sie öfter vor Ihren Collegen auszeichnete, derselbe bescheidene junge Mann, der Sie zu Anfang waren, ja, ich habe das wohl bemerkt, Sie nahmen sogar zu Zeiten mein und meiner Tochter wohlwollendes Entgegenkommen mit einer gewissen dankbaren Zurückhaltung entgegen, die jedenfalls nur der überflüssigen Furcht entsprang, wir möchten wähnen, Sie seien aus selbstsüchtigen Absichten bemüht sich unentbehrlich zu machen. Sehen Sie, Haffner, das hat mir an Ihnen ganz besonders gefallen! Und so war es mir denn auch eben darum lieb, daß die tollköpfige Cecily anfing etwas auf Sie zu halten, auf Ihren ruhigen und bescheidenen Rath etwas zu geben, denn ich glaube, weiß Gott, das eigenwillige Ding, das ich, gerade heraus, mit meinem aufbrausenden Wesen und dann wieder meiner unzeitigen Nachsicht wohl nicht immer richtig zu behandeln verstehe, hat, seit Sie vertraulich bei uns aus- und eingegangen, manche ihrer Thorheiten unterlassen. So haben Sie mir denn in meinem Geschäft wie in meiner Häuslichkeit gute Dienste geleistet, Haffner, und sich ein Anrecht auf meine Erkenntlichkeit erworben. Ich will Ihnen diese nicht länger vorenthalten. Ich weiß, daß Sie ein solider junger Mann sind, der wenig Bedürfnisse hat und mit seinem Gehalte ausreicht. Aber rühren können Sie sich damit nicht, Sie haben eine kränkliche Mutter zu ernähren und müssen gewiß ihr, wie sich, manchen Wunsch versagen. Ich

erhöhe darum, von heute an, Ihr Gehalt um die Hälfte —"

Wilhelm machte eine Bewegung.

„Ich bin Ihnen die Aufmunterung schuldig," redete Wilford weiter, „und sie ist zugleich mein Geburtstagsgeschenk für Sie. Danken Sie mir nicht dafür, sondern meiner Tochter, denn sie war es, welche die Sache anregte, und meinte, daß es doch recht hübsch sei, wenn gerade heute etwas für Sie geschehe!"

Nach diesen Worten streckte Wilford mit väterlicher Freundlichkeit dem jungen Manne die Hand entgegen.

Dieser hatte voll wachsender Herzensangst die Worte seines Principals vernommen. Jedes derselben war ein Dolchstich für ihn gewesen, und steigerte in ihm das Gefühl der Schuld, deren er sich bewußt war. Und wie, wie sollte er diesem Labyrinth entkommen, das Wohlwollen und Liebe um ihn zogen? Er hatte Wilford unter dem Vorwand um seine Entlassung ersuchen wollen, daß er seine Stellung verbessern könne. Dieser Ausweg war ihm abgeschnitten. Es blieb ihm noch übrig auf andere Weise vorzugehen, aber vorgehen mußte er, so tief es ihn auch schmerzte, gerade unter diesen Umständen seinen gütigen Principal doppelt zu verletzen. Daß Cecily ihrem Vater von ihrer Liebe nichts gestanden habe, das sah er wohl jetzt, und es trieb ihn noch mehr zu rascher Entscheidung an.

Als Wilford ihm die Hand entgegenstreckte, da übermannte ihn sein Gefühl, hastig ergriff er diese Hand, küßte sie, trotz Wilfords Widerstreben, und benetzte sie mit den Thränen, die plötzlich und unfreiwillig seinen Augen entströmten.

Doch nur einen Augenblick währte dieser Ausbruch der Rührung und des Schmerzes. Wilhelm richtete sich gleich darauf empor, trocknete die Thränen, nahm einen verzweifelten Anlauf und begann:

„Bester Herr Wilford, Ihre unbegrenzte Güte gegen mich bewegt mich tief, um so mehr als ich —"

Er kam nicht weiter, denn der Kaufmann fiel ihm in die Rede.

„Halt," rief er, „ich bin noch nicht zu Ende, Haffner. Nur ruhig, ruhig, Sie werfen ja mit einem Mal Ihre ganze sonstige Gelassenheit über den Haufen, und schneiden mir obendrein das Wort vor dem Munde weg! Ich habe Ihnen aber noch eine andere Mittheilung zu machen, die Sie vermuthlich überraschen wird!"

Wilhelm sagte sich: „Was werde ich noch Alles zu hören bekommen!" und blickte schweigend und resignirt auf seinen Principal.

„Was ich Ihnen jetzt sage," fuhr Wilford fort, „ist nur für den Freund des Hauses, also eine vertrauliche Mittheilung. Ich werde wahrscheinlich in einigen Tagen schon, oder Wochen, wie es nun sich gestalten mag, meine Tochter verloben."

Wilford blickte Wilhelm so an, als ob er irgend einen Ausruf der Ueberraschung von ihm erwarte. Der junge Mann aber fuhr fort, still und resignirt auf seinen Principal zu schauen, ohne eine Miene zu verziehen.

Der Kaufmann warf einen etwas verwunderten Blick auf seinen Commis und sagte:

„Es überrascht Sie das gar nicht, Haffner, wie mir

scheint! Wußten Sie vielleicht schon darum durch irgend Jemanden? Oder erriethen Sie meine Absicht?"

„Keines von Beidem, Herr Wilford," entgegnete Wilhelm, der inzwischen mehr Fassung gewonnen hatte, nach kurzem Zögern, „mir scheint es nur natürlich, daß ein junges Mädchen heirathe, wenn sie das nöthige Alter erreicht hat. Ich konnte mir ohnehin denken, daß sich um Fräulein Cecilys Hand mancher vornehme und geachtete Mann bewerben werde."

„Nun, einen vornehmen Gemahl wird sie denn auch bekommen;" erwiderte Wilford mit selbstzufriedenem Lächeln, „den jüngeren Grafen Stolzendorf."

„Ich wünsche von ganzem Herzen, daß Fräulein Cecily glücklich werden möge!" sagte Wilhelm in leisem, fast unmerklich zitternden Ton, indem er den Blick während jener Worte zu Boden senkte.

„Ich danke Ihnen und bin von der Aufrichtigkeit Ihres Wunsches überzeugt!" antwortete Wilford, der die gedrückte Haltung des Commis übersah, weil seine Gedanken bei seinen Plänen weilten. Dann setzte er hinzu: „Mir scheint, der junge Graf verkehrte gestern viel mit Ihnen. Wie finden Sie ihn?"

„Er ist ohne Zweifel ein ausgezeichneter Mann!" erwiderte Wilhelm, dem die Wendung des Gespräches so peinvoll war, daß er nur mit Mühe sich eine ruhige Haltung bewahren konnte.

„Es ist mir lieb, daß Sie das auch finden!" sagte Wilford. „Sie haben ein richtiges Urtheil, Haffner. Ich denke, mein Kind riskirt nichts bei dem Grafen Theodor. Er hat etwas Solides, Verständiges, und schwärmt

nicht bloß für Pferde und Hunde, wie andere Herrchen seines Standes. Er ist mit einem Wort das vollständige Gegenstück seines Vaters, dieses alten Verschwenders, den sein Sohn und ich schon ein wenig werden für die Zukunft im Zaume zu halten wissen! Aber ich bin von dem abgekommen, Haffner, was ich Ihnen sagen wollte. Nach der Hochzeit meiner Tochter, die in einigen Monaten stattfinden kann, bin ich gesonnen, Hamburg auf eine Zeitlang zu verlassen, auf ein Jahr etwa. Während dieser Zeit werde ich die Chefs der bedeutendsten überseeischen Geschäfte, mit denen ich in Verbindung stehe, besuchen, alte Sachen abwickeln, Neues einleiten, in diese und jene Verhältnisse selbst einen Blick werfen. Und Sie werden mich auf dieser Reise begleiten, Haffner, ich rechne ganz bestimmt darauf."

„Ich?" rief Wilhelm betroffen.

„Die Reise," fuhr Wilford eifrig fort, „wird Sie nicht allein ungemein interessiren, sondern Ihnen auch von unberechenbarem Nutzen sein! Sie erweitern dadurch, ich zweifle nicht daran, Ihren Gesichtskreis, Ihre kaufmännischen Kenntnisse, indem Sie alle dortigen Geschäftsmanipulationen beobachten, kennen lernen, prüfen können, und ich," fügte er lächelnd hinzu, „habe dadurch, daß Sie mich begleiten, nicht allein einen vortrefflichen, zuverlässigen Secretair, sondern auch einen jungen Freund zur Seite, der mir jetzt schon fast unentbehrlich geworden ist, nnd es dann erst vollends sein wird!"

Wilhelm schrak zusammen. Auch die Ausrede war ihm genommen, daß er das Geschäft Wilfords verlas-

sen wolle, um sich jenseit des Oceans weiter in seinem Beruf auszubilden.

Was sollte er jetzt sagen? Womit den Schritt rechtfertigen, den er thun mußte? In qualvoller Unruhe stand er da.

Der Kaufmann schwieg; er heftete den Blick auf seinen Commis. Und jetzt gewahrte er erst die peinliche Verlegenheit des jungen Mannes.

„Nun? Sie antworten ja nicht!" sagte er verwundert — „Was ist Ihnen denn? Sie sind ja ganz bestürzt!"

„Herr Wilford," begann Wilhelm, seinen Muth zusammennehmend, „mißdeuten Sie nicht das, was ich schon seit gestern mich gedrungen fühle, Ihnen zu sagen."

„Und das ist?"

„Ich muß Sie dringend um meine Entlassung bitten!

„Element, was höre ich?!" rief der Kaufmann, vom Sessel aufspringend — „Sie — Sie möchten mein Geschäft verlassen, — mich verlassen?"

„Ja, Herr Wilford!" entgegnete Wilhelm niedergeschlagen, doch fest.

„Sie, dem ich kaum erst seinen Gehalt erhöht, dem sich für einen jungen Geschäftsmann weiß Gott lockende Aussichten eröffnen — Sie, — der Sie noch so eben mit kindlicher Dankbarkeit meine Hand mit Ihren Thränen benetzten, der Sie mir Ergebenheit und Treue durch die ganze Zeit bewiesen haben, die Sie in meinem Comptoir zubrachten —? Sie könnten mich verlassen wollen?"

Wilford sank in höchster Ueberraschung auf seinen

Sessel zurück, seine Miene drückte aus, daß er nicht glauben könne, was er vernommen.

„Ich muß!“ entgegnete Wilhelm tief aufathmend. — „Ich kann nicht länger in Ihrem Geschäfte dienen! Sie haben mich mit Freundlichkeit überhäuft, Herr Wilford, mit Güte, o glauben Sie nicht, daß ich jemals vergessen werde, wie theilnehmend und liebevoll Sie mich behandelt! Sie beehrten mich mit Ihrem Vertrauen, es war durch die ganze Zeit mein Stolz, ich werde Ihnen ewig dafür dankbar sein! Aber bleiben kann ich nicht! Wenn Sie mich Ihres Wohlwollens werth erachten, so lassen Sie es mir in diesem Augenblick dadurch angedeihen, daß Sie mich entlassen!“

„Entlassen und wieder entlassen!“ rief Wilford, indem seine Wangen sich stärker rötheten — „Mensch, sind Sie wahnwitzig geworden? Was kann Sie bestimmen, mir solches Begehren in einer Stunde zu stellen, in der ich Ihnen Vortheile eröffne, die jeden Anderen in Ihrer Lage mit Freude erfüllen würden? Was steckt dahinter? Reden Sie! Hat man Sie beleidigt, Haffner, in meinem Geschäft, in meinem Hause? Element, ist das der Fall, so soll sogleich eine Untersuchung angestellt werden, und wer es auch immer sei, — ich kenne Sie, Haffner, Sie sind ein stiller, friedfertiger Mensch, Sie werden durch Ihr Betragen Niemanden zu einem Insult herausgefordert haben — wer es auch sei, ich will strenge mit ihm zu Gericht gehen, denn, bei Gott, ich lasse die nicht beschimpfen, die mir werth sind, und wahrlich, Sie sollen am wenigsten nöthig haben, aus dem Geschäft, eines Anderen wegen, davonzugehen! Haben Sie vielleicht mit Herrn Langer,

dem alten Krittelkopf, etwas gehabt? Da will ich doch gleich —!"

Wilford sprang heftig vom Sessel auf und that einen Schritt nach der Glasthür hin. Das Antlitz des leicht aufbrausenden Mannes flammte bereits in Zornesröthe.

Wilhelm trat ihm ehrerbietig, mit bittendem Blick in den Weg.

„Ich hatte," sagte er, „weder mit Herrn Langer, noch irgend Jemandem vom Comptoir oder Ihrem Hause auch nur das geringste Zerwürfniß!"

„Aber was um des Himmels willen ist denn in Sie gefahren?" rief der Kaufmann verwundert und fast unwillig, indem er zum Sessel zurückkehrte und sich darauf niederließ. „Ohne Grund wird man doch nicht plötzlich ein Haus verlassen, in dem man sich früher zufrieden gefühlt! Sie bitten mich ja flehentlich fast, mit aufgehobenen Händen, daß ich Sie entlasse, und gerade jetzt, wo Sie besser daran sein könnten als vordem! Geschieht es etwa, weil man Ihnen von anderswo her bessere Anträge gemacht hat? Was man Ihnen zahlen kann, wird Henry Wilford, sollt' ich denken, auch zahlen können! Also heraus mit der Sprache!"

Wilhelm, dessen Absicht, wie wir wissen, es zu allem Anfang gewesen war, eine Verbesserung seiner Lage als Vorwand zu benutzen, konnte es jetzt doch nicht über sich gewinnen, in den Augen seines gütigen Principals als ein Eigennütziger zu erscheinen. Auch hätte es ihm ja nichts gefrommt, denn der Millionair schien um jeden Preis seinen Commis an sich fesseln zu wollen.

„Herr Wilford," entgegnete er daher lebhaft, „Sie

werden doch von mir nicht glauben, daß ich um eines höheren Gehaltes willen Ihr Wohlwollen verscherzen könnte?!“

„Was soll ich aber von Ihrer Bitte denken, Haffner, und vor Allem von Ihrem Benehmen? Sie zittern, Sie sind ängstlich, verlegen, Sie wagen kaum zu mir aufzuzublicken! Sie — ja, Sie geberden sich wie ein Mensch, der ein böses Gewissen hat —! Um Gotteswillen, Sie sind doch nicht —“

Wilford stockte, sein rothes Antlitz färbte sich dunkler, sein Auge ruhte schreckhaft auf den Zügen des jungen Mannes, dem er wohl wollte, — ein Gedanke durchfuhr den alten Kaufherrn, der ihn erbeben machte. Krampfhaft griff er an die Lehne des Sessels und fuhr fort, indem er die Worte abgerissen und mühsam, wie gegen seinen Willen, halblaut hervorstieß:

„Kommen Sie näher, Haffner, — sprechen Sie leise, damit uns Niemand höre — haben Sie — haben Sie, vielleicht in einem Augenblick der Verblendung, sich — sich im Geschäft eine Unrechtfertigkeit zu schulden kommen lassen?“

Wilhelm wich einen Schritt zurück und starrte seinen Principal an. Das Blut schoß auch ihm in die Wangen.

Dann umflorte sich sein auf Wilford gerichteter Blick und er sagte in einem Ton, aus dem tiefer Schmerz und gekränktes Ehrgefühl laut redeten:

„Sie halten mich einer Schlechtigkeit fähig, Herr Wilford, eines gemeinen Verbrechens?“

Der alte Kaufmann zuckte zusammen.

„Nein, nein,“ rief er hastig, „das ist es nicht, das

thu' ich nicht, bei Gott nicht! — Aber der gute Mensch kann auch Stunden haben, in denen der Teufel ihn versucht, wo —"

Hier stockte Wilford von Neuem; er war sichtlich ergriffen. Dann fuhr er mit der Hand über die Augen, welche unter den dunklen buschigten und zusammengezogenen Brauen fast fieberhaft unruhige Blicke hervorschossen.

„Haffner," fügte er mit gepreßter Stimme hinzu, „ich wollte nicht sagen, daß Sie etwas gethan, was sich vor Ihrem Gewissen nicht verantworten ließe — Sie würden dann ja bei Nacht und Nebel entflohen sein —! Doch Ihre Scheu, Ihre Angst, Ihre Hast, mit der Sie mich bitten, das Alles ist unnatürlich, das Alles erregt in mir den Verdacht, Sie möchten einer Gefahr entrinnen — vielleicht einer Verlockung zum Unrecht, der Sie fürchten, auf die Dauer nicht widerstehen zu können, — Sie haben — o sagen Sie es — im Geiste sich versündigt, und nun — nun wollen Sie sich verbannen in Scham und Zerknirschung, nun wollen Sie die Flucht ergreifen vor der Versuchung — ist es so, Haffner? Um Gotteswillen, reden Sie offen und ehrlich! Sie sehen, daß mich der Gedanke foltert!"

Wilhelm fühlte sich durch diese Worte in tiefster Seele erschüttert. Paßte nicht Alles, was Wilford da jetzt sagte, auf sein Verhältniß zu Cecily? Hatte er nicht mehr als nur im Geiste sich versündigt? Wollte er nicht vor der Versuchung fliehen? Aber Wilford, der nichts von Wilhelms Liebe zu Cecily ahnte, wollte ja nicht dieses Vergehen treffen, seine Worte zielten ja nach einer anderen Richtung, ein beschimpfender Argwohn war es

ja, der daraus hervorleuchtete, ein Argwohn, welcher das Rechtlichkeitsgefühl des wackeren jungen Mannes empörte.

Mit flammenden Wangen, den Blick fest und offen auf den Kaufmann gerichtet, trat er vor und sagte:

„Herr Wilford, der allmächtige Gott ist mein Zeuge, daß ich die lautere Wahrheit rede! Lassen Sie die Bücher, die Gelder, die Papiere, welche mir anvertraut worden sind, durchsehen, bevor ich aus Ihrem Geschäfte scheide, Sie werden nichts finden, was einen Flecken auf meine Ehre werfen könnte! Mag auch mein Betragen, die Art, in der ich Sie um meine Entlassung ersuche, verdachterregend sein, mit einer meinen Charakter entehrenden Handlungsweise, ja selbst auch nur mit einer solchen Absicht, den leisesten verwerflichen Gedanken, die mich mit Scham und Reue erfüllen müßten, steht das Alles in keinerlei Verbindung. Wenn ich in irgend einer Weise im Leben fehlte, so geschah es nicht in einer Anwandlung verbrecherischer Triebe! Ich habe treu und ehrlich, mit Lust und Liebe in Ihrem Geschäfte gearbeitet, und wenn ich es verlasse, so scheide ich daraus mit dem reinen Bewußtsein, nie etwas Anderes in meinem Beruf gewollt zu haben als Ihr Interesse! Daß Sie, der Sie vorhin erklärt, mich zur Genüge geprüft zu haben, dennoch einen solchen Argwohn gegen mich fassen konnten, o das schmerzt mich tief, unendlich! Mögen Sie mich der Undankbarkeit zeihen, mich für thöricht, für verblendet halten, ich will Alles über mich ergehen lassen, denn mein jetziges Benehmen ist befremdlich, ich weiß es; aber so schlecht von mir zu denken, Herr Wilford, weil augenblicklich meine Handlungsweise unbegreiflich ist, das habe

ich nicht verdient! Verzeihen Sie mir," so schloß Wilhelm in fast demüthigem Tone, indem er, der leidenschaftlich erregt gesprochen hatte, seine Stimme dämpfte, „daß ich im ersten Aufwallen meines Schmerzes so heftig geworden bin, aber es galt ja, das Einzige was ich besitze zu vertheidigen, meinen ehrlichen —"

„Namen" hatte er sagen wollen, er stockte plötzlich, tiefe Blässe überzog sein Antlitz, sein Herz erbebte, — er dachte an seinen Vater.

Wilford aber erhob sich rasch und ergriff des jungen Mannes Hände.

„Haffner," sagte er bewegt und herzlich, wenngleich in einem etwas rauhen und polternden Ton, „Sie sind es, der mir vergeben muß, denn ich habe ein unbedachtsames Wort gesprochen. Glauben Sie denn, mir sei es ernstlich in den Sinn gekommen, von Ihnen so unwürdig zu denken? Ich will nicht weiter in Sie dringen, mir den Grund anzugeben, weßhalb Sie fort wollen, ich habe nicht das Recht, die Geheimnisse Anderer zu erforschen. Aber so viel kann ich Ihnen sagen, daß ebenso wenig das Geschäft in einem guten Lichte erscheint, von dem ein tüchtiger Arbeiter ohne weiteres abgeht, als der Arbeiter selbst, der plötzlich entlassen wird. Im vorliegenden Fall dürfte Ihnen das für Ihre künftige Carriere nachtheilig sein. Und dann — so erfahren Sie denn, Haffner, daß ich es noch sehr gut mit Ihnen im Sinne hatte! Es ist etwas in Ihrem Wesen," fuhr er weicher fort, „das mich gleich beim Beginn unserer Bekanntschaft zu Ihnen hingezogen hat, ich empfand ein eigenthümliches Gefühl der Theilnahme für Sie, als ich Sie sah, — Sie

nennen sich Wilhelm, — ach, bevor Cecily zur Welt kam hatte ich einen Sohn, der gleichfalls so getauft ward, der, denken Sie sich, welch' eigenthümliches Zusammentreffen, auch heute vor so viel Jahren als Sie jetzt zählen geboren ward! Der arme Knabe — starb mir, ich bin ohne Erben meines Namens, ich kann das Geschäft nicht auf den Schwiegersohn übertragen, wählte ich doch nicht einen Kaufmann, weil Cecily an der Seite eines bürgerlich soliden Geschäftsmannes nicht glücklich sein würde, nach der Richtung zu urtheilen, welche ihr Charakter, ihre Natur eingeschlagen, und, ich will es gestehen, ihre Erziehung vielleicht angebahnt hat. Sehen Sie, Haffner, als Sie nun vor anderthalb Jahren in mein Geschäft eintraten, da faßte ich nicht allein durch jene kleinen Umstände, die ich Ihnen vorhin genannt, für Sie Sympathie, sondern auch durch Ihr einnehmendes Wesen, durch jenes Unerklärliche, was uns oft zu einem bestimmten Menschen unwiderstehlich hinzieht. Ich sagte mir schon damals: Bewährt sich dieser junge Mann, dann mag er dereinst mit Ehren das weiter führen, was ich aufgebaut, dann gründe ich sein Glück!"

„O mein Gott, — Herr Wilford!" rief Wilhelm außer sich vor Ueberraschung.

„Ich hätte Ihnen diese Eröffnung vielleicht noch lange nicht gemacht, wenn Sie mich jetzt nicht drängten!" fuhr der Kaufmann fort. „Doch lassen Sie mich vollenden. Sie bewährten sich. Das unbestimmte Gefühl für Sie steigerte sich in mir zu einer gewissermaßen väterlichen Freundschaft, immer mehr und freudiger machte ich mich mit dem Gedanken vertraut, der Himmel habe mir

in seiner Gnade Sie gesendet, mir einen Ersatz für den früh verlorenen Sohn zu geben. Ich sah in Bezug auf Sie meine Erwartungen übertroffen, sah in Ihnen den Mann, dem ich dereinst, ohne Benachtheiligung meiner Tochter, die ohnehin, wenn ich einmal nicht mehr lebe, reich genug sein und einen Antheil am Geschäft behalten wird, die Ehre meiner Firma getrost in die Hände legen könne! Jetzt wissen Sie Alles, Haffner, das war mein Plan mit Ihnen. Und wie nun," fuhr er lächelnd fort, „wenn ich noch nicht gesonnen wäre, ihn aufzugeben, obwohl Sie gar so hastig darnach trachten, mich zu verlassen?"

„Sie sind der edelste, der beste der Menschen, Herr Wilford," entgegnete Wilhelm in höchster Erregung, „ich aber," setzte er in leidenschaftlichem Schmerz hinzu, „bin namenlos unglücklich! Die unverdiente grenzenlose Güte, mit der Sie mich wahrhaft überschütten, die glänzende Zukunft, welche Sie mir eröffnen, das Alles betäubt, beseligt mich, und vernichtet mich doch zugleich, denn die unerbittliche Nothwendigkeit zwingt mich, Ihnen mit dem heißesten Dank für die hochherzige Absicht, die Sie mit mir hegen, zu sagen, daß all dieses Glück mir nicht zu Theil werden kann, daß ich gehen muß, daß ein anderes Loos mir bereits unwiderruflich vorgezeichnet ist!"

Wilford lehnte sich, sprachlos vor Erstaunen, in seinen Sessel zurück. Er konnte es nicht fassen, daß ein junger Mann so glänzenden Aussichten den Rücken wende.

Anfänglich war er bestürzt über das, was er vernahm, dann umwölkte sich seine Stirn, unmuthig biß er sich in

die Lippen und zerknitterte ein weißes Blatt Papier, das vor ihm auf dem Pulte lag.

„Ich bin nicht gesonnen," sagte er dann in gereiztem Tone, „gegen die Thorheit anzukämpfen, denn was kann es Anderes sein, das einen Menschen bestimmt, hartnäckig Allem zu entsagen, wodurch ein Jeder seiner Collegen sich überglücklich fühlen würde! Ich habe Alles erschöpft, und — halte Sie nicht länger zurück!"

„O, verkennen Sie mich nicht!" rief Wilhelm schmerzlich — „Ich —"

„Ich halte sie nicht!" unterbrach ihn Wilford in kurz abgebrochenen, heftigen Worten, — „Sie können gehen, wohin es Ihnen beliebt, aber nicht eher, als bis ein Anderer statt Ihrer engagirt ist. — Sie werden das begreiflich finden, — also in einigen Wochen etwa!"

Wilhelm neigte stumm das Haupt.

Der Kaufmann warf einen hastigen, finsteren Blick auf ihn. Er sah den Ausdruck des tiefsten Schmerzes und der Resignation in den edlen Zügen des jungen Mannes.

Wilford fühlte bei diesem Anblick den Zorn, der in ihm aufgestiegen war, verrauchen.

Es mußte wirklich ein unseliges, räthselhaftes Verhängniß sein, das den Jüngling niederbeugte, sein sonst so offenes Gemüth verschloß, und ihn einer beneidenswerthen Zukunft entsagen ließ! Dieser Gedanke drängte sich dem Kaufmann unwillkürlich auf und stimmte ihn milder.

Der so eben noch leidenschaftlich aufbrausende Mann schüttelte nachdenklich und traurig den Kopf, während sein Blick auf Wilhelm ruhte.

„Haffner,“ fuhr er nach einer kleinen Pause mit fast weicher Stimme fort, „ich gebe Ihnen bis dahin Bedenkzeit, prüfen Sie Alles reiflich! Ich mag Sie, trotz Ihres seltsamen Benehmens, noch immer nicht ohne weiteres aufgeben, und will mich Ihnen nicht verschließen, sollten Sie inzwischen zur Erkenntniß Ihres thörichten Beginnens kommen! Gehen Sie wieder an Ihre Arbeit, ich will jetzt keinen definitiven Entschluß! Wer weiß, ob Sie nicht in wenigen Tagen anders denken werden!“

Wilhelm wollte reden, der Kaufmann aber gab ihm mit der Hand ein Zeichen, daß er sich entfernen möge.

Dann stützte der Millionair den Kopf in die Hand und seufzte tief auf.

Sein Geist verlor sich in ein trübes Sinnen.

Der arme Commis aber wankte ernst und niedergeschlagen in's Comptoir zurück.

Das Glück hatte sein Füllhorn über ihn ausschütten wollen. Aber was sollte ihm jetzt die Aussicht auf Auszeichnung und Reichthum? Beiden konnte er leicht entsagen! Doch einen solchen Mann wie Wilford in tiefster Seele kränken, von einem Herzen voller Liebe und Güte für ihn sich abwenden zu müssen, das traf mit schwerem Schlag sein ohnehin so wundes Gemüth. Und wie, das sah er wohl, hätte Alles sich zum Guten wenden können, bei so unbegrenzter, wahrhaft väterlicher Zärtlichkeit Wilfords, die er erst jetzt ihrem vollen Umfange nach erkannt hatte! Vielleicht eines Wortes nur hätte es bedurft, um — aber dieses Wort durfte er nicht aussprechen! Standhaft mußte er ja halten, was er der Mutter, was er sich selber gelobte.

„O, Vater," jammerte es schmerzlich in ihm, als er an sein Pult schlich, „was werde ich noch Alles um Deinetwillen erdulden müssen!"

Lorcks lauernder Blick entdeckte auf der Stelle, daß sein College einen peinlichen Auftritt gehabt haben müsse.

„Wilford war freundlich gegen ihn, als er ihn zu sich rief," so dachte Lorck, „von der Seite des Alten kann also nichts Uebles gekommen sein, daher rührt sein verstörtes Wesen nicht. Er hat also jedenfalls sein Vorhaben, dessen er gestern gegen Cecily erwähnte, ausgeführt, er hat um seine sofortige Entlassung gebeten, und Wilford sie ihm muthmaßlich hinausgeschoben, — daher die Niedergeschlagenheit. So wird es sein, und, bei Gott, dann muß rasch etwas geschehen, denn auf so harmlose Art darf er ja nicht das Haus verlassen, das ginge gegen meinen Plan! Wilford wird sicher dem Langer Alles mittheilen, damit auch dieser seinen Rath und Einfluß bei dem thörichten Burschen geltend mache. Und vom Langer werde ich schon zu erfahren wissen, ob sich Alles so verhält, ich kenne gewisse Mittel, ihn zum Reden zu bringen."

Und damit vor der Hand beruhigte sich Lorck, der, als ein vorsichtiger Mann, sich wohl hütete, an diesem Tage sowohl Wilhelm als auch dem kleinen Procuristen durch überflüssige Theilnahme oder auch nur ein außergeschäftliches Wort unbequem zu werden.

Dreißigstes Kapitel.

Des falschen Barons Todesverachtung und Qual. — Das Tagebuch enthüllt dem Baron ein Geheimniß, er träumt bereits von Millionen.

Nachdem der falsche Baron die Wohnung des Clowns verlassen hatte, sann er darüber nach, was er nun beginnen solle.

Anfänglich dachte er daran, sich sogleich in's Hotel de l'Europe zu den Grafen Stolzendorf zu begeben, um in seinem sowohl wie seines Bruders Interesse gegen diese Herren den besprochenen Feldzug zu eröffnen.

Er kam aber bald wieder von diesem Gedanken ab. Es mochte zudringlich erscheinen, wenn er unmittelbar am Tage nach ihrem ersten Zusammentreffen mit ihm den Herren einen Besuch abstatten würde. Er entschloß sich daher, damit bis zum folgenden Tage zu warten.

Sein nächster Gedanke war, zu Ringmann hinauszufahren und ihm mitzutheilen, daß er vorläufig auf seinen Antheil, den der Clown verschlungen hatte, nicht rechnen könne. Aber zu solcher Hiobspost war ja immer noch Zeit. Er wußte eigentlich auch nicht recht, was ihn sonst noch hätte augenblicklich veranlassen können, den Hundedressirer aufzusuchen. Dieser konnte ihm ja ohnehin nicht über den Hals kommen, wenngleich er unseren Baron für treulos halten mußte und ihm zürnen mochte, hatte sich doch der Abenteurer geflissentlich davor gehütet, dem ehemaligen Collegen anzudeuten, unter welcher Maske er diesesmal in Hamburg erschienen sei und wo er seinen

Aufenthalt genommen. Daß er des Hundemannes vielleicht binnen Kurzem in irgend einer Weise benöthigt sein werde, dessen war er so ziemlich gewiß, obwohl er noch eigentlich nichts oder nur sehr wenig von den Plänen seines Bruders kannte. Sollte aber jener Fall eintreten, dann hoffte er, diesen Ringmann leicht versöhnen und reichlich für das jetzige Zuwarten entschädigen zu können.

Also weder die Grafen noch Ringmann sollten an diesem Tage an die Reihe kommen.

In Hamburg aber, dieser Stadt rastloser Geschäftigkeit, bis zur Mittagszeit müssig umherzuschlendern, um sich von den Trottoirs durch hastig in ihrem Berufe dahinstolpernde Waarenmakler, Lehrlinge, Hausknechte, Arbeitsleute, Hökerweiber und Schlachterknechte herunterdrängen zu lassen, dazu verspürte er keine Lust in sich. Ihm waren die während der Geschäftszeit fast völlig verödeten Promenaden und Wälle zur Genüge bekannt, auch für eine Besichtigung des Hafens hatte er keinen besonderen Sinn.

Aber gab es denn nicht auch etwas Wichtigeres für ihn, als das an vielen Stellen der guten Hansestadt nicht eben musterhafte Pflaster zu treten? Er erinnerte sich, daß er als Baron Schlender mit den Zuständen Spaniens wenigstens einigermaßen vertraut sein müsse, und daß ein dickes Culturwerk über dieses Land und ferner ein jedenfalls für ihn noch nützlicheres Tagebuch im Koffer des verstorbenen Barons der Lectüre harrten.

So wenig auch unser Abenteurer ein sonderlicher Freund von vielem und hauptsächlich andauerndem Lesen

war, so sah er doch ein, daß er augenblicklich nichts Gescheidteres thun könne, als in sein Hotel zurückzukehren und sich über die vorgenannten Schriften herzumachen.

Er warf sich daher wiederum in eine Droschke und sah sich nach einer Viertelstunde in seinem Zimmer.

Dort griff er zuerst zu dem umfangreichen Manuscript. Er machte sich's auf dem Sopha bequem, nachdem er zuvor den Schlüssel in der Thür seines Zimmers umgedreht hatte. Alsdann begann er zu blättern.

Ein lebhafter Schrecken ergriff ihn, als er die fabelhaft enge und ziemlich unleserliche Schrift des Werkes erblickte. Die Blätter waren nummerirt, er sah die Zahl 300 auf der letzten Seite.

Dennoch begann er einigermaßen mit Todesverachtung die Lectüre.

Da handelte sich Alles, so weit er kam, um Literatur, alte wie neue, um Ueberlieferungen aus Klöstern, geschichtliche Nachforschungen, so viel sie zur Darlegung der Culturentwickelung des spanischen Volkes erforderlich, und alle solche Dinge. Der Autor hatte eine zum wenigsten oberflächliche Kenntniß von jenem Lande beim Leser vorausgesetzt, und sein Werk demgemäß abgefaßt.

Je weiter nun der falsche Baron las, desto unverständlicher ward ihm dies Alles; hatte er schon Mühe, die Schriftzüge zu enträthseln, so ward es ihm vollends unmöglich, dem Ideengange des Verfassers zu folgen, einen innern, logischen Zusammenhang aus dieser Masse von Compilationen herauszufinden. Hätte er ein Buch vor sich gehabt, in dem es sich um Kartenspiele handelte,

er würde leichter damit fertig geworden sein, und wäre es noch so complizirt und tiefsinnig geschrieben gewesen. So aber war unser Baron wohl in nichts weniger bewandert, als in literar-historischen Dingen, und es ward ihm denn auch heiß und schwül, nachdem er ein Dutzend Seiten des Manuscriptes beharrlich herabgelesen hatte. Das Blut drängte ihm zum Kopf, er empfand im Gehirn einen leisen Druck, die Buchstaben fingen an vor seinen Augen zu flimmern.

Endlich sprang er vom Sopha auf. Er vermochte nicht die Marterarbeit länger fortzusetzen.

Das dickleibige Manuscript, das er bis in die tiefste Tiefe der Hölle verwünschte, flog in die Kofferecke zurück, aus der er es herausgeholt hatte.

Was nun? Das Tagebuch!

Ihm graute fast davor. Es mußte jedenfalls so unleserlich geschrieben sein wie das Werk, das ihm unstreitig schon jetzt, obschon er nur bis zur zwölften Seite gelesen, mehr Kopfbrechen als dem Autor verursacht hatte.

Und war es ebenfalls zum großen Theil mit solchen literarischen Notizen angefüllt, wie sollte er da den Muth gewinnen, sich zu dem hindurch zu arbeiten, was ihm wirklich nützlich sein konnte?!

Trotz dieser keineswegs erbaulichen Betrachtung holte der Baron nun auch das albumartig eingebundene Buch hervor. Gottlob, es war nur schmal, es hatte vielleicht kaum achtzig Seiten. Das war wenigstens ein Trost!

Der Baron nahm seine frühere Lage auf dem Sopha wieder ein und öffnete die Schließe des Tagebuches.

Er fand dieselbe Schrift, doch erschien sie ihm deut-

licher, vielleicht nur, weil er sich bereits mochte einigermaßen in die Handschrift hineingelesen haben.

Er begann gleich mit der ersten Seite. Es ging. Da waren sofort allgemein verständliche Dinge, einige Daten über die Ankunft des Barons in Spanien vor nahe an sechs Jahren, Reiseeindrücke, einige flüchtige Skizzen, Andeutungen über Personen, mit denen der Baron während der ersten Zeit seines Aufenthaltes in Madrid zusammengetroffen. Ueberall war den Notizen die Jahreszahl beigefügt, und der Tag, an dem sie eingetragen worden. Aus dem Allen ließ sich beiläufig entnehmen, in welcher Gesellschaft der verstorbene Baron zu verkehren pflegte; er mußte ohne Empfehlungen nach Spanien gekommen sein, denn es mehrten sich, wie das Tagebuch auswies, die Bekanntschaften erst im zweiten Jahre, und gehörten auch dann erst besseren Kreisen an, wie hier und dort einige vornehme Titel bezeugten.

Unser Abenteurer hatte bereits drei Viertel des Buches durchblättert und noch immer nichts gefunden, was ihn sonderlich hätte interessiren oder ihm den dringend gewünschten Aufschluß über die Ursachen der Rückreise des Barons nach Deutschland geben können. Ihm war übrigens aus dem Tagebuche klar geworden, daß der Verstorbene sich in Madrid durch Unterrichtgeben ernährte, und außerdem vielleicht gar für die Regierung oder eine gewisse Partei den Spion gemacht haben mußte, denn er fand manche Namen und daneben bemerkt, was das geheime Thun und Treiben dieser Leute, ob sie Carlisten, ob Christinos, mit wem sie verkehrten, u. s. w.

So war der Leser im Tagebuche bis zum Schluß des vergangenen Jahres gelangt. Da stieß er plötzlich auf eine Notiz, welche seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Und nun las er eifriger fort.

Je weiter und weiter er kam, desto lebhafter fesselte ihn, was der Verstorbene sich notirt hatte, desto hastiger wanderten seine Augen von Zeile zu Zeile.

„Endlich, endlich!“ murmelte er, während er las — „Da ist's! — O der Teufel, wer hätte das gedacht! — Das ist ein herrlicher Fund — eine Million ist er werth, — mindestens eine Million!“

Die Augen des Abenteurers glänzten, eine leise Röthe der Erregung, welche in ihm aufloderte, erschien auf seinen Wangen. Mit vor Freude zitternder Hand wendete er hastig Blatt um Blatt, es waren die letzten im Buche, welche beschrieben waren, ein Dutzend etwa, aber diese wenigen Blätter enthielten ein Geheimniß, dessen Kenntniß dem falschen Baron von höchster Bedeutung werden mußte, das leuchtete ihm ein, ein Geheimniß, das ihn zum Krösus machen konnte, wenn er es richtig zu benutzen verstand.

Mit einem leisen Jubelruf sprang er vom Sopha in die Höhe, und hüpfte wie ein Rasender im Zimmer auf und nieder, indem er das Tagebuch über dem Kopfe schwang, wie ein lustiger Junge die Mütze zu schwingen pflegt.

Nach diesem Ausbruch des Entzückens, den er nicht zu unterdrücken vermocht hatte, warf er sich auf einen Sessel, und las von Neuem mit fast ängstlicher Genauigkeit Blatt für Blatt durch, von jener Notiz an, die

ihm auffällig geworden war, bis zum Schluß des Geschriebenen.

Dann schloß er das Buch mit freudestrahlender Miene und legte es wieder in den Koffer, den er sorgfältig verschloß.

Er wußte jetzt genug, und sah nun wohl, welch ein wichtiges Motiv den Baron Schlender bewogen hatte, eine so große Reise zu unternehmen.

„Der arme Narr," murmelte er, „so kurz vor dem Ziele zu sterben! Es muß schrecklich sein, wenn man im Begriff ist, nach Millionen die Hand auszustrecken, und diese plötzlich erstarren fühlt! Im Grunde war der Schlender ein sehr schlechtes Subject, aber was thut man nicht, um Reichthümer zu erlangen! Hat doch, wie mir scheint, dieser Baron gewiß um weit geringeren Preis, um eine elende Summe, ein verächtliches Gewerbe betrieben, zu dem ich, der Leichtsinnige, mich nicht einmal herbeilassen möchte! Aber, bei Gott, ich habe alle Ursache, das Andenken dieses Spions zu segnen, er hat für mich gearbeitet, ich werde ihn bei nächster Gelegenheit im Stillen hochleben lassen, nun er gottlob mausetodt ist!"

Der falsche Baron schritt hastig im Zimmer auf und nieder und rieb sich fröhlich und wohlgemuth die Hände.

Das Geheimniß betraf Wilford und das Document, der Abenteurer hatte sich gleich anfangs nicht getäuscht. Auch über die Absichten des Barons konnte er keinen Zweifel hegen, — er hatte den Act einer vermuthlich großartigen Erpressung ausüben wollen.

Welche Umstände dem Verstorbenen dazu vollgültige Gelegenheit boten, das können wir hier noch nicht sagen, denn es würde den Faden der Erzählung zu sehr unterbrechen. Da des Barons Nachfolger und Erbe in seine Fußstapfen zu treten sich anschickt, so wird sich dem Leser ohnehin vielleicht bald der Zusammenhang der ganzen Angelegenheit enthüllen.

Unser Abenteurer schritt, wie gesagt, im Zimmer auf und nieder. Er mußte lächeln, wenn er daran dachte, daß er sich bei dem Versuch, das spanische Document und den Brief übersetzen zu wollen, welcher Versuch übrigens so ziemlich mißlungen war, wie wir wissen, so unsäglich angestrengt hatte. Diese Mühe würde ihm erspart worden sein, hätte er gleich zu Anfang das Tagebuch geprüft, denn da fand sich ja mit kurzen Worten beiläufig der Inhalt des Briefes sowohl wie der des Documentes.

Einer Notiz des Tagebuches hatte er außerdem entnommen, daß der Baron Schlender dem Kaufmann Wilford eine durchaus fremde Person gewesen sei, und Ersterer nicht einen Bekannten in Hamburg besessen habe. Das war jedenfalls auch eine höchst wichtige Entdeckung, denn nun konnte er sich ungenirt bewegen und sich so bald wie möglich dem Millionair entweder durch seinen Bruder, oder vielleicht besser noch durch einen der Grafen Stolzendorf vorstellen lassen.

Als der falsche Baron sich während dieses Ueberlegens seines Bruders erinnerte, da begann der Strom seiner Gedanken eine andere Richtung einzuschlagen.

„Wie soll ich mich ihm gegenüber jetzt verhalten?“ fragte er sich. — „Ich bedarf seiner jetzt eigentlich gar

nicht mehr, seit ich genau weiß, woran ich bin, und auf das mich stützen kann, was ich in Händen habe! Jetzt dürfte es mir doch weiß Gott ein Leichtes sein, ohne fremden Rath und Beistand meinen eigenen Weg zu gehen! Habe ich gegen meinen Bruder Verpflichtungen? Er hat mir vorläufig vierhundert Thaler gegeben, das ist Alles, dafür und gegen noch zu erwartende Unterstützungen habe ich ihm zugesagt, seinen Plänen zu dienen. Ich werde ihm binnen Kurzem den Bettel zurückerstatten können, und wir sind quitt. Am Ende hat er doch meine brüderliche Liebe so wenig wollen, wie ich die seine! Und wer weiß, welche gefährliche Dinge er im Sinne haben mag, während meine Angelegenheit mit Wilford ein glattes Geschäft ist, das mir sicher mehr eintragen wird, als meinem Bruder alle seine Ränke es vermögen. Hm, einen Vortheil sehe ich da nicht, wenn ich ihm unter den jetzigen Verhältnissen noch beispringe! Doch, zum Henker, bin ich nicht jetzt in der Lage, auch einmal vom Vortheil absehen zu dürfen, das heißt vom kleinen?! Ist mein Bruder nicht bis jetzt ehrlich und anständig mit mir verfahren, wenn auch vielleicht ehrlich und anständig aus Eigennutz? Gleichviel, ich habe mich ihm gewissermaßen verpflichtet, seiner Angelegenheit unter die Arme greifen zu wollen, ich habe eine Art Drangeld genommen, mein Wort gegeben, und mein Wort werde ich ihm halten, so lange er selber sich gegen mich nicht hinterlistig zeigt. Vielleicht ist's gar die Liebe, die den armen Teufel zum Intriguanten gemacht hat! Er hatte freilich schon als Junge Talent zum spitzbübischen Augenverdreher, doch darum handelt es sich ja nicht! Weiß Gott, wenn ich es recht

betrachte, so sind wir eigentlich wie die Brüder Moor in Schillers Räubern! Ich heiße wohl der Franz, aber ich bin doch der Karl, und bisweilen gerade so ein edler Lump wie der hochgräfliche Räuber im Trauerspiel! Ich verschenke, was mir nicht gehört oder Anderen mit Gewalt und List abgenommen worden ist, und thue mir dabei was auf meinen Edelmuth zu Gute! Das ist jedenfalls billig und nobel! Und Paul, gleicht er nicht mit seiner ehrbaren, trockenen Miene dem Franz der Komödie, nur daß die Schauspieler immer aus diesem einen abschreckenden Popanz machen, während der Herr Bruder ein ganz niedliches Lärvchen hat?! Aber das Intriguiren wird er so gut verstehen wie sein Vorbild, das traue ich ihm schon zu! Meinetwegen, so lange Paul Lorck sich nicht gelüsten läßt, auch gegen mich die Canaille zu spielen, so lange mag er intriguiren, gegen Wilford, der wahrhaftig, nach diesem Tagebuche zu urtheilen, ein artiger Schelm sein muß, gegen die ganze Welt, sie steckt ja ohnehin voller gleißnerischer Hallunken, die nicht um ein Haar besser sind als wir, die privilegirten Sünder! Nun gut, das Glück soll mich nicht übermüthig machen, ich gehe mit Herrn Lorck, wenngleich ich mein Geheimniß wenigstens vorläufig nicht mit ihm theilen werde!“

Nachdem der falsche Baron mit allem Humor diesen Entschluß gefaßt hatte und einige Dutzend Male im Zimmer vergnügt auf und ab spaziert war, duldete es ihn nicht länger in dem engen kleinen Raum.

Sein ganzes Wesen war wie in Feuer gesetzt.

„Mich da so ruhig hinsetzen und das Alsterbassin anstarren, oder wohl gar spanische Studien machen bis

zur Mittagszeit, das bringe ich weiß Gott nicht zuwege! In mir hüpft und wogt Alles! So muß Dem zu Muthe sein, der das große Loos gewonnen hat. Und ist mir nicht ein herrlicher Treffer zu Theil geworden? Ein Anderer als ich bleibe da sitzen und lege die Hände in den Schooß!"

Ihm kam die Idee, doch zu den Grafen zu gehen. Hatte er nicht gerade jetzt seine gute Stunde, war er nicht höchst vortrefflicher, ja sogar übersprudelnder Laune? Und wußte er nicht, daß er dann gerade selbst mit ungeleckten Bären in anmuthigster Weise fertig zu werden verstehe, geschweige denn mit Leuten von solchem liebenswürdigen Benehmen und Tact wie die Grafen?

Vielleicht erschien sein Besuch doch nicht gar so verfrüht, vielleicht langweilten sich die Herren und sehnten sich nach Unterhaltung. Ueber das Alles würde ihn ja ein einziger Blick belehren, sagte er sich.

„Auf Reisen schließt man sich ohnehin rascher an einander, und auf die Art und Weise, wie man es anstellt, sich einzuführen, kommt es ja doch am Ende an, ob man für zudringlich angesehen werden kann oder nicht. Nur ungezwungen muß man sich geben und vor Allem nicht langweilig!" so schloß er seine Reflexionen, griff zum Hut, verließ leichtfüßig sein Hotel und schlenderte dem Hotel de l'Europe zu.

„Wenn mir nur nicht inzwischen ein Satan den Schabernack gespielt und die Herren entführt hat!" sagte er sich unterwegs. „Aber es ist jetzt um die Börsenzeit, und die opfert ein Hamburger nicht so leicht, um den Fremdenführer zu machen. Die Grafen werden eben so

wenig die Börse aufsuchen, wie Jene sie verlassen, den jungen Herrn mag allenfalls die Neugier hingetrieben haben, das großartige Gewühl in Augenschein zu nehmen. Gleichviel, wenn ich nur Einen vor der Hand treffe, und da ist es mir fast lieb, wenn das der Alte zuerst sei. Ich bin in einer so angenehm frivolen Stimmung, daß ich mir unzweifelhaft das Wohlwollen und Vertrauen des alten Stutzers im Fluge erobern dürfte, zumal wenn er, was ich hoffe, gerade bei einem vortrefflichen Frühstück sein sollte! Komme ich nicht zur Unzeit und finde ich heraus, daß man sich nicht mit mir langweile, dann werde ich meinen Besuch ausdehnen müssen und mit den Herren an der Table d'hôte speisen. Dann wird eine kleine Partie angeregt, das heißt Vergnügungspartie, um Gotteswillen kein Spiel, der Teufel könnte mich verlocken, daß ich die Volte schlüge, und ich erinnere mich recht wohl, was ich dem Bruder versprochen habe —! — also eine kleine Lustpartie, die Herren werden doch nicht stets bei diesem Wilford hocken wollen, vielleicht aber auch — halt — vielleicht nehmen sie mich zu diesem hinaus auf's Land, wenn der junge Bräutigam doch einmal Visite machen müßte — und dann — nun dann — das paßte ja gerade in meinen Kram!"

Unter diesen Selbstgesprächen hatte der falsche Baron das Hotel de l'Europe erreicht.

Er erkundigte sich beim Portier nach den Grafen.

Der junge Herr war richtig fortgegangen, der alte Graf aber, so hieß es, sei in seinem Salon beim Frühstück.

„Ich bin doch ein fein combinirender Kopf," dachte sich der Baron, „ich sollte, sobald ich erst reich geworden,

unter die Diplomaten gehen, denn ich errathe alle Manoeuver meiner Gegner!“

„Tragen Sie diese Karte zum Herrn Grafen hinauf,“ sagte er dann laut zum Portier, ihm eine der Schlender'schen Visitkarten übergebend, „und fragen Sie in meinem Namen an, ob dem Herrn Grafen mein Besuch genehm sei?“

Der Portier stieg die breite Treppe hinan, während der Baron in dem großen Spiegel eines an den Eingang stoßenden Parterrezimmers seine Toilette mit einem selbstzufriedenen Blick musterte.

Nach wenig Augenblicken erschien der Portier und brachte die Nachricht, daß es dem Herrn Grafen sehr angenehm sein werde, den Herrn Baron bei sich zu sehen.

Einunddreißigstes Kapitel.

Ein Besuch im Hotel de l'Europe — Der alte fashionable Geck. — Einleitung einer Intrigue.

Unser Abenteurer begab sich in den ersten Stock und trat in den Salon, welchen der Graf inne hatte.

Dieser saß gemächlich auf einem Divan und hatte vor sich auf dem Tische eine kleine Auswahl erlesener Delicatessen stehen, von denen er hier und dort bereits genascht zu haben schien.

Eine Flasche Burgunderwein, die neben seinem Teller stand, und fast gänzlich geleert war, gab Zeugniß, daß

der alte Dandy mehr dem feurigen Getränk als der kalten Küche zugesprochen hatte.

Der Graf erhob sich, die Serviette in der Hand, von seinem Sitze, um den Eintretenden zu empfangen.

Der alte Roué mochte noch nicht sehr lange aus dem Bette sein, jedenfalls hatte er das Hotel noch nicht am Vormittage verlassen.

Er war im Morgen-Negligée. Dieses Negligée hatte, wie Alles, was der Graf zu tragen pflegte, einen etwas koketten Zuschnitt, der nicht für seine Jahre paßte. Einem jungen hübschen Manne würde die phantastische und aufallende Tracht kleidsam gewesen sein, der Graf sah darin aus wie ein alter prächtig aufgeputzter Kunstreiter.

Er trug einen mit goldenen Schnüren und reicher Stickerei besetzten braunen Sammetrock, den man richtiger eine Husarenjacke hätte nennen können, denn er reichte nur ungefähr sechs Zoll über die Hüften hinab. Die Aermel waren zur Hälfte aufgeschlitzt, unter den schmalen, dort sich kreuzenden Goldschnüren quoll das feine Hemd hervor. Ferner trug er weitbauschige Beinkleider von schwarzem Cachemir und schwarze Halbstiefel aus leichtem Corduan, oben mit Goldfrangen besetzt. Dieses eigenthümliche theatralische Costüm vervollständigte ein braunes mit zierlicher Goldstickerei übersäetes Sammtbarett, das aber, als der Baron eintrat, auf der Lehne des Divans lag.

Zu diesem phantastischen Anzug eignete sich die elegante und hübsche Gestalt des alten Stutzers ganz wohl, dagegen stach sein fleischiges Antlitz mit dem schwargefärbten, wohlgedrehten Schnurrbart, den schön und sorg-

fältig gemalten Augenbrauen, den verrätherischen Runzeln, und der trefflich gelockten Perrücke, die das Alles umsäumte, seltsam davon ab.

Der Graf hatte seine Lorgnette eingeklemmt und ging dem Eintretenden mit einem unbestimmten Lächeln entgegen. Sein Erstes war, daß er flüchtig, doch mit Kennermiene, seinen Blick über Toilette und Haltung des Barons schweifen ließ. Diese rasche Musterung mußte zu Gunsten des Besuchers ausgefallen sein, denn der Graf empfing ihn nun mit jener gewissen graziösen Cordialität, welche die Elegants der guten Gesellschaft für einander haben.

Der falsche Baron war gewandt genug, sein Benehmen demjenigen der Aristokraten reinsten Wassers anzupassen, wir wissen, daß er als Spieler viel mit Cavalieren verkehrt hatte. Er begann mit anmuthiger Ungezwungenheit sein vielleicht unzeitiges Erscheinen zu entschuldigen, der Graf aber ließ ihn nicht seinen Satz vollenden.

„Sie kommen wie gerufen, bester Herr Baron," entgegnete der alte Herr, indem er seinen Gast nöthigte, sich zu ihm zu setzen, „mein Sohn hat mich im Stich gelassen, sich die Merkwürdigkeiten der Stadt in Augenschein zu nehmen, als ob es etwas Sehenswertheres gäbe als diese herrlichen Austern da, und etwas Interessanteres, als den Burgunder, den man hier bekommt."

Dabei wies der alte Dandy auf die Tafel, auf der von beiden genannten Gegenständen noch die beaux restes sichtbar waren.

„Apropos," fuhr der Graf fort, „hoffentlich haben Sie noch nicht gefrühstückt, ich bin mit dieser wichtigen

Angelegenheit noch nicht ganz zu Ende, und stets untröstlich, wenn ich mich dem Vertilgungsproceß völlig allein hingeben muß. Mein Sohn weiß das, aber der Barbar hat sich nicht bewegen lassen, zu bleiben, wir leben nun einmal in dem Zeitalter der ungerathenen Kinder. Ueben Sie Barmherzigkeit an mir, Baron, und theilen Sie mein Frühstück!"

„Ich habe mich freilich soeben in meinem Hotel einer gleichen Beschäftigung hingegeben, erwiderte der Baron lachend, da Sie aber mit so wahrhaft hülfsbedürftiger Miene eine Menschenfreundlichkeit in Anspruch nehmen, muß ich Ihnen wohl zu Willen sein, damit Sie mich nicht gleich bei meinem Entree für ein Kieselherz, einen kalten Egoisten halten! Ich nehme also als theilnahmvoller Samariter Ihr Anerbieten an, auf die Gefahr hin, mir eine gründliche Indigestion zuzuziehen!"

Der Graf lachte und zog an einer Klingelschnur; frische Austern und Burgunder wurden bestellt.

Die Herren begannen von allerlei Dingen zu plaudern, und jeder von ihnen fand, daß der andere bei sehr guter Laune sei. Der Baron äußerte sich darüber.

„Sie haben Recht," sagte der Graf lächelnd, „ich war in der That lange nicht so gut aufgelegt, wie heute. Wissen Sie, warum hauptsächlich? Ich leide zu Zeiten an der Gicht, vor Allem, wenn ich Nachts einige Stunden im Freien zugebracht habe, wozu die schönen Sommernächte, die oft so trügerisch lau sind, doch so leicht Einen verführen! Ich trieb mich nun gestern Nacht mit einer muntern Gesellschaft an der Elbe im Parke jenes Herrn herum, den Sie, wenn ich nicht irre, an der Eisen-

bahn gesehen haben. Als ich gestern in's Hotel zurückkehrte, da empfand ich schon ein leises Grauen vor dem heutigen Morgen, aber, siehe da, ich schlief superb, erwachte ohne Schmerzen, und fühle mich jetzt wie ein junger Gott! Und wie verlebten Sie Ihren Abend?"

„Nun, ich flanirte umher und überließ mich dem Zufall, der mir allerlei kleine unbedeutende Zerstreuungen zuführte!"

„Hähä," kicherte der Graf, „kleine Zerstreuungen, man kennt das. Hamburg ist nicht übel in diesem Genre, aber, mein Gott, kein Paris, kein Paris! Es ist in Deutschland Alles so schwerfällig, man braucht immer Aufwand von geistigen Kräften, um seine Umgebung in Bewegung zu setzen, kleine Intriguen und Abenteuer kommen Einem nicht so leichtfüßig und scheinbar absichtslos entgegegen, wie in der Seinestadt."

„Dafür aber auch," entgegnete der Baron lachend, „sind unsere deutschen Mädchen weniger raffinirt und eigennützig!"

„Aber, Freund, das gilt mir vollständig gleich, meinethalben kann ein schönes Kind eine listige Schlange sein, so viel sie mag, wenn die Schlange nur nicht langweilig ist, und das sind ja Schlangen selten!"

„Recht gut, Herr Graf, aber uns Lebemänner täuscht man nicht so leicht, und da heißt es: Man merkt die Absicht und man wird verstimmt!"

„Dazu gehört aber eine Französin, daß man nichts merke. Ihre Grazie, ihr Esprit weiß uns den ganzen Verstand liebenswürdig hinwegzutändeln! Man vergißt bisweilen sich und seine Lebensklugheit, ja sogar seine

Blasirtheit dabei! Das ist mir in Deutschland noch nicht geschehen, auf Ehre!"

„Aber man kann sich in Deutschland ernstlich verlieben, und dann kommt es so ziemlich auf Eins heraus!"

„Was Sie sagen, ernstlich verlieben? Ich möchte wissen, wie man das anstellt? In eine naive Schönheit, meinen Sie? Es liegt wohl ein gewisser Reiz darin, ein ganz besonderer sogar, ein schönes, naives Kind allmälig zu demoralisiren, aber man denkt dabei doch immer nur an sich, und läßt den Gegenstand seines Studiums fallen, wenn man ihn zur Genüge erörtert hat!"

„Es kommt darauf an!" erwiderte der Baron lachend. „Wenn nun der Gegenstand Schwierigkeiten machte, und dabei doch immer unwiderstehlichen Reiz auf Sie ausübte?"

„Das wäre freilich pikant! Aber wo fände sich ein solcher Gegenstand? Unsere Damenwelt ist entweder leicht und emancipirt oder sie bewegt sich in Grundsätzen, die abgeschmackt und langweilig sind, und vor denen ich augenblicklich die Flucht ergreife. Das Eine wie das Andere ist nichts für einen Weltmann! Und was nicht zu den distinguirten Damen zählt, die kleinbürgerlichen Kinder, mein Gott, man weiß ja, wie die Schwierigkeiten beschaffen sind, welche diese Einem machen! Es ist immer dieselbe Geschichte, da ist nichts was spannt, aufstachelt, intriguirt! Und ich will trotz Alledem, daß ich etwas blasirt bin, oder vielleicht grade deßwegen, meinen kleinen pikanten Roman!"

„Das ist auch ganz in der Ordnung," versetzte der Baron sarkastisch, „an einen alltäglichen Bettel, eine Fadaise setzt man nicht gern seine kostbare Zeit!"

Die Austern und der Burgunder wurden gebracht. Beide Herren machten sich darüber her, scherzten und plauderten und theilten einander diese und jene lebemännische Erfahrung mit. Der Graf fand in dem Baron einen sehr guten Gefährten, der die Hochschule der Roués vortrefflich absolvirt habe, und fühlte sich schon deßhalb zu seiner neuen Bekanntschaft hingezogen. Der Baron wußte grade den Ton anzuschlagen, den der alte Dandy mochte, der sich in der Gesellschaft seines verständigen Sohnes überaus zu langweilen pflegte. Er war froh, daß er in der nüchternen Krämerstadt, wie er sich ausdrückte, Jemanden gefunden hatte, dessen Lebensansichten und Sitten zu den seinigen stimmten, mit dem doch vernünftig zu plaudern sei, dem gegenüber man sich nach Gefallen gehen lassen könne.

Während die Herren der zweiten Flasche Burgunder auf den Grund zu kommen suchten, wurden sie gegen einander immer vertraulicher.

Der Graf nahm aus einer mit Gold verzierten Cassette Cigarren hervor. Jeder zündete sich eine derselben an und blies behaglich den aufwirbelnden, aromatischen Dampf gegen die Decke des Salons.

„Sagen Sie mir, Baron," begann der Graf, sich nachlässig im Divan zurücklehnend, indem er die Spitze eines seiner Corduanstiefel angelegentlich betrachtete, „Sie haben wohl nur wenige Verwandte in Preußen, mir ist, so viel ich mich entsinne, Keiner Ihres Namens vorgekommen."

„Ich bin auch der Letzte unseres Stammes!" entgegnete der Baron lächelnd.

„Was wollten Sie aber denn da in Berlin, wenn ich so indiscret fragen darf?"

„Ich habe während meines Aufenthalts in Spanien ein culturgeschichtliches Werk geschrieben, für das ich in Berlin einen Verleger zu finden hoffte."

„Ja, richtig, Sie sind Schriftsteller, mein Sohn sagte mir's! Ist es aus Liebhaberei, oder —"

„Aus Liebhaberei, versteht sich! Ich bin Gott sei Dank in der Lage, nur meiner Unterhaltung leben zu können!"

„Das ist charmant, Baron, sehr charmant! Aufrichtig gesagt, mir gefällt es gar nicht, wenn Leute unseres Standes sich zu Lohnarbeiten oder dergleichen Dingen hergeben, die sich nicht für einen Cavalier schicken. Ich bin im Allgemeinen ohne Vorurtheile, aber die gute alte Feudalzeit wäre mir doch lieber, als diese Epoche in der die Adligen so häufig die Grenze überschreiten, in welcher sie sich bewegen sollten. Was haben die Reichen nöthig mit den Geschäftsleuten zu concurriren, und sich mit diesen, ihre Würde verläugnend, auf einen Standpunkt zu stellen? Und hat der arme Adel nicht die Armee seines Landes, in der er mit Bevorzugung dienen kann? Die Zeiten haben sich weiß Gott gewaltig geändert, ein Theil unseres Adels hat bereits begonnen, mit den Socialisten und Demagogen, vielleicht ohne daß er sich dessen bewußt ist, gemeinschaftliche Sache zu machen, dahin führt solche materielle Denkungsart. Adlige arbeiten für Journale, an deren Spitze Juden stehen, die mit ihren Blättern dem Anschein nach freigeisterische Tendenzen verfolgen, und im Grunde dem Judenthum dienen. Ist

da noch ein Zusammenhalten der Standesgenossen denkbar? Sie bekämpfen einander mit der Feder und dem Rechnenstift, wie es das Volk thut, das um uns schon gar keinen Nimbus mehr verbreitet sieht, und in seinen Emporkömmlingen sogar sich unverschämt über uns zu erheben trachtet! Aber daran tragen viele von unseren Herren selbst die Schuld. Doch lassen wir das, es ist unerquicklich, und erregt mir Ekel! Sie schriftstellern also, sind aber doch hoffentlich kein Tagesjournalist?"

„O nein, ich schreibe wissenschaftliche Dinge, Reiseskizzen und dergleichen."

„So, so! Etwa wie der Fürst Pückler-Muskau? Sie kennen das Tagebuch des Verstorbenen?"

Der falsche Baron zuckte mit den Augenlidern.

„Was Teufel, woher kann der wissen —?" dachte er sich.

„Wie meinen Sie das, Herr Graf?" fragte er einigermaßen verlegen.

„Nun, ich rede ja von den Briefen eines Verstorbenen, welche der Fürst geschrieben! Ich verwechselte Briefe mit Tagebuch!"

„O freilich, richtig — Briefe, Briefe! Ich wußte nur augenblicklich nicht —! Freilich kenne ich die Briefe. Ich schreibe ganz in demselben Genre!"

„Es ist ein Glück," sagte sich der Baron, „daß der da von Literatur vermuthlich eben so wenig etwas weiß, wie ich!"

„Also in demselben Genre? Bravo! Der Fürst vertritt doch im Grunde unsere Rechte. Das sollte jeder Adelige thun, der die Feder ergreift, schon diesen Juden

und Literaten gegenüber, die Alles über den Haufen werfen möchten, um im Trüben zu fischen! Aber mein Gott, sagen Sie mir doch, wo nehmen Sie denn nur die Zeit zum Schreiben her? Wie ich aus Ihren Reden schließe, haben Sie so ziemlich meine Gewohnheiten, Sie gehen Zerstreuungen nach, Sie machen Vergnügungsreisen, Sie frequentiren, wie Sie sagen, wo Sie sich aufhalten, die gute Gesellschaft, Soireen und Picknicks, Sie sind galanten Abenteuern nicht abhold, Sie verwenden große Sorgfalt auf Ihre Toilette; auf Ehre, das nimmt doch auch viele Zeit in Anspruch, wie ich selber recht gut weiß! Glauben Sie zum Beispiel, mir bleiben auch nur fünf Minuten für jene Geschäfte übrig, welche ich meinem Secretair, meinem Haushofmeister und meinen Verwaltern überlassen muß? Toilette, Frühstück, Visiten, Diners, Partien, Theater, kleine galante Abenteuer, das sind doch am Ende die nothwendigsten Dinge, die man abzumachen hat, ich komme mit dem besten Willen zu nichts Anderem, die Tage sind kurz! Wie fangen denn Sie es an?"

„Ich stehe mit dem Satan im Bunde," erwiderte der Baron lächelnd, „ich unterhalte mich nach Gefallen, und lasse den Teufel für mich arbeiten."

„Wenn dem so ist," rief der Graf lachend, „dann möchte ich ihm an Ihrer Stelle weiß Gott eine andere Beschäftigung zuertheilen!"

„Und die wäre?"

„Ich ließe ihn jetzt hier in Hamburg vorläufig die Rolle übernehmen, welche Faust dem Mephistopheles übertrug, — er müßte sich beeilen, mir ein wunderreizendes Gretchen aufzuspüren!"

„Und wenn das mein Satan schon gethan hätte, Herr Graf?“

„Wie? Seit gestern? Sie hätten hier mit seiner Hülfe schon eine interessante Bekanntschaft gemacht?“

„Er hat mir ein liebliches, was sage ich lieblich, ein wahrhaft ideales Geschöpf gezeigt, eine staunenswerthe Schönheit, und in der Hexenküche sogar, damit die Romantik in gar keiner Weise fehle!“

„Was Sie sagen, Baron! Das klingt ja in der That wunderbar! Sie Glücklicher! Und ich Armer mußte meinen Abend neben einigen recht artigen Gänschen zubringen, die für den Salon zu sehr Naturkinder, und für Naturkinder zu prüde und steif waren! Und Ihr Mephisto mischte Ihnen vermuthlich auch gestern schon den Zaubertrank, der Sie dieser staunenswerthen Schönheit gegenüber unwiderstehlich machte?“

„O, Herr Graf, so weit sind wir noch nicht!“ entgegnete der Baron lächelnd, mit einem lauernden Seitenblick, der die Züge des alten Gecken prüfte — „Ich sah meine Schönheit nur gleich einem dissolving view auftauchen und verschwinden! Auch bin ich nicht gesonnen, auf ihre Fährte zu schleichen, ihre Reize werden von einem alten Drachen bewacht, und besser noch vielleicht durch jenes Etwas, das ihrem Wesen innezuwohnen scheint, und das uns hartgesottene Sünder bisweilen zwingt, vor dem Weibe noch einen Rest von Achtung und Zurückhaltung zu hegen!“

„Baron, Sie sind kostbar!“ rief der Graf unter einem lauten Gelächter — „Nach Ihrer Schilderung müssen Sie einer Heiligen begegnet sein, einem überir-

dischen Wesen, das selbst die verstocktesten Lüstlinge zu lammfrommen Büßern umwandeln könnte!“

„Ich weiß nicht, welchen Eindruck das junge Mädchen auf Sie machen würde, wenn Sie dieselbe sehen sollten, jedenfalls müßten Sie bekennen, daß es eine ungewöhnliche Erscheinung sei!“

„Mort de ma vie!“ entgegnete der Graf, indem er seinen Schnurrbart so drehte, daß die Spitzen desselben einem Zwirnsfaden glichen — „Wissen Sie wohl, daß Sie mich vollständig neugierig machen? Und in einer Hexenküche fanden Sie das schöne Kind? Wie ist das zu verstehen?“

„Bei einer Kartenlegerin, Herr Graf!“

„Ist das möglich? In dieser überaus vernünftigen und praktischen Stadt giebt es auch so abenteuerliche Geschöpfe?“

„Warum könnte das nicht der Fall sein? Ueberall, wo Kaffeeschwestern sind, befindet sich auch sicher eine so wichtige Person in der Nähe. Hat doch Paris, das in der Civilisation allen Städten voraus sein will, seine Clairvoyanten und Geisterbanner!“

„Wie Teufel sind Sie an die Hamburger Hexe gerathen?“

„Ganz einfach. Ich suchte einen Commissionair, dessen ich mich einst bei einem früheren Aufenthalte in Hamburg bediente, ich fand mich nicht zurecht und kam so zufällig zu der Alten.“

„Und das schöne Kind, dessen Sie erwähnten, ist ihre Tochter?“

„Das wäre nicht gut möglich, die Alte scheint mir

eine Siebzigerin zu sein. Ich sah nie ein abschreckenderes und obendrein lächerlicheres Weib; eine Französin ist sie, wie man mir sagte. Denken Sie sich nur, sie trägt eine blonde Lockenperrücke, schminkt sich, und sieht dazu aus, wie des Satans Großmutter!"

„Sie reden mir immer von dieser alten Hexe! Ich bitte Sie, lassen Sie das alte Weib, wo sie ist, ich werde nervös, wenn ich von alten Frauenzimmern reden höre! Man sollte alle Weiber umbringen, wenn sie das vierzigste Jahr erreicht haben!"

„Ward Ihre Frau Mutter vierzig Jahre alt, Herr Graf?"

„Ja richtig, daran dachte ich nicht," versetzte der Graf lächelnd, „nun, seine Mutter — könnte ein Jeder leben lassen, — aber — aber alle alten Jungfern müßten vom Erdboden vertilgt werden, der Staat sollte sie wenigstens irgendwo einsperren, in Klöster oder sonst wo! Sie glauben gar nicht, was mir bei meinen kleinen galanten Abenteuern alte Jungfern schon für Querstriche gemacht haben; ich hasse diese Brut! Aber sagen Sie doch, Baron, wie alt ist denn das hübsche Kind?"

„Sechzehn Jahre etwa. Die Alte giebt das Mädchen für ihre Nichte aus. Ich glaube aber, es hat eine eigenthümliche Bewandtniß mit diesem schönen Kinde, sie sieht so aristokratisch aus, als wäre sie die Tochter vornehmer Leute."

„Lieber Freund, da sprechen Sie eine seltsame Ansicht aus! Schauen Sie doch die Kinder der meisten Aristokraten von heutzutage an, Sie werden mehr gemeinen als distinguirten Gesichtern begegnen! Seit der

Adel sich mit reichen Parvenustöchtern verbindet, sich manchmal leider verbinden muß," setzte er mit einem Anflug von Bitterkeit hinzu, „und seit arme Comtessen bürgerliche Glückspilze heirathen, die vielleicht früher Hausknechte oder dergleichen waren, sieht man in den bevorzugten Classen ordinaire Physiognomien genug."

„Und seit vornehme Damen," ergänzte der Baron mit boshaftem Lächeln, „es nicht verschmähen, ihren Secretairen und Lakaien insgeheim gewisse Rechte einzuräumen, dürfte eben nicht auch manche hocharistokratische Race sonderlich verbessert worden sein, das dürfen wir auch nicht vergessen, Herr Graf, wenn wir einmal diesen Punkt berühren!"

„Sie haben ganz Recht, Baron, ganz Recht!" erwiderte der Graf lachend. „Ich sagte ja vorhin, daß unsere sonst so exclusive Gesellschaft sich heutzutage fast geflissentlich zu Grunde richtet, wie soll ich sagen — encanaillirt! — Also das Mädchen, glauben Sie, sei auch französischer Abkunft? Nun, da dürfte sie den graciösen Instinct ihrer Landsmänninnen haben. Ich gratulire Ihnen also, Baron!"

„Wozu?"

„Zu dieser kleinen interessanten Bekanntschaft!"

„Ah, ich werde sie durchaus nicht cultiviren, ich bin bereits anderweitig engagirt."

„Ei der Teufel, Baron, ich fange an, einen großen Respect vor Ihnen zu bekommen, Sie sind ein zweiter Don Juan! Wissen Sie, mein Freund, mich interessirt, was Sie mir da von der Kleinen gesagt haben, ich bin nicht gerade ein Springinsfeld mehr, auch zu bequem,

tagelange Razzias auf gut Glück zu unternehmen. Aufrichtig gesagt, ich werde mich bald langweilen, trotz der Feten, die man mir und meinem Sohne hier veranstaltet, da dürfte eine kleine pikante Zerstreuung — wollen Sie mir die Kleine abtreten?"

„Sie vergessen, daß ich nichts abzutreten habe!"

„Nun, so arrangiren Sie es wenigstens, daß ich das Mädchen zu sehen bekomme!"

„Mit Vergnügen!"

„Muß man sich die Karte schlagen lassen? Ich finde das sehr abgeschmackt, man müßte sich da geniren! Und wer weiß, in welcher abgelegenen Spelunke, — wo man vielleicht gar zu befürchten hätte —"

„Seien Sie deßhalb außer Sorgen. Die Frau wohnt ja inmitten der Stadt und hat ein privilegirtes Geschäft —"

„Auf Kartenschlagen? Haha, — mir scheint, Staat und Polizei haben hier einige sonderbare Einkünfte —"

„Nicht doch! Das Kartenauflegen der Alten wird ihre Privatleidenschaft sein, oder sie verbindet damit einen besonderen geheimen Zweck, was weiß ich! Sie ist aber autorisirt, Parfümerien und sonstige cosmetische Schönheitsmittel verkaufen zu dürfen; wenn Sie sich also zum Einkauf einiger solcher Kleinigkeiten zu ihr verfügen würden, so wäre das nicht im Geringsten auffallend!"

„Ja, ja," versetzte der Graf. „Dergleichen Sachen," fuhr er fort, indem er selbstgefällig lächelnd seinen wohlgefärbten Schnurrbart drehte, „sind mir freilich odiös, ich habe, Gott sei Dank, solche Kunstmittel zu meiner Toilette noch nicht nöthig, aber man kauft doch eine Kleinig-

keit, man hat wenigstens einen Vorwand, der nicht gar zu albern ist! Wollen Sie mir die Adresse geben oder mich begleiten?"

„Ich kann weder das Eine, da ich sie nicht genau weiß, noch das Andere, weil mir die Alte zu mißtrauen scheint. Berufen Sie sich daher auch nicht auf mich dort. Ich werde aber mit Ihnen bis vor das Haus gehen, und Sie dann Ihrem guten Glücke überlassen."

„Gutes Glück!" entgegnete der Graf, indem er spöttisch die Mundwinkel niederzog und den Rest seiner Cigarre auf einen Teller legte.

„Nun, nun," fuhr der Baron, der die verächtliche Miene des Grafen mißverstand, lachend fort, „das Mädchen hat ein tugendhaftes Aussehen! Sie dürften auf Schwierigkeiten stoßen, Herr Graf!"

„Desto besser," war die Antwort, „die Sache wäre ja sonst entsetzlich langweilig! Ich möchte, der Teufel mischte sich außerdem noch drein und gäbe mir Beschäftigung und Anregung! Ich müßte hier sonst hundertmal vor Ennuyement sterben, bis die Angelegenheit in Ordnung gekommen, die mich und meinen Sohn hierhergeführt hat. Apropos, Baron, ich bin wirklich froh, daß Sie mir heute das Vergnügen schenkten, denn abgesehen davon, daß Sie mir sehr zusagen, auf Ehre, hoffe ich, es Ihnen zu verdanken, wenn ich heute nicht als Einsiedler in diesem Hamburg umherschwanke. Mein Sohn wird heute für mich so gut wie gar nicht auf der Welt sein, er wird zwar mit mir speisen, aber dann auf's Land hinaus fahren, zu jenen Wilfords, von denen ich Ihnen vorhin gesagt. Speisen auch Sie mit uns, denn

ich möchte überhaupt so unverschämt sein, Sie heute für mich in Anspruch zu nehmen, falls Sie nichts Wichtigeres vorhaben!“

„Durchaus nicht, ich stehe ganz zu Ihrer Disposition!“

„Vielleicht machen wir jetzt eine kleine Promenade mit einander, und trennen uns überhaupt nicht mehr vor dem Speisen. Ich habe meinen Kammerdiener mit einem Billet zu Herrn Wilford geschickt, so wie er zurückgekehrt, werde ich mich ankleiden lassen. Setzen Sie sich dann so lange mit einer Zeitung auf den Balcon hinaus, es ist da ganz charmant.“

„Gut. Ich werde die Zeit schon todtzuschlagen wissen. Aber sagen Sie doch,“ fuhr der Baron in gleichgültigem Tone fort, „ich habe den Namen Wilford bereits mehrere Male gehört. Er ist der Chef eines der bedeutendsten hiesigen Handlungshäuser, wenn ich nicht irre. Was ist er für ein Mann?“

„Wollen Sie über ihn als Geschäftsmann oder als Menschen Auskunft?“

„Als Beides vielleicht. Ich möchte Einiges unternehmen —“

„Dann ist Wilford jedenfalls der rechte Mann. Er ist unternehmend, aber auch genau, das Letztere habe ich bisweilen zur Genüge erfahren. Aber er wird das nicht mehr sein als andere große Geschäftshäuser; mit den Cavalieren wird nur so umgesprungen, wir sind ja zum Geschorenwerden da! Im Uebrigen ist Wilford ein ganz leidlicher Gesellschafter, ein Amerikaner ohne große Bildung, aber sicher ein gewandter Schlaukopf, wie seine

Landsleute alle sein sollen. Er spielt hier den großen Herrn, weiß es aber nicht recht anzufangen, denn ihm fehlt das höhere savoir faire, das am Ende doch nicht mit dem Reichthum kommt. Wollen Sie ihn kennen lernen, ich stelle Sie ihm vor, vielleicht heute noch, denn ich habe ihm geschrieben, daß ich ihn sprechen möchte."

„Nun, es eilt nicht gerade," entgegnete der Baron nachlässig, stand auf und zündete sich eine neue Cigarre an.

In diesem Augenblick erschien ein Kellner, um das Frühstück wegzuräumen; zugleich mit ihm trat der Kammerdiener ein, ein stattlicher junger Mensch mit verschmitztem Figarogesicht.

„Nun, Thomas," fragte der Graf, „welche Nachricht bringst Du?"

„Herr Wilford hat schriftlich geantwortet," erwiderte der Diener, und übergab dem Grafen ein Billet.

„Entschuldigen Sie, lieber Baron, daß ich in Ihrer Gegenwart diese Zeilen lese!" sagte der Graf mit einer gewissen Förmlichkeit und erbrach den Brief, nachdem der Baron eine leichte und artige Handbewegung gemacht hatte, die andeutete, daß der Graf sich durchaus keinen Zwang anthun solle.

Nachdem der Dandy die wenigen Zeilen durchflogen, welche Wilford ihm geschrieben hatte, warf er das Billet auf den Tisch und sagte lächelnd:

„Heute gegen vier Uhr erwartet er mich in seinem Comptoir. Da wir um fünf Uhr speisen werden, so läßt sich der Besuch noch ganz gut machen. Sie begleiten mich also zu Wilford, nicht wahr, Baron?"

„Mit Vergnügen! Hoffentlich," fügte der Baron

hinzu, „wird Ihre Toilette keine Stunde in Anspruch nehmen, ich würde sonst einen Gang machen und wieder bei Ihnen vorsprechen."

„Bewahre," rief der Graf lachend, „Sie können sich beruhigen, mein Thomas ist ein gewandter Bursche. In zehn Minuten werden wir gehn können. Indessen vertreiben Sie sich mit Ihrer Cigarre die Zeit so gut Sie können."

Der Graf machte eine leichte Verbeugung nach dem Baron hin, und tänzelte in's Nebenzimmer, der Kammerdiener, welcher an der Schwelle des Salons stehen geblieben war, folgte seinem Herrn.

Beide waren kaum verschwunden, als der Baron zum Tisch trat, das Billet nahm, die Schriftzüge Wilfords betrachtete, und es dann gleichmüthig in die Brusttasche seines Rockes schob. Dann öffnete er die Glasthüren, welche auf den Balcon hinausgingen, und begab sich auf denselben. Dort lehnte er sich über die Brüstung.

„Mein Bruder wird sehen," sagte er sich, „daß ich rasch vorwärts gehe. Es kann auch nicht schaden, daß ich dieses in meinem wie in seinem Interesse thue. Der Graf wird mich vorstellen, das giebt mir ein besseres Relief, als wenn es der Paul gethan hätte. Jetzt kann ich meinem Bruder ein völlig Unbekannter bleiben, wenn es ihm so mehr in seinen Kram passen sollte. Vielleicht ist er im Comptoir, wenn ich komme und giebt mir einen Wink. Ich werde den alten Grafen bis zum Abend für mich haben, das ist mir schon recht, mein Plan ist fertig, und Einer hat bereits angebissen!"

Eine Viertelstunde etwa war vergangen, während

welcher der Baron, vom Balcon auf die Promenade niederblickend, sich allerlei Betrachtungen hingab, welche mehr oder weniger die verwickelten Pläne betrafen, die ihm vorschwebten, als an die Glasthür gepocht ward.

Der Graf stand, zum Ausgehen vollständig gerüstet, im Salon. Der alte Cavalier hatte sich in der That rasch metamorphosiren lassen. Er glich jetzt einer Gestalt aus einer Modenzeitung.

Der falsche Baron warf die Cigarre auf die Straße und trat zu seinem neuen Freunde.

„Gehen wir!" sagte dieser.

Der Baron nahm seinen Hut und zog seine Handschuhe an.

Des Grafen Blicke durchirrten forschend den Salon.

„Wo Teufel mag denn das Billet hingekommen sein?" sagte er.

Der Kammerdiener trat heran und suchte auf dem Tisch und auf dem Divan.

„Hier ist es nicht!" sagte er.

„Der Kellner wird es aus Versehen mit dem Tischtuch fortgeräumt haben!" bemerkte der falsche Baron nachlässig.

Der Diener eilte zur Thür.

„Laß es gut sein, Thomas," rief ihm der Graf zu, „es ist ohnehin nichts daran gelegen! Ist's gefällig, Herr Baron?"

Der Kammerdiener sprang voran und öffnete die Thür des Salons.

Die beiden Herren schlenderten plaudernd die Treppe hinab und verließen das Hotel. Im Jungfernstieg hing

sich der Graf in den Arm seines Gefährten. Beide klemmten ihre Lorgnetten ein, und musterten, wie sie so langsam dahinschritten, lächelnd und kokettirend die an ihnen vorüberrauschenden Schönheiten.

Der alte und der junge Herr bildeten mitsammen ein Paar, das für einander geschaffen schien — Beide tadellos elegant, mit einem Anstrich von Blasirtheit, vornehm ungezwungen und nachlässig, eine gewisse aristokratische Anmaßung in Blick und Haltung — — man sah ihnen auf hundert Schritten an, daß sie keine ehrbaren Hamburger Kaufleute seien.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Der Cavalier im Comptoir. — Baron Schlender schlägt auf den Busch. — Eine Ueberraschung für ihn.

Ein Anderer als unser Abenteurer würde nicht so unbesorgt, ohne sonderliche Vorbereitung für die Rolle, welche er übernommen hatte, Wilford aufgesucht haben. Der falsche Baron verstand weder Spanisch, wie wir wissen, noch besaß er gründliche Kenntnisse von dem Lande, in dem er als Baron Schlender vorgeben mußte sechs Jahre gelebt zu haben. Wilford konnte somit in der Unterhaltung gar leicht Dinge berühren, von denen die Weltweisheit des Abenteurers sich nichts träumen ließ.

Dieser Gedanke genirte aber unseren Baron durchaus nicht. Hatte er doch das Tagebuch Schlenders gele-

sen, und seinem ausgezeichneten Gedächtniß nicht allein das Wilford Betreffende, sondern auch den größten Theil jener kleinen Aufzeichnungen so ziemlich eingeprägt, welche der Verstorbene als Reiseskizzen und Eindrücke von lokalem Interesse auf's Papier geworfen. Mit diesem, freilich sehr oberflächlichen Wissen hoffte er bei einem ersten Besuche nöthigenfalls durchzukommen, wenn Wilford das Gespräch auf Spanien lenken sollte. Der falsche Baron war aber fest davon überzeugt, daß dieses keinenfalls anders als sehr flüchtig geschehen werde, denn aus dem, was er dem genannten Tagebuche entnommen hatte, konnte er schließen, daß es in Wilfords eigenem Interesse sein müsse, ein solches Thema so viel wie möglich zu vermeiden.

Mit der größten Zuversicht schlenderte daher um die bestimmte Stunde der Baron am Arme des Grafen dem Comptoir des Amerikaners zu.

Unsere Herren fanden bereits das ganze Personal des Geschäfts in voller Thätigkeit. Ihr Erscheinen unterbrach dieselbe nur flüchtig, denn es gab vollauf zu thun.

Als sie das Zimmer betraten, in dem Herr Langer präsidirte, fiel der Blick des Barons sogleich auf seinen abseits sitzenden Bruder.

Lorck schaute vom Pult auf. Er glaubte kaum seinen Augen trauen zu dürfen, als er Franz so unerwartet vor sich sah. Dennoch verzog er keine Miene, sondern erhob sich von seinem Stuhl, grüßte sehr höflich erst den Grafen, und alsdann ebenso förmlich seinen Bruder. Nicht einmal im Blick gab er zu erkennen, daß er überrascht sei.

Mit einer Art Siegesgewißheit schaute hingegen der Baron eine Secunde lang den Bruder an. Doch auch er hütete sich, ihm irgend ein Zeichen zu geben.

Auf die beiden anderen Herren, welche im Zimmer arbeiteten, brachte das Erscheinen des Grafen eine vollständig verschiedene Wirkung hervor. Während Wilhelm leise erröthete, als er den Vater des Grafen Theodor erblickte, dann sich stumm verneigte und weiter schrieb, steckte Herr Langer, ohne sich zuvor umzuschauen, das runzlige Gesicht eifriger in das Hauptbuch, welches vor ihm ausgebreitet lag. Er that, als bemerke er vor lauter Geschäftigkeit die Eintretenden gar nicht. Er hatte freilich nicht über das Buch hinweggeschielt, dagegen ganz deutlich das halblaute „Herr Graf" Lorcks vernommen, obwohl er anscheinend sich, wie in Nachdenken vertieft, beide Ohren mit den langen, klapperdürren Fingern zuhielt. Der ehrenwerthe, jetzt so niedergebeugte Herr Johann Philipp hatte noch immer nicht die Niederlage verwunden, welche er am Vormittage erlitt, und selbst die Lieblingsspeise, die ihm diesen Mittag von der Schwester-Haushälterin vorgesetzt worden, war von ihm fast unberührt geblieben, und hatte somit nicht vermocht, sein gekränktes Gemüth aufzurichten, sein Gewissen zu betäuben. Des Grafen Erscheinen war jetzt ein neuer Stachel für sein Herz. Herr Johann Philipp wagte es nicht, sein Angesicht einem Manne zuzuwenden, dem vielleicht auch sein gestriges extravagantes Benehmen aufgefallen war. Herrn Langer ging es bisweilen, wie jenen kleinen Leuten, die sich eine Wichtigkeit beilegen, er hielt sich, wenn auch nicht wie diese aus Eitelkeit, sondern durch

den Antrieb seiner argwöhnischen Natur, für den Gegenstand allgemeiner Beachtung. Darum blieb er auch auf dem hohen Bocke hocken, und schob die schiefe Nase mit dem malerischen Wärzchen noch weiter in's Hauptbuch hinein, er handelte mit einem Wort nach dem Princip des Vogel Straußes, der sich einbildet, man sehe ihn nicht, sobald er den Kopf in den Busch stecke. Der gute Langer hätte sich in diesem Punkt vollständig beruhigen können, und bereitete sich, wie er es so häufig that, wieder einmal eine unnöthige Selbstquälerei, denn dem Grafen war es weder gestern in den Sinn gekommen, von dem Herrn Procuraführer Notiz zu nehmen, noch schien er ihn heute zn bemerken. So geht es bisweilen auch in der großen Welt her, der Hausminister eines Fürsten wird oft nicht beachtet, während man dem Kammerdiener den Hof macht. Der Graf wußte wohl, daß der kleine Procurist mit seinem ängstlich spießbürgerlichen Wesen keinen Einfluß auf Wilford ausübe, somit auch in den Geschäften nichts drein zu reden habe, welche den Cavalier bisweilen zu dem Kaufmann führten, und die, da es sich meist dabei um Vorschüsse auf die Besitzungen des Grafen handelte, auch mit dem Handlungshause Wilford eigentlich nichts zu thun hatten, sondern mehr privater Natur waren.

Graf Stolzendorf nickte also mit vornehmer Freundlichkeit den jungen Leuten zu und fragte sogleich nach ihrem Chef.

Lorck wies höflich nach dem Cabinet.

Als der Graf im Begriff war, an Wilhelm vorüberzuschreiten, kniff er die Augen zusammen und rückte die

Lorgnette zurecht. Er gab sich das Ansehen, den jungen Mann erst jetzt zu erkennen.

„Ah, Sie sind es, mein Lieber," sagte er laut, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, daß es Sitte ist, in einem Comptoir die Stimme mindestens etwas zu dämpfen. „Nun, wie ist Ihnen die gestrige Partie bekommen?"

Wilhelm sah vom Papier auf und sagte fast flüsternd: „Sehr gut, ich danke Ihnen, Herr Graf."

Diese Worte klangen aber ziemlich trübselig. Dem Grafen entging es nicht.

„Das da wird Ihnen wohl heute nicht schmecken!" fuhr dieser fort, indem er nachlässig mit einem seiner Handschuhe, den er herunter gezogen hatte, auf die Papiere tupfte, welche vor Wilhelm lagen. „Ich begreife das, auf Ehre! Aber ich verstehe nicht, wie man es aushalten kann, so den ganzen Tag dazusitzen und Zahlen oder Buchstaben hinzuklecksen!"

„Es ist unser Beruf," entgegnete Wilhelm wie vorhin, doch mit mehr Festigkeit — „und zum Müßiggang wird man ohnehin bei uns nicht erzogen, Herr Graf."

„Ganz recht," sagte der alte Dandy, indem er verächtlich die Oberlippe herabzog und seinen Bart drehte, „auch muß es von jeder Sorte Menschen geben! Sie fühlen die Plage nicht so, denn Sie sind daran gewöhnt. Es ist mit den Menschen wie mit den Pferden, die Arbeitsgäule lassen sich geduldig einspannen, während die Racepferde Alles zertrümmern würden, wollte man ihnen dergleichen zumuthen."

„Bis ihre Zeit vorüber ist, Herr Graf," entgegnete Wilhelm trocken, „dann kommen die edelsten Pferde gar

oft vor den Sandwagen, und ziehen gerade so geduldig wie die Arbeitsgäule!"

Der Graf biß sich in die Lippe. Er wollte eine hochmüthige Antwort geben, besann sich aber sogleich, und sagte dann mit einem sarkastischen Lächeln:

„Mir scheint denn doch, mein Lieber, obwohl Sie nicht zum Müßiggang erzogen worden, daß Ihnen die Arbeit heute nicht schmecke, wie ich vorhin gesagt, denn Sie schneiden da ein verteufelt unerquickliches Gesicht!"

Wilhelm erröthete lebhaft und blickte verlegen vor sich hin.

„Nun," fuhr der Graf, den es unterhielt, Wilhelm in Verlegenheit gebracht zu haben, lachend fort, „das darf Sie nicht geniren, dem alten Herrn dort im Cabinet geht es vielleicht in diesem Augenblick nicht besser."

Aus dem ersten Zimmer ließ sich nach diesen laut gesprochenen Worten ein leises Gekicher vernehmen, das von den jungen Comptoiristen herrührte.

Herr Langer aber, der sonst bei dem unbedeutendsten Geräusch wie das Wetter aufzufahren pflegte, saß jetzt regungslos auf seinem Bock gleich einer leblosen Mumie, den Kopf noch immer in die fleischlosen Hände geklemmt.

„Apropos," so schloß der alte geckenhafte Cavalier seine Unterhaltung mit Wilhelm, „wissen Sie, daß Sie an meinem Sohn eine Eroberung gemacht haben? Heute sprach er noch von Ihnen in ganz für Sie schmeichelhaften Ausdrücken, auf Ehre! Vergessen Sie nicht, mein Lieber, daß er Sie zu der Alsterfahrt eingeladen hat. Adieu!"

Der Graf wartete Wilhelms stumme Verbeugung nicht ab, sondern schritt eiligst der Glasthür zu.

Der Baron, welcher inzwischen die Localität gemustert hatte, folgte ihm.

Lorck hatte während des kurzen Zwiegespräches Gelegenheit gehabt, auf einen Papierschnitzel hastig einige Worte zu werfen. Dann rollte er unbemerkt das Zettelchen zusammen. Als die Herren der Glasthür sich näherten, verließ er rasch sein Pult, bückte sich dicht hinter dem Baron, fuhr mit der Hand nach dem Fußboden, und sagte dann, scheinbar das zusammengewickelte Zettelchen aufnehmend:

„Mein Herr, Ihnen ist so eben dieses Papier entfallen.“

Der Baron wendete sich nachlässig.

„Ah, das kann sein,“ sagte er in gleichgültigem Tone, „ich machte mir heute Morgen einige Notizen. Das ist schon der Zettel, ich danke Ihnen.“

Der falsche Baron nahm das Papier in Empfang, steckte es in die Westentasche, ohne Lorck weiter anzublicken, und folgte dem Grafen in das Cabinet Wilfords.

Lorck schlich nach einer höflichen Verbeugung zu seinem Pult zurück. Ein boshaftes Lächeln stahl sich über seine Lippen, als er an Wilhelm vorüberkam, der, ohne auf seine Umgebung zu achten, träumerisch über seiner Arbeit brütete; vielleicht sah der junge Mann in diesem Augenblick nicht einmal die Papiere, auf welche sein Blick hinstarrte.

Herr Langer war indessen lebendig geworden. Kaum hatten die Herren das Zimmer verlassen, als er empor-

fuhr, wie wenn eine Tarantel ihn gestochen hätte. Er zuckte mit beiden Händen in die Höhe, als wolle er sich in die Perrücke fahren; dann schnappte er mit dem Munde, als solle eine Legion bitterer Bemerkungen daraus hervorgehen über die Unziemlichkeit, in einem Comptoir während der Geschäftsstunden laute Gespräche zu führen, und nun gar welche Gespräche, über Racepferde und dergleichen Unsinn! Dabei hatten die jüngeren Comptoiristen eine respectwidrige Bemerkung über ihren würdigen Chef zu hören bekommen, eine wahre Blasphemie! Herrn Langer dünkte das unerhört, eine Entheiligung der dem Gotte des Handels geweihten Räume.

Schon drehte er sich zur Hälfte auf dem Bock herum, schon öffnete sich von Neuem sein breiter Mund, eine Art Capuzinerpredigt zu halten, da schnappte dieser zu, und langsam schob sich der kleine Procurist wieder vor sein Pult, um, ohne ein Wort zu verlieren, mit einer wahren Armensündermiene zu seiner Arbeit zurückzukehren.

Was wollte er? Ein Ungehörigkeit rügen — ach, hatte er nicht am Morgen erst weit Unziemlicheres gethan? Hatte er nicht diese Räume noch mehr entheiligt, als jetzt der Graf? Hatte er nicht einem achtbaren Handlungshause einen Auftrag auf Mandeln und Rosinen, Bouquets und schwarze Augen ertheilt? Die verwünschten Augen vor Allem wogen schwer in diesem Sündenregister! Ihm, Johann Philipp Langer, kam es doch wohl heute am allerwenigsten zu, etwas zu rügen.

Er senkte das sorgenschwere, schmalwangige Köpfchen zum dickleibigen Hauptbuch nieder und grollte mit sich und der Welt.

Als der Graf und sein Begleiter in Wilfords Cabinet eintraten, fanden die Herren diesen in einer Stellung, wie sie Herr Langer noch so eben eingenommen hatte. Wilford stützte seine Ellbogen auf seinen Schreibtisch und hielt den Kopf in den Händen. Er blickte auf den Tisch, hatte aber augenscheinlich keine Arbeit vor sich, die seine Gedanken in Anspruch nahm. Diese schienen weit wegzuschweifen, denn der Kaufmann bemerkte es sogar nicht, daß er nicht mehr allein sei. Des Grafen Anrede rüttelte ihn erst aus seinem tiefen Sinnen empor.

„Ei, ei, Freund Wilford," rief dieser lachend, „Sie halten wohl um diese Zeit Ihre Siesta? Das könnten Sie aber, auf Ehre, in einer bequemeren Weise thun, als dort am Schreibtisch! Hätten Sie mir geschrieben, daß Sie um vier Uhr im Bureau Ihren Verdauungsproceß abzuhalten pflegen, Ihr dolce far niente, ich würde Sie jetzt gewiß nicht belästigt haben, darauf gebe ich Ihnen mein Wort!"

Wilford hob den Kopf, richtete sich auf, ließ die Arme sinken und starrte die Eingetretenen an.

Er schien im ersten Augenblick den Grafen nicht zu verstehen, sein Gefühl hatte sich noch nicht von jenen Bildern losgerungen, mit denen seine Phantasie ihn so eben noch beschäftigte.

Das Gesicht des Kaufmannes war mehr als sonst geröthet, seine hohe Stirn zeigte sich in tiefe Furchen gerunzelt, die für gewöhnlich nur ziemlich schwach sichtbar waren, sein Mund war zusammengekniffen, wie in stummem Weh, und aus seinen dunklen Augen schien im

ersten Augenblick, als er sie gegen die Besucher aufschlug, ein düsterer Gram aufzudämmern.

Das Alles aber währte kaum einige Secunden noch, der Graf bemerkte nicht einmal das melancholische, verstörte Aussehen Wilfords, so rasch wechselte dieser nun Züge und Haltung. Im nächsten Augenblick war der alte Kaufmann wieder, wie gewöhnlich, nur Wohlwollen und Freundlichkeit, seine dunklen Augen zwinkerten unter den schwarzen buschigten Brauen hervor von einem der Besucher zum andern in eigenthümlicher Hast, sein Mund verlor den herben, schmerzlichen Ausdruck und ließ ein Lächeln erscheinen; die hohe Stirn glättete sich.

Dem falschen Baron aber war der anfängliche Trübsinn und jetzt der rasche Wechsel zum Heiteren nicht entgangen.

„Er hat Gewissensbisse!“ sagte er sich, während er Wilford sein Eintritts-Compliment machte.

Dieser erhob sich rasch.

„Sie stören mich durchaus nicht,“ sagte er freundlich. „Ich erwartete Sie ja, lieber Graf. Sie haben übrigens recht, mich überfiel eine augenblickliche Müdigkeit!“

„Sehen Sie wohl,“ rief der alte Dandy, lachend zum Baron gewendet, „daß es ganz in der Ordnung war, als ich dort draußen im Comptoir dem jungen Commis gesagt, seinem Chef werde heute die Arbeit vielleicht eben so wenig schmecken, als ihm!?“

„Wem haben Sie das gesagt, Graf?“ entgegnete Wilford, ebenfalls lachend. „Doch nicht etwa meinem unermüdlichen kleinen Langer? Dann hätten Sie ihm wenigstens eine Ungerechtigkeit angethan!“

„Nein, Freund,“ versetzte der Graf, „ich sagte es dem jungen blondlockigen Manne, mit dem mein Sohn gestern Abend so viel verkehrte, und der mit uns dann später zur Stadt fuhr. Ein ganz leidlicher Mensch, Ihr Protegé, wie ich weiß, Wilford.“

Ueber Wilfords Antlitz zuckte ein leiser Anflug von Unmuth. Dann lachte er hell auf, dieses Lachen hatte aber etwas Gezwungenes.

„So so,“ sagte er scherzend, „machen Sie nur meine Leute rebellisch, Graf, dann übernehmen Sie aber auch hinterher die Folgen davon, setzen sich in mein Cabinet und bringen mir mein Personal wieder mit Ihrem Hochgräflichen Autoritäts-Bewußtsein in Ordnung!“

„Hier sitzen? Den ganzen Tag?“ rief der Graf. „Und wenn ich Millionen damit verdienen könnte, was bei Ihnen denn auch der Fall ist —!“

„Ja, wenn Sie könnten, Graf,“ unterbrach ihn der Kaufmann mit listigem Blick und einem breiten, diesesmal aufrichtig gemeinten Gelächter, „wenn Sie könnten! So aber verstehen die Herren Cavaliere immer nur Millionen auszugeben, nicht sie zu verdienen! Ihr Sitzen hier möchte daher weder dem Geschäfte etwas nützen noch Ihnen!“

„Mir doch, wenigstens augenblicklich!“ versetzte der Graf, sich auf eines der Sammetfauteuils des Cabinets fallen lassend, indem er sich zugleich den Anschein gab, als habe er die etwas derbe Anspielung Wilfords überhört. „Ich bin erschöpft von all dem Flaniren mit meinem Freunde hier, — doch halt,“ unterbrach er sich und fügte mit einem Lächeln hinzu, „da haben wir's, vor lau-

ter Erörterungen beging ich jetzt ein arges Verbrechen im Punkt der Etikette, — die Herren sind einander schon zwei Minuten gegenüber, und noch immer ist von meiner Seite keine Vorstellung erfolgt —!"

„Ich habe freilich nicht die Ehre —!" begann Wilford höflich, einen forschenden Blick auf den Abenteurer werfend.

„Gestatten Sie mir, meine Herren, daß ich während dieser Vorstellung meinen Sperrsitz behalte!" unterbrach ihn der alte Dandy, seinen Witz belachend. Dann fuhr er fort: „Hier mein Freund, der Baron — Baron — zum Teufel, wie heißen Sie doch?"

„Baron Schlender!" ergänzte der Abenteurer.

„Richtig, Baron Schlender, äußerst charmanter junger Mann, Capitalist, Schriftsteller, ein zweiter Pückler-Muskau, — aber was weiß ein Geschäftsmann von unseren aristokratischen Literaten! Herr Wilford," setzte er hinzu, mit nachlässiger Handbewegung auf den Kaufmann deutend, „Millionair, lästerlicher, wahrhaft übertriebener Millionair!"

Der Kaufmann lachte laut auf bei dieser etwas burschikosen Vorstellung. Er fühlte es nicht, daß der Graf dadurch eine Art halbversteckter Geringschätzung, im Gewande des Humors, durchblicken ließ. Der alte Cavalier, jedenfalls in seinen exclusiven Kreisen ein Mann vom reinsten Tact, nahm es mit dem Parvenu, der sich ohnehin bisweilen in seiner etwas derben Manier einen Spaß gegen ihn erlaubte, nicht so genau. Und der Baron, obwohl er dem Grafen als Zeitvertreiber sehr wohl gefiel, und durch Geburt wie Benehmen auch besser als Wilford

zu dem alten Stutzer paßte, wie dieser sich sagte, blieb in den Augen desselben doch mehr oder weniger ein Literat, und das war immer denn doch ein Beruf, der, wenn auch nur zum Vergnügen ausgeübt, nach den Begriffen des Grafen sich weit weniger für einen Adeligen schickte, als etwa — Schuldenmachen. Auch dem Baron gegenüber ließ er sich daher also einigermaßen gehen.

Wilford und der Baron machten gegen einander eine leichte Verbeugung. Ersterer bot dem Anderen einen der Fauteuils an.

„Ich danke,“ erwiderte der Baron lächelnd, „es ist so meine Art, auch im Zimmer umherzuschlendern, ich trage meinen Namen nicht ohne Grund, ich bin ein unverwüstlicher Flanirer! Aber ich bitte Sie, sich durchaus nicht meinethalben zu geniren!“

„Ja, fallen Sie wieder in Ihren Arbeitssessel hinein,“ sagte der Graf, „wir haben Sie ohnehin um Ihre Siesta gebracht. Und ich werde mich zu Ihnen setzen, denn wir müssen noch eine kleine Angelegenheit mit einander besprechen.“

„Gut!“ sagte Wilford und setzte sich. Dann blinzelte er den Baron unter seinen buschigten Augenbrauen hervor an und sagte:

„Sie sind ein Landsmann des Herrn Grafen?“

„Ja,“ entgegnete der Abenteurer, aber ich lebte durch lange Zeit nicht in meiner Heimath, sondern in Spanien.“

Die letzten Worte betonte der falsche Baron ziemlich scharf, während er zu gleicher Zeit den Kaufmann durchdringend anblickte.

Dieser verzog keine Miene, sondern sah den Baron mit höflicher Aufmerksamkeit an.

„So!“ entgegnete er — „Und in welchem Theile Spaniens lebten Sie?“

„Zuerst durchreiste ich das ganze Land, sodann wohnte ich in Madrid. Auch verweilte ich längere Zeit in — Cadix!“

Der Abenteurer erwartete nun, daß sich wenigstens in den Augen des Kaufmannes eine leise innere Bewegung kundgeben werde. Diese aber zeigten einen völlig unbefangenen Ausdruck, wie die ganze Physiognomie des alten Herrn.

„Cadix, das muß auch eine recht hübsch gelegene lebhafte Stadt sein!“ versetzte Wilford im Tone ruhiger Plauderei.

„Sie waren noch nicht dort?“ fragte der Baron wiederum mit einer ziemlich scharfen Accentuirung.

„Ich war niemals in Spanien!“ entgegnete Wilford in harmloser Weise — „Es muß ein schönes Land sein!“

„Das ist es auch!“ sagte der Baron, dessen Blick stechend auf den Zügen und besonders auf den dunklen Augen des Kaufmannes ruhte. „Besonders Cadix hat mir ausnehmend gut gefallen. Ich reiste umher, nach Alterthümern, Documenten und dergleichen zu forschen, und habe auch, besonders in Cadix, Vielerlei entdeckt.“

„Da kann man Ihnen ja gratuliren,“ bemerkte Wilford freundlich. „Sie benutzten diese Dinge wohl zu wissenschaftlichen Zwecken?“

„Freilich, für ein Werk, das demnächst von mir er-

scheinen wird. Sie glauben nicht, was solche Nachforschungen nach handschriftlichen Quellen mitunter für Mühe machen, Herr Wilford!"

„Ich glaube es Ihnen!"

„Man findet in den Bibliotheken der Klöster, öffentlichen Anstalten und Kirchen so manches Unbrauchbare, das man aber alles durchstöbern muß, um nach verborgenen Schätzen zu suchen."

„Freilich wohl eine langweilige Arbeit!"

„Nicht immer, Herr Wilford. Man findet auch hin und wieder Familienpapiere, Acten, die nicht für wissenschaftliche Zwecke geeignet sind, und doch ein sehr großes Interesse bieten, die mitunter sogar zu Entdeckungen gewisser Dinge führen, welche vor der Welt verborgen bleiben sollten."

„Wirklich? Nun, dann verlohnte sich das Herumstöbern doch der Mühe! Dergleichen muß ja ganz interessant zu lesen sein."

„O, gewiß, sehr interessant. Und mehr als das! Bisweilen kann ein Fund sogar lucrativ werden. Denken Sie sich, Herr Wilford, ich kramte zum Beispiel in Cadix einst in einer alten Privatbibliothek, welche zu ordnen man sich niemals die Mühe genommen hatte, aus einem Wust von vergilbten, bestäubten und unordentlich ohne Auswahl zusammengeworfenen und gebundenen Papieren ein Document hervor, für welches eine gewisse Familie, die noch existirt, ohne Zweifel eine große Summe zahlen würde. Das Papier stammte aus dem Archiv der Sanct Laurentiuskirche, die vor Jahren niederbrannte, und deren Schätze, Kirchenbücher und sonstige Acten

vollständig von den Flammen verzehrt wurden. Was ich in Händen habe, ist nur ein Auszug, aber ein beglaubigter."

„Ei, ei, vielleicht eine Rarität, welche die Familie selber betrifft?"

„Ich kann dadurch ganz einfach ein Verbrechen des Hauptes der Familie constatiren."

„Ei, sehen Sie doch! Weshalb haben Sie denn das Papier nicht gleich der Behörde übergeben?"

„Weil ich mir ganz einfach überlegt habe, daß man etwa eine Million nicht von der Hand weisen dürfe, wenn sie sich durch ein solches Papier auf leichte Art verdienen lasse."

„Ah so! Sie betrachten die Sache von diesem Standpunkt aus. Nun, da gratulire ich Ihnen, Herr Baron, wenn Sie sich nebenbei mit Ihrem Gewissen abfinden können."

„Warum das nicht, Herr Wilford? Ich begehe am Ende kein Verbrechen, sondern nur eine Unterlassungssünde. Und für diese dürften meine Schultern gegen eine Million nicht zu schwach sein!"

„Auf Ehre, da hat der Baron recht!" rief der Graf, der mit einiger Ungeduld dem Gespräch zugehört und inzwischen abwechselnd mit dem Handschuh gespielt und seinen Bart gedreht hatte — „Ich wollte ich wäre im Besitze Ihres Papiers, mein Freund! Zum Teufel, wenn ich wüßte, daß sich auf solche Weise Millionen verdienen ließen, ich würde gleich ein Alterthumsforscher, ein Literat wie Sie! Aber jetzt lassen wir Spanien und alle Documente der Welt ruhen, meine Herren! Ich muß jetzt

erst Herrn Wilford zu Leibe gehen, hernach, wenn uns noch Zeit übrig bleibt, überlasse ich ihn Ihnen mit Ihrem Spanien so viel Sie wollen, Baron!"

„Sie sind sehr gütig!" versetzte der Abenteurer mit einem eigenthümlichen Lächeln.

„Der Graf weiß immer nur über Dinge vortrefflich zu disponiren, die ihm nicht angehören!" rief Wilford auflachend, indem er einen verschmitzten, etwas boshaften Seitenblick auf den alten Dandy warf.

„Machen Sie keine schlechten Witze, Freund," entgegnete dieser, „und hören Sie mich jetzt an!"

„Ich genire vielleicht?" fragte der Baron, indem er sich zur Glasthür wendete.

„Nicht im Geringsten," antwortete der Graf, „Herr Wilford hat die Güte, meinen Banquier vorzustellen; wenn ich also zu ihm komme, da will ich Geld, das ist die ganze Geschichte!"

„Bravo," sagte der Kaufmann, „das bestätigt ja meine Aeußerung von vorhin. Doch schreiten wir zur Verhandlung! Der Herr Baron wird sich aber dabei langweilen!"

„Ich sehe mir indessen die Oelgemälde dort an," erwiderte dieser, „ich bin ein großer Verehrer von dergleichen!"

Während der Graf sich zu Wilford setzte und mit ihm über mehrere Wechsel sich besprach, welche der alte Cavalier in nächster Zeit einzulösen hatte, die Beschaffung der Gelder durch den Kaufmann und die Art seiner Deckung dafür, wendete unser Abenteurer sich zu einigen Bildern, welche an den Wänden des Cabinets hingen.

Bei dieser Gelegenheit kehrte er den Herren den Rücken und zog alsdann rasch den zusammengerollten Papierstreifen hervor, welchen sein Bruder ihm zugesteckt hatte.

Er wickelte ihn aus einander und las die wenigen Worte:

„Schaue Dir Alles hier genau an. Morgen um acht Uhr in der Frühe komme ich zu Dir in's Hotel."

Der Zettel verschwand, der falsche Baron blickte angelegentlich zu einer schönen Winterlandschaft empor, die über einem kleinen Balzac hing.

Der Geist des Barons war aber keineswegs mit dem Bilde beschäftigt.

Er war in hohem Grade betroffen, und zwar über das Benehmen Wilfords.

Mit welcher unverkennbaren Ruhe hatte dieser alle jene Andeutungen hingenommen, die unser Abenteurer mit Gewandtheit und anscheinend unbefangen aber doch pointirt genug in das Gespräch einmischte! Der Kaufmann mußte ihn verstanden, oder wenigstens ganz unerwartet sich an jene Dinge erinnert haben, von welchen das Dutzend Blätter des Schlender'schen Tagebuches handelte, und dennoch diese unerschütterliche Seelenruhe, diese Gleichgültigkeit einer plötzlich auftauchenden drohenden Gefahr gegnüber! War auch Wilford vielleicht, so sagte sich unser Abenteurer, ein Meister in der Verstellungskunst, und das mußte ohne alle Frage, nach solcher Selbstbeherrschung zu schließen, der Fall sein, so erschien es doch fast unerklärlich, jedenfalls in hohem Grade überraschend, daß sich weder in seinem Blick, noch in seiner

Stimme, geschweige denn in seinen Mienen, auch nur die leiseste innere Beunruhigung kundgegeben hatte. Selbst bei Nennung der Sanct Laurentiuskirche zuckten nicht einmal die Wimpern des Kaufmannes, ja mit einer wahrhaft fabelhaften Unbefangenheit äußerte er sich sogar, als von dem Document die Rede war, weshalb der Baron das Papier nicht sogleich der Behörde übergeben habe? Und mit welcher Natürlichkeit hatte er die Erklärung abgegeben, daß er niemals in Spanien gewesen sei! Wahrlich, selbst der falsche Baron würde geglaubt haben, er täusche sich in der Person, und es sei nicht dieser Henry Wilford, von welchem das Tagebuch handelte, wären die Andeutungen desselben nicht so genau gewesen, hätten sie nicht unzweifelhaft auf den Hamburger Millionair hingewiesen.

„Jedenfalls hat er jetzt eine Ahnung von dem, was ihm bevorsteht!“ sagte sich der Abenteurer. „Was dürfte er nun wohl beginnen? Meiner deutlichen Erklärung zuvorkommen und mit mir eine Unterhandlung anknüpfen? Das könnte das Wahrscheinlichste sein, wenngleich er sich jetzt mit wunderbarem Anschein von Wahrheit so stellt, als verstehe er nicht den tieferen Sinn meiner Worte! Mir zu trotzen kann er doch unmöglich wagen; es auf's Aeußerste ankommen zu lassen, dazu dürfte er ganz sicher zu schlau sein. Ich werde vor der Hand darnach trachten, in diesen Tagen bisweilen in seine Nähe zu kommen, und alsdann keine Gelegenheit außer Acht lassen, sein Benehmen gegen mich haarscharf zu beobachten!“

Der Graf und Wilford verhandelten noch mit einander. Unser Baron trat daher zu einem andern Gemälde, das an einer der Seitenwände des Cabinets hing.

Er erinnerte sich jetzt des Auftrages, welchen ihm Lorck vor wenigen Minuten schriftlich gegeben hatte.

„Ich soll mich hier genau umschauen,“ dachte er, „das heißt so viel als: Präge Dir die Einzelnheiten der Localität ein! — Hat er es vielleicht mit mir auf einen nächtlichen Besuch des Comptoirs abgesehen? Ich kann mir aber nicht denken, daß mein Bruder, der hoch hinaus will, wie mir scheint, einen gewöhnlichen Kassendiebstahl oder dergleichen beabsichtige. Er verfolgt jedenfalls einen andern Zweck! Gleichviel, ich werde mich orientiren!“

Und der Baron ließ den Blick von den Gemälden weg scheinbar unbefangen durch das Cabinet gleiten. Er merkte sich rasch die Stellung der verschiedenen Gegenstände in demselben.

Der Arbeitstisch, ein Meisterwerk aus Polisander mit reichem Schnitzwerk versehen, stand unmittelbar an dem einzigen ziemlich breiten Fenster, doch so, daß Wilford nicht dem Fenster gegenüber saß, sondern es an der rechten Seite hatte. Hinter diesem Schreibtisch befand sich nichts weiter, als der Arbeitsfauteuil des Kaufmanns und daneben ein Papierkorb aus leichtem japanischen Binsengeflechte.

An der dem Fenster entgegengesetzten Wand des Cabinets stand der vorerwähnte, mit dunkelbraunem Sammt überzogene Balzac, vor demselben ein runder Tisch, und im Kreise um denselben Sammetsessel, Tisch und Sessel ebenfalls aus Polisanderholz.

Der Glasthür gegenüber, durch welche man zum Comptoir gelangte, stand zwischen zwei Stühlen eine nahe an drei Fuß hohe Geldkiste, deren geöffneter Deckel an

die Wand gelehnt war. Unser Abenteurer bemerkte, daß diese Kiste verschiedene größere und kleinere Fächer hatte, von denen einige der größeren mit Comptoirbüchern und Packeten, andere dagegen mit Gold und Silbergeld angefüllt waren, die kleineren in der Casse aber nur Papiere enthielten.

An der Wand endlich, welche rechts und links neben der Glasthür befindlich, standen zwei kleine Tische; auf einem derselben lag ein Haufen Zeitungen, die unordentlich über einander geworfen waren, auf dem andern standen eine Krystallcaraffe mit Madeira und einige Gläser.

Die Wände des Cabinets waren, wie vorhin erwähnt, mit trefflichen Oelgemälden geschmückt; ferner befanden sich auf einem an Seidenschnüren hängenden kleinen Bücherbrett aus geschnitztem Polisander verschiedene handelswissenschaftliche Werke; dem Arbeitstische Wilfords gegenüber endlich, an der Seite der Glasthür, erhob sich auf einer prächtigen Marmorconsole eine kostbare Stutzuhr.

Zwei Gascandelaber hingen von der Decke herab, einer über dem Schreibtisch des Kaufmannes, der andere über dem Tisch, welcher vor dem Balzac stand.

Der Baron war nun mit seiner Musterung fertig und gab sich wieder den Anschein, als sei er in Betrachtung der Gemälde versunken.

Unterdessen waren die Herren mit ihrem Geschäft zu Ende.

Der Graf erhob sich, schob den Sessel zurück und griff zum Hut.

„Ich werde Ihnen das Nöthige noch heute in's Hôtel senden!" sagte Wilford, indem auch er aufstand.

„Morgen, Freund, es eilt ja nicht!" entgegnete nachlässig der Graf, indem er die Lorgnette, welche er während der Verhandlung hatte fallen lassen, wieder einklemmte. „Kommen Sie, Baron! Ich begreife, daß Freund Wilfords Zeit zu kostbar ist, um sie ganz und gar an eine Bagatelle zu verschwenden. Auch ergreift mich immer eine Art unheimlichen Gefühls, wenn ich länger als zehn Minuten genöthigt bin in einem Comptoir zuzubringen! Auf Ehre, es ist wie eine Art Fieber!"

„Vielleicht Wechselfieber!" rief Wilford auflachend.

„Mag sein! Jedenfalls gehört das ebensowohl zu den Miseren des Lebens, wie jede andere Krankheit, die das Schröpfen nothwendig macht, mein Freund! Aber was sehe ich, die Uhr dort weist auf Fünf, Theodor wird uns bereits im Hotel zum Diner erwarten. Auf Wiedersehen, Freund!"

„Heute dürfen wir wohl nicht auf Sie rechnen?" versetzte Wilford.

„Nein, mein Freund! Ich habe mir heute vorgenommen, am Arm des Barons Hamburg zu durchstreifen und auf Abenteuer auszugehen, wenn die überall in Eurer nüchternen Kaufmannsstadt aufzutreiben sein sollten. Wie gesagt, heute flanire ich mit dem Baron, er ist ein Talent in diesem Genre. Mein Sohn wird nicht verfehlen, Fräulein Cecily heute noch in Flottbeck die Aufwartung zu machen. Ich kann ihn leider nicht begleiten, wie Sie wohl einsehen werden, ich bin zu sehr beschäftigt!"

„Das ist mir um so lieber," wiederholte Wilford, „als auch mich das Geschäft in Anspruch nehmen wird und ich erst spät hinauskommen kann. Also, auf Wie-

versehen! Herr Baron, es war mir ein Vergnügen! Vielleicht wird mir recht bald die Ehre Ihres Besuches zu Theil, Sie müssen schon entschuldigen, daß ich wegen meiner überhäuften Geschäfte keine Gegenvisite machen kann!“

Der Baron verneigte sich. Der Graf aber antwortete statt seiner:

„Ah, unser Freund da wird schon wiederkommen, er sagte mir von einem Geschäft, das er mit Ihnen machen möchte.“

„Welches Geschäft, wenn ich fragen darf?“ sagte Wilford lächelnd. „Sie haben doch nicht etwa Wein oder Korkholz aus Spanien mitgebracht?“

„Das nun wohl nicht,“ entgegnete der Baron, ebenfalls lachend, „es handelt sich auch um kein eigentliches Geschäft, ich möchte mir nur über die Anbringung gewisser Fonds Ihren gütigen Rath ausbitten.“

„Ah,“ rief der Kaufmann lustig, „Sie wollen von mir wissen, auf welche Weise sich die Millionen am besten placiren ließen, welche Sie dem armen Opfer Ihrer Forschungslust abzuzwacken Willens sind! Ich stehe mit Vergnügen zu Diensten!“

Auch der Baron lachte. Im Stillen aber sagte er sich:

„Wie ist es möglich, daß der so unbefangen scherzen kann?! Ich wette doch zehn gegen eins, daß er recht gut weiß, wen das angeht.“

„Vorwärts, Baron,“ rief der Graf, seine Hand auf den Arm des Begleiters legend, „sonst kommt Ihr wieder auf das langweilige Spanien zurück. Mich aber drückt

mein Magen, fast so, das sage ich Ihnen, wie mich der Geldmensch Wilford zu drücken pflegt. Also vorwärts!"

Der Kaufmann schlug statt aller Antwort ein breites Gelächter auf und begleitete die scheidenden Herren bis zur Glasthür.

Als diese durch das Comptoir gingen, welches unmittelbar an das Cabinet stieß, trällerte der Graf, zu Herrn Langers höchster Indignation, halblaut eine Opernmelodie vor sich hin, einen flüchtigen Gruß an die jungen Leute richtend.

Der Baron und Lorck aber wechselten einen bedeutungsvollen Blick mit einander.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Lorck macht sich an Herrn Johann Philipp. — Auch Graf Theodor wird geködert. — Der alte Dandy entwickelt seine Lebensgrundsätze. — Der falsche Baron in seinem Elemente.

Kaum hatten die Cavaliere das Comptoir verlassen, als Herr Langer, trotz seiner trübseligen Betrachtungen und des peinlichen Bewußtseins, das ihn heute zur Duldsamkeit gegen das übrige Personal des Geschäfts wider Willen zwang, seiner Entrüstung nicht länger Herr zu bleiben vermochte.

Blitzgeschwind drehte er sich auf seinem Bock herum und näselte halblaut und zitternd und vor Zorn bebend:

„Nein, es ist zu arg! Das kommt hierher und be-

nimmt sich hier wie in einem Reitstall, plappert im Comptoir, als säße man hier nur zur Kurzweil mit der Feder hinter dem Ohr, und fährt schließlich singend wieder ab! In einem Comptoir singen! Ist so etwas erhört?! Und das will Bildung haben und den Ton in der Gesellschaft angeben!"

„In der That," begann Lorck mit äußerst bescheidener Miene, „geht das gegen die Würde eines Geschäftes wie das unsrige. Ich will nichts davon sagen, daß der Herr Graf uns junge Leute nicht besser in unserem Berufe respectirt; aber er hätte wenigstens bedenken sollen, daß man in Gegenwart eines so würdigen, achtungswerthen Mannes wie Sie, Herr Langer, der rechten Hand des Principals, die gehörige Schicklichkeit nicht außer Augen setzen dürfe!"

Ueber Herrn Langers faltiges Antlitz verbreitete sich bei diesen Worten des verschmitzten Lorck ein gewisser freudiger Stolz. Er fühlte sich einen Augenblick lang nicht mehr so gedemüthigt, die Ehrerbietung des jungen gewandten Commis war Balsam für sein wundes Herz. Er sagte sich, daß er trotz des dummen Schreibfehlers doch wohl nichts an der Achtung des Personals eingebüßt habe. Ein dankbarer Seitenblick lohnte Lorck für seine Worte.

„Es ist überhaupt ungehörig," schnarrte er wieder zornig, „so in ein Geschäft hineinzudringen und allen Ernst an die Seite zu setzen!"

„Mein Gott," entgegnete Lorck im Tone der Gutmüthigkeit, „der alte Herr hat es vielleicht nicht einmal so böse gemeint! Was wissen die Herren Cavaliere von Ernst und Thätigkeit?"

„Da haben Sie ganz recht, Lorck," erwiderte Herr Langer eifrig, „ganz recht, was wissen solche übermüthige Herren davon! Herumhandthieren, die Zeit todtschlagen, das ist —"

Der würdige Herr Johann Philipp stockte. Es kam ihm plötzlich in den Sinn, daß der Graf doch eigentlich ein intimer Freund des Principals sei, und er im Grunde kein Recht habe, über diejenigen herzufahren, welche sein Herr und Chef so dulde, wie sie eben seien. Sein ängstliches Gemüth ließ ihn befürchten, schon zu viel gesagt zu haben.

Rasch drehte er sich daher auf seinem Bock wieder zur Arbeit herum und brummte halblaut vor sich hin:

„Schlagen wir sie nur nicht todt, diese Zeit!"

Er hatte kaum diese Worte ausgesprochen, da öffnete sich die Glasthür des Cabinets; Wilfords Kopf ward sichtbar.

Vom Antlitz des Kaufmannes war wiederum die Heiterkeit gewichen, welche sich darüber in Gegenwart der Gäste verbreitet hatte. Seine Stirn erschien umwölkt.

„Langer!" brummte Wilford im tiefsten Baß.

Der kleine Procuraführer schreckte zusammen. Hatte der Principal den Ausbruch seines Zornes vernommen, und sollte jetzt ein Verweis die Strafe für jene Kühnheit sein?

„Herr Wilford?" näselte er demüthig, indem er es nicht wagte, den Kopf umzuwenden, denn so sehr machte ihm das Gewissen zu schaffen, daß er sein verlegenes Antlitz nicht preisgeben mochte.

„Kommen Sie herein zu mir, ich habe mit Ihnen zu reden!" war die barsche Antwort des Kaufmanns.

Voller Resignation voltigirte das hagere Männchen von seinem Bock herunter und schlich zu seinem Chef in's Cabinet, die Glasthür verschüchtert hinter sich zuziehend.

Lorck war dem Kleinen mit dem Blick gefolgt.

„Er läßt ihn sicher wegen Haffner kommen,“ sagte er sich, „Langer soll ihn vielleicht bearbeiten! Gut, ich werde das noch heute erfahren!“

Lorck schaute zu Wilhelm hinüber, der emsig arbeitete, und nicht einmal vom Pult aufgeblickt hatte, als Herr Langer seine kurze Epistel an die jungen Leute richtete. Wilhelms Wangen waren ungewöhnlich bleich, er schien sich unwohl zu fühlen, aber er arbeitete rastlos fort; konnte er doch nur so momentan vergessen, was auf seiner Seele lastete.

Mit innerer schadenfroher Befriedigung wendete Lorck seinen Blick von dem ihm Verhaßten seiner eigenen Arbeit zu.

Es währte fast eine halbe Stunde, bis Herr Langer wieder erschien. Er sah nicht ängstlich mehr aus, aber sehr ernst, verstimmt. Als er am Pulte Wilhelms vorüberschritt, warf er einen langen, befremdlichen Blick auf diesen, wollte einen Augenblick stehen bleiben, besann sich aber sogleich eines andern und trippelte, den Kopf leise schüttelnd, zu seinem Bock zurück.

Lorck hatte, dem Anschein nach in seine Arbeiten vertieft, das Alles wohl gesehen.

„Ich dachte es mir,“ sagte er sich, „der Principal hat mit ihm von dem blondköpfigen Affen gesprochen, den er nicht fahren lassen will. Und Alles wird doch nach meiner Pfeife tanzen müssen! Wartet nur!“

Ziemlich lautlos gingen von nun an die Geschäftsstunden vorüber. Wilford verließ endlich sein Comptoir, um sich nach der Villa zu begeben. Herr Langer arbeitete noch eine Stunde, dann rüstete auch er sich zum Abzug in der gewohnten umständlichen Weise, mit all' den kleinen Eigenheiten, dem zahllosen Rütteln am Pultdeckel und dem vielfachen Hin- und Herlegen der Schreibrequisiten.

Wilhelm hatte sich schon etwas früher entfernt, sein Fortgehen mit einem Anflug von Unpäßlichkeit entschuldigend.

Als Herr Langer seinen Straßenrock anzog, da fiel sein Blick mit einigem Wohlwollen auf Lorck, der noch immer arbeitete. Herr Langer war eine etwas vertrocknete, doch nicht undankbare Seele. Er erinnerte sich jetzt wieder jener Worte der Verehrung, welche Lorck am Vormittage bescheiden gegen ihn ausgesprochen.

„Sind Sie noch nicht für heute fertig?" schnarrte er freundlich, an Lorcks Pult trippelnd.

„So eben!" erwiderte dieser, indem er die Papiere zusammenlegte und sich erhob.

„Mir scheint, es ist ein hübscher Abend!" fuhr Herr Langer fort. „Ich mache meinen gewohnten Spaziergang. Wollen Sie mich begleiten?"

Herr Johann Philipp mußte wirklich an diesem Abend in einer ausnehmend weichen, für fremdes Mitgefühl absonderlich empfänglichen Stimmung sein, daß er „Einem vom Comptoir" diesen Antrag machte; Lorck erinnerte sich nicht, daß solches jemals zuvor geschehen sei. Aber Herr Langer vermochte sich heute nicht mehr zu dem Johann Philipp von sonst aufzuraffen, das war's!

„Es wird mir eine ganz besondere Ehre sein!" entgegnete Lorck auf des kleinen Procuraführers Antrag mit einem so aufrichtigen Gesicht, als sei ihm in der That an dieser Ehre viel gelegen. „Wohin beliebt es Ihnen zu spazieren?"

„Ich denke," entgegnete Langer, „wir gehen hier gleich über die Wandrahmsbrücke, am Bauhofe vorüber und neben der Eisenbahn zum Thore hinaus, dann sind wir ja gleich im Grünen!"

„Richtig, und dann sind wir auch gleich in St. Georg," sagte Lorck lächelnd, „und ebenfalls gleich bei meiner Wohnung am Hühnerposten. Dabei kommt mir eine gute Idee, — ich will nicht hoffen," setzte er anscheinend bescheiden zögernd hinzu, „daß Sie dieselbe unstatthaft finden, oder anmaßend, Herr Langer!"

„Wie so?" fragte Herr Langer, indem er seine wasserblauen Augen weit aufriß und die rothblonden Brauen einen noch höheren Bogen als gewöhnlich um dieselben bildeten. — „Was haben Sie denn für eine Idee?"

„Sie müssen mir's nicht übel deuten, Herr Langer," versetzte Lorck sehr sanft, „aber ich erhielt vor einigen Tagen ganz vortrefflichen russischen Thee zum Präsent, und dazu köstliche, wohlabgelagerte Havanna-Cigarren. Da uns nun der Spaziergang bis fast vor meine Hausthür führen dürfte, so möchte ich Sie höflichst ersuchen, bei mir ein wenig eintreten zu wollen, um beide Dinge zu versuchen. Ich weiß, daß sich Niemand in ganz Hamburg besser auf Thee und Cigarren versteht, als Sie, Herr Langer, und da würde ich sehr glücklich sein, wenn

Sie mir ein Urtheil abgeben möchten. Hinter meiner Wohnung, — Sie wissen vielleicht noch, daß ich bei der alten Jungfer Rathmeier wohne, — ist ein kleiner Garten mit einer freundlichen Jasminlaube, dahinein könnten wir uns alsdann recht gemüthlich setzen, und hätten auch frische Luft, so gut wie auf dem Wall oder im Jungfernstieg, und obendrein mehr Bequemlichkeit dabei!"

Während Lorck sprach, verklärte sich mehr und mehr das faltige Antlitz des kleinen Procuraführers. Hatte doch der schlaue Berliner zu gleicher Zeit mehrere der schwachen Seiten des Männchens berührt, denn erstens hielt er sich für einen großen Kenner der genannten beiden Producte, und zweitens war er niemals abgeneigt, sich an ihnen zu laben, sobald es ihn nichts kostete.

Er verzog daher den breiten Mund zu einem behäbigen Grinsen, das mit einer gewissen Rührung zu kämpfen schien, und sagte:

„Ich sehe gar nicht ein, junger Freund, wo da etwas Unstatthaftes wäre, was ich da übel deuten könnte. Ihr Anerbieten ist ein freundliches, und so nehme ich es auch hin. Der Jungfernstieg mit seinem oft lästigen Gewühl wäre mir ohnehin heute zuwider, — und dann — die Schwester erwartet mich auch noch nicht, — ich habe mir obendrein nichts bestellt — gut, ich trinke heute Ihren Thee und rauche Ihre Cigarren, und werde Ihnen auf ein Tüttelchen sagen, was daran ist."

„Sie machen mir eine große Freude dadurch, Herr Langer!" sagte Lorck, während er den Comptoirrock mit einem bessern vertauschte und den Hut nahm.

„Hähä!“ grinste der Procurist — „Sie nehmen also Ihren Thee immer zu Hause ein?“

„Ich bin kein Mann der Wirthshäuser, Herr Langer. Ich weiß nicht, ob Sie das nicht wußten!“ entgegnete Lorck, indem er seinen Zügen einen wahrhaften Muckerausdruck verlieh.

„Ja, ja, ich entsinne mich, das schon gehört zu haben,“ schnarrte das Männchen, „ich bekümmere mich ja zu wenig um die Herren außerhalb des Geschäftes. Aber wissen Sie, Herr Lorck, das gefällt mir an Ihnen, Sie sind ein solider junger Mann, nicht wie die meisten Springinsfelde Ihres Alters, Sie werden es noch zu etwas bringen, ja, ja!“

„Das hoffe ich zu Gott!“

„Wenn ich gegen Sie den alten Gecken betrachte, den Grafen, der heute — aber — aber er ist der Freund unseres Chefs, da soll man ihm aus schuldigem Respect vor dem Herrn Principal nichts nachreden! Sind Sie fertig?“

„Ja.“

Herr Langer, der während des Gesprächs sich wohl ein Dutzendmal seinem Pulte genähert und daran gerüttelt hatte, gab ihm noch einen letzten Ruck und sagte grinsend:

„Nun so gehen wir, Ihren Thee und Ihre Cigarren zu probiren!“

Und das ungleiche Paar machte sich auf den Weg nach der Vorstadt St. Georg.

Wir aber kehren zu dem Grafen Stolzendorf und dem Baron Schlender zurück, die wir am Nachmittag aus den Augen ließen.

Der alte Dandy war auf dem Rückwege zum Hotel sehr gesprächig, überhaupt bei vortrefflicher Laune. Wilford hatte ihn, wie es schon öfter geschehen war, einer Verlegenheit entrissen. Wenngleich das von Seiten des Kaufmanns nie in uneigennütziger Weise geschah, dieser im Gegentheil, obwohl der junge Graf sein Schwiegersohn werden sollte, dem alten Herrn nicht allein hohe Procente anrechnete und sogleich in Abzug brachte, sondern auch nur das Geld gegen sichere Hypotheken vorstreckte, so war doch der Graf froh, daß er sich mit Niemandem anders, als mit Wilford einzulassen brauchte, der dem Lebemann stets so wenig Umstände bereitete und am Ende doch auch diesen durch seine Bereitwilligkeit vor dem lästerlichen Treiben gar zu unverschämter Wucherer bewahrte, mit denen der sorglose Cavalier nur allzuoft früher schon hatte in Berührung kommen müssen. War er solchen Blutsaugern gegenüber in früheren Zeiten nicht eben gar bedenklich gewesen, so ließ er sich um so leichtfertiger von Wilford schrauben, denn er sagte sich, daß Alles, was er diesem an Hab' und Gut verpfändet hatte, und es war dieses der beträchtlichste Theil seines Vermögens, doch dermaleinst wieder seinem Sohne, durch die Vermählung mit Wilfords Tochter, anheimfallen müsse.

Der falsche Baron war minder redselig als der alte Stutzer; der unerhörte Gleichmuth, welchen Wilford bei jenen Andeutungen, mit denen der Abenteurer auf den Busch schlug, an den Tag gelegt hatte, wollte ihm nicht recht aus dem Sinn kommen.

Die Herren gelangten endlich in's Hotel. Dort erwartete sie bereits Graf Theodor. Dieser kam dem Baron

mit ungeheuchelter Freundlichkeit entgegen. Der vielgereiste Literat war für ihn eine interessante Persönlichkeit, und in dieser Beziehung mochte der Baron sich wohl wünschen, dem jungen Mann etwas weniger interessant zu erscheinen, denn er sah sich allerlei Fragen ausgesetzt, die ihn, den wenig Sattelfesten, leicht aus dem Gleichgewicht hätten bringen können, wäre er weniger gewandt und geradezu unverschämt gewesen. Zum Glück für ihn ging man sogleich zu Tisch, und während der Tafel verbat der alte Cavalier sich entschieden alle jene Gespräche, welche den lucullischen Freuden durch Ernst und wissenschaftlichen Anstrich Eintrag thun konnten. Unser Abenteurer war froh, daß er so den Vater auf seiner Seite hatte, und vertröstete den Sohn auf eine spätere Plauderstunde, in der er mit ihm von seinen Reisen und über spanische Literatur schwatzen wolle.

Man speiste nicht an der table d'hôte, sondern im Salon des Grafen. Theodor entwarf in lebhaften Farben Schilderungen von dem, was er im Laufe des Vormittags in Augenschein genommen hatte. Ihn interessirte vorzugsweise das großartige Treiben, das sich ihm an der Hamburger Börse entrollte. Trotz aller Gewandtheit, mit der unser Abenteurer sich bemühte, den jungen Mann so viel wie möglich von seinen Eindrücken reden zu lassen, konnte er es doch nicht verhindern, daß dieser die eine oder andere Frage einflocht, welche sich auf des Barons Reisen und auf spanische Seestädte bezog, von denen er die Gegensätze zu Hamburg kennen lernen wollte, es blieb daher dem falschen Baron nichts anders übrig, als mit aller Gelassenheit und Zuversicht zu lügen, doch geschah dieses wenigstens in geschickter Weise.

So ging das Diner zu Ende. Der alte Graf und der Baron sprachen noch dem Champagner und den Confituren zu, als Theodor bereits sich erhoben hatte.

„Ich muß um Entschuldigung bitten," sagte er lächelnd, „daß ich gezwungen bin, mich schon jetzt aus dem Staube zu machen. Aber mich rufen gewisse Pflichten an den Strand der Elbe!"

„Zu seemännischen Studien?" rief der Baron lachend. „Hüten Sie sich, Herr Graf, daß Sie nicht gepreßt werden, Sie müßten sonst vielleicht unfreiwillig eine lange Reise unternehmen!"

Die Worte klangen so bezüglich, daß Theodor leicht erröthete. Aber was konnte denn der Baron davon wissen, daß er sich gegen die Verbindung mit Cecily sträube? Ein Zufall hatte dem neuen Bekannten jedenfalls diese bezugsreiche Anspielung in den Mund gelegt, dachte Theodor.

Er antwortete daher lachend mit Humor: „Ich bin ein Sonntagskind, Herr Baron, uud das sieht alle Gefahren voraus. Ich werde mich schon in Acht zu nehmen wissen!"

„Es wäre auch dann kein Unglück," setzte der alte Graf hinzu, indem er mit einem Stückchen Bisquit seinen Champagner aufschäumte, „wenn mein Sohn sich fangen ließe. Eine Reise zu noch unentdeckten Goldküsten zum Beispiel könnte ihm so nützlich werden, wie Ihr Alterthumsforschen in Spanien, Baron."

„Wenn es neben Gold nicht auch einen Diamanten dort gäbe, mein Vater," entgegnete Theodor mit vielsagendem Blick auf den alten Dandy, „so würde es sich kaum verlohnen, die Reise zu unternehmen!"

„Gut,“ rief der Graf lachend, bevor er das Glas an die Lippen setzte, „so hole Dir den Edelstein, und lasse als vernünftiger Steuermann das Gold auch nicht liegen! Melde Deiner — melde Fräulein Cecily meine beste Empfehlung und mache nur gleich, daß Du fortkommst, Du störst hier ohnehin unsere Gemüthlichkeit, denn wir, der Baron und ich, müssen wohl jetzt, da auf Dich heute nicht zu rechnen ist, ein Programm für den Rest des heutigen Tages entwerfen.“

„Ich werde den Herren heute nicht lästig fallen!“ erwiderte Theodor, und fügte hinzu, sich an den Baron wendend: „Ich bin Ihnen sehr verpflichtet, daß Sie uns schon so bald aufsuchten, Herr Baron. Mir ward leider heute nur wenig verstattet, mich mit Ihnen von Dingen zu unterhalten, die mich vorzugsweise interessiren. Wann darf ich Ihnen einen Gegenbesuch machen? Oder richtiger, wann treffe ich Sie in Ihrem Hotel? Ist es Ihnen recht, wenn ich Sie auffordere, mit mir gemeinschaftlich den Hafen zu besuchen, den ich heute nur flüchtig in Augenschein genommen?“

Der Baron, welchem es darum zu thun war, den Plan, den er in Bezug auf die Grafen entworfen hatte, sogleich in's Werk zu setzen, und der bereits, wie wir wissen, mit dem alten Dandy die Einfädelung begonnen hatte, überlegte rasch, wie er sogleich auch den jungen Grafen in sein Vorhaben hineinziehen könne. Er hatte natürlich nicht während der Tafel gegen diesen manipuliren können, wie der Leser später einsehen wird, er mußte den jungen Mann allein für sich haben, und auf noch unverfänglichere Art, als bei dem alten Herrn geschehen

war, bei ihm einleiten, was er beabsichtigte; denn das erkannte er auf den ersten Blick, daß Theodor anders zu nehmen sei, als dessen Vater. Er fand rasch das Richtige.

„Mit dem größten Vergnügen," entgegnete er, „bin ich dazu bereit, nur morgen und übermorgen kann ich nicht zur Verfügung stehen. Am Sonntagmorgen, wenn es Ihnen beliebt, können wir mit einander gehen, dann hat ohnehin Alles im Hafen ein festliches Ansehen, und läuft man nicht Gefahr, von den Arbeitern und Matrosen in ihrer Geschäftigkeit über Bord gestürzt zu werden!"

„Nun, auf solche Fälle," rief der alte Cavalier lustig, „ist mein Sohn eingerichtet, er hat sich hier bereits die Rettungsmedaille verdient!" fügte er spöttisch hinzu.

„Was Sie sagen!" entgegnete der Baron lachend.

„Also lassen wir es auf Sonntag!" sagte Theodor rasch. „Ich hole Sie ab, gegen zehn Uhr."

„Gut, ich werde Sie erwarten, Herr Graf. Es wäre aber vielleicht gut, wenn Sie etwas früher kommen könnten!"

„Nun, um Neun also, oder halb Zehn!"

„Ganz wohl!"

Theodor drückte dem Baron die Hand, grüßte seinen Vater und ging. Die Equipage des Hotels, welche bereits vom Kammerdiener des Grafen bestellt worden war, wartete vor dem Portal. Theodor stieg ein und ließ sich nach Flottbeck hinausrollen.

Warum unser Abenteurer gerade den Sonntagmorgen

zu ihrer Zusammenkunft wählte? Es geschah nicht absichtslos, der Leser wird es seiner Zeit erfahren.

Der alte Dandy fühlte sich, durch das treffliche Diner sowohl wie durch den ausgezeichneten Champagner, in einer sehr behäbigen, mittheilsamen Stimmung. Sie ward durch den duftenden Kaffee und eine ausgesucht feine Cigarre nicht vermindert. Als Theodor sich entfernt hatte, lehnte der Graf sich nachlässig in den Divan zurück und sagte lächelnd und die Augen zusammenkneifend:

„Sehen Sie, Baron, ist das nicht seltsam? Mein Sohn ist ein ganz vortrefflicher Mensch, ich habe durchaus keine Ursache, mich über ihn zu beklagen, auf Ehre, außer daß er mir nicht zum Militair wollte, wie ich es wünschte, denn, wissen Sie, ich war auch bei der Cavalerie, als junger Mensch natürlich, wie das so in unserem Stande üblich ist, um doch eine militairische Charge zu bekleiden, ich quittirte als Major, um meine Güter zu übernehmen — also, was sagte ich doch? Richtig, mein Sohn ist ein ganz charmanter Mensch, und doch — es ist auf Ehre curios — empfinde ich immer, wie soll ich sagen, eine Art Alpdrücken, wenn er in meiner Nähe ist! Er hat, weniger mit Andern als mit mir, so ein gewisses zurückhaltendes Benehmen, so etwas Gemessenes, Abgezirkeltes, das langweilig ist, bei Gott! Ich will nicht damit gesagt haben, daß er unbeholfen sei, ohne Tact, bewahre, er verläugnet im Allgemeinen in dieser Beziehung nicht die Natur der Stolzendorfe —"

„Der junge Graf wird sich aus Ehrerbietung vor dem Vater nicht gehen lassen, das ist vermuthlich Alles!" unterbrach der Baron den alten Dandy.

„Ehrerbietung?“ entgegnete dieser lachend — „Was Teufel, das gehört heut' nicht mehr zum guten Ton, mein Freund. Das ist es nun wohl nicht! Ich gestehe Ihnen auch offen, daß mir die hölzerne Art und Weise, in der Kinder in früheren Jahren mit ihren Eltern verkehrten, äußerst fade wäre! Heut zu Tage, wo die Jugend frühzeitig reift, wo Alles im Fluge abgemacht wird, und man mit vierundzwanzig Jahren blasirt ist, oder sich den Anschein geben muß, es zu sein, ist es eine wahre Lächerlichkeit, wenn ein Vater etwas Anderes sein will, als der ältere Bruder seines Sohnes, als ein routinirter Freund, der hier und da ohne Ostentation rathet! Die Zeit der Popanze ist vorüber, ein Vater darf nur noch eine Art constitutioneller Autorität ausüben, und das auch nur in Lebens- oder richtiger Existenzfragen! In unseren Kreisen, ich brauche Ihnen das wohl nicht erst zu sagen, Baron, ist ein gewisses Benehmen auf gleichem Fuß, eine gewisse kameradschaftliche Vertraulichkeit zwischen Vater und Sohn der jetzigen Lebensweise, den heutigen Sitten entsprechender, als ein steifes Ceremoniell! Weßhalb soll sich der Vater vor seinen Söhnen geniren, weßhalb sollen diese vor ihm heucheln? Und sehen Sie, Baron, das ist es, was mir unbequem ist, — ich bringe zwischen mir und meinem Sohn kein solches Verhältniß zuwege! Er ist mir gegenüber von einer nüchternen, hausbackenen Solidität, die mich bisweilen im Stillen in Verzweiflung setzt! Denken Sie sich, er hat, in seinem Alter, noch nicht einen eigentlich tollen Streich gemacht, er hat noch nicht gelebt! Wohin soll das führen? Und er ist dabei nicht ohne Phantasie etwa, oder Leidenschaft! Ich habe ihm bis

jetzt nichts vorzuwerfen, das ist ganz verwünscht, sage ich Ihnen, ich will nicht grade sagen, weil ich — nun weil ich andere Lebensansichten habe, sondern weil ich fürchte, eine solche Natur werde einmal plötzlich früher oder später umschlagen, und statt tausend kleiner Thorheiten eine colossale Dummheit begehen! Mir wäre es weit lieber, er ginge in meinen Fußtapfen, wenn das auch einige hunderttausend Thaler mehr kosten sollte!"

„Dergleichen," entgegnete der falsche Baron mit listiger Miene, „würde wohl nur dadurch zu erreichen sein, daß man Ihrem Sohn unvermerkt einigen Geschmack für unsere Lebensweise beibrächte, und das könnte wieder nur durch einen wohlgewählten Umgang geschehen, durch den Einen oder Anderen, welcher dem jungen Grafen wohlgefiele, und der ihm gewissermaßen tropfenweise einimpfte, was eine für seinen Stand muthmaßlich zu kleinbürgerliche und ängstliche Erziehung ihm als thöricht oder wohl gar gefährlich schilderte. Sie haben ganz recht, wer in kleineren Thorheiten frühzeitig seine Phantasie abstumpft, dem wird sie später bei wichtigeren Dingen keinen Possen spielen!"

„Es ist, bei Gott, schade, lieber Baron," rief der Graf, „daß ich Sie nicht um ein Jahr etwa früher kennen lernte. Sie haben ein gewisses geschmeidiges Wesen, das gefällt mir, auch meinem Sohn, das habe ich wohl bemerkt; Sie wären der Mann gewesen, ihn nach meinem Sinn zu formiren. Er interessirt sich für Literatur und schöne Künste, das wäre der Angelhaken geworden, mit dem Sie sein Vertrauen zu sich hätten heranziehen können, und mit der Sympathie für Sie wäre ihm auch der Ge=

schmack für Ihre Denkungsweise gekommen. Er hätte sich im Umgang mit Ihnen sicherlich zu einem vollkommenen Cavalier herangebildet, es wäre aus ihm ein Weltmann geworden, wie ihn unsere Verhältnisse fordern, ich könnte mit ihm jetzt Hand in Hand gehen, und hätte in ihm keinen Unzuverlässigen wie jetzt, der vielleicht im Stillen mein Thun bekrittelt, und von dem ich etwa gar befürchten muß, eines schönen Tages unter Curatel gesetzt zu werden!"

„Warum nicht gar!" entgegnete der Abenteurer lachend — „Das ginge ja vollends gegen die Moral und jene Gewissenhaftigkeit, mit der vermuthlich, wie ich aus Ihren Reden schließe, ein schulmeisterischer Pedant den jungen Grafen vollgepfropft hat! Was gilt's, Graf, ich bekehre Ihren Sohn noch während der wenigen Wochen meines Hierseins zu unserm System! Soll ich einen Versuch wagen?"

„Freund, wenn Sie das vermöchten, ich würde Ihr Schuldner durch's ganze Leben sein!" rief der Graf, sich lebhaft aufrichtend — „Ich gebe Ihnen freie Vollmacht, — nur Eines muß ich Ihnen bemerken, — Theodor ist Bräutigam! Gehen Sie also nicht zu weit!"

„Was Sie sagen!" erwiderte der Baron scheinbar verwundert — „Und welchem mächtigen alten Geschlechte wird sich Ihr Sohn verbinden?"

Der Graf runzelte ein wenig die Stirn, dann blies er eine große Rauchwolke vor sich hin, legte den Kopf auf die Seite, blinzelte das Feuer seiner Cigarre an und sagte phlegmatisch:

„Der Kaufmann Wilford soll im Besitz eines Ver-

mögens sein, mit dem er sich ein kleines Herzogthum kaufen könnte. Mein Sohn heirathet die Tochter dieses Mannes."

„Aber dann ist er ja so gut wie in den Hafen des Glückes eingelaufen!" entgegnete der Baron erstaunt. „Weßhalb sollte ich ihn noch zu unseren Grundsätzen bekehren?"

„Im Hafen des Glückes?" sagte der alte Dandy kopfschüttelnd. „Das kann man nicht eher sagen, als bis man dort wirklich Anker geworfen hat. Fräulein Cecily ist excentrisch, mein Sohn hat übertriebene Begriffe von Zartgefühl und Ehre und ist bei dem Allen noch, trotz seiner Unvernünftigkeit, oder eben deßhalb vielleicht, ein seltsamer Phantast! Außerdem," fügte er gelassen hinzu, „muß ich Ihnen bemerken, daß mein Sohn, durch diese Heirath, die übrigens wohl ohne allen Zweifel binnen kurzer Zeit zu Stande kommt, von mir unabhängig und ein bedeutend reicherer Mann wird als ich. Und wird er es mit seinen jetzigen Grundsätzen, dann dürfte er sich seinem Vater noch mehr entfremden, als es schon augenblicklich der Fall ist, was mir vielleicht unter gewissen Verhältnissen, — Sie werden mich verstehen —!"

„Ich begreife vollkommen!" erwiderte der Baron, in äußerst discreter Weise lächelnd. „Gut denn, ich übernehme die nachträgliche Erziehung Ihres Sohnes, ohne daß dieser es merke!"

„Es dürfte Ihnen schwer halten, mein Freund, binnen wenigen Wochen langjährig eingebläute Vorurtheile auszurotten!"

„Habe ich Ihnen nicht bereits gesagt, Herr Graf, daß mir ein Satan zur Verfügung stehe, ein Mephistopheles, der Alles möglich machen kann?"

„Richtig," rief der Graf lachend. „Und dabei erinnern Sie mich auch an die Hexenküche, und das schöne Kind, von dem Sie mir so Fabelhaftes mitgetheilt! Wir führen jetzt schon seit zehn Minuten ein so teufelmäßig ernstes Gespräch, daß ich fürchte, meine sonst so unübertreffliche Verdauung werde darunter leiden, wenn wir es noch länger fortsetzen! Erzählen Sie mir von der Kleinen, oder bringen Sie mich gleich zu dem alten Ungeheuer, das sie bewacht und Tincturen braut. Ich bin gerade in leidlicher Laune, ein kleines Abenteuer zu bestehen!"

„Aber, lieber Graf, das geht nicht so, Leute unserer Gattung dürfen sich an solchen Orten nicht vor dem Dunkelwerden blicken lassen, auch erhöht das den Reiz des Mysteriösen! Wenn Sie übrigens wollen, so führe ich Sie noch heute Abend dorthin, das heißt mit dem Vorbehalt, daß ich nicht nöthig haben werde, Sie bis hinauf zu der Alten zu begleiten."

„Ei, ei, Baron, Sie sind sicher dort bös angelaufen! Und daher Ihre ehrfurchtsvolle Scheu vor der hohen Weiblichkeit Ihres fabelhaften Wunders!"

„Dann würde ich es ja wie der Fuchs in der Fabel machen, Herr Graf, und die Traube für sauer erklären, die ich nicht erreichen konnte!"

„Nun denn, mich kümmert nicht, welche Erfahrungen Sie in jener Hexenküche gemacht haben mögen, ich nehme Ihr Anerbieten an, und damit gut. Ich kenne

schon die Art mit Hexen umzugehen, und das ist am Ende die Hauptsache. Aber inzwischen müssen wir doch etwas beginnen? Spielen Sie Piquet?"

Der Baron, an das Versprechen sich erinnernd, das er seinem Bruder gegeben, wollte anfänglich kurz antworten, daß er niemals eine Karte anrühre. Aber einestheils hätte er sich dadurch dem alten Cavalier gegenüber eine Blöße gegeben, und anderntheils war die Einladung zu verlockend.

„Ich spiele was Sie wollen, Graf!" entgegnete er daher, indem er sich fest vornahm, mit seinem Gegner so ehrlich zu spielen, als mache er mit seinem leibhaftigen Vater eine Partie.

Aber wird es denn wohl einen falschen Spieler geben, der nicht auch den eigenen Vater betrügen dürfte, selbst gegen seinen Vorsatz, aus Gewohnheit und geheimer Lust am Volteschlagen? Wir können daher nicht mit Bestimmtheit im Voraus sagen, in wie weit der Baron seinem Vorsatz getreulich nachkommen werde.

Auf des Barons Erklärung hin schellte der Graf seinem Kammerdiener. Karten wurden gebracht und neue Cigarren angezündet.

„Spielen wir ein Stündchen," sagte der Graf. „Dann können wir ja ein wenig in die Oper gehen, oder umherflaniren, wie es Ihnen beliebt, und gegen Abend bringen Sie mich zur Hexenküche. Ist es Ihnen so recht?"

„Alles in der Ordnung!" entgegnete der Baron, indem er sich zum Tische setzte und die Karten mit so erstaunlicher Fertigkeit mischte, daß der Graf daran allein

schon den Spieler von Profession hätte erkennen müssen, wenn er eben sonderlich darauf Acht gegeben hätte und nicht völlig arglos gewesen wäre.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Was Cecily mit dem Grafen Theodor verhandelte.

Es mochte etwa halb acht Uhr sein, als Graf Theodor bei Wilfords Landhause anlangte.

Sambo war der Erste, welchem er im Vorgarten der Villa begegnete.

„Ist Fräulein Wilford zu Hause?“ fragte der Graf den Neger.

Dieser riß die Augen auf und glotzte eine Weile den Fragenden an. Augenscheinlich faßte der wollhaarige Dickschädel nicht sogleich den Sinn dessen auf, warum er befragt worden. Sambo war weder ein großer Engländer, noch hatte er sich seither mehr als einige Brocken von der deutschen Sprache anzueignen gewußt, es gingen daher Verständniß wie Antwort in beiden Sprachen den Schneckengang bei ihm.

Der Graf wiederholte seine Frage mit einiger Ungeduld.

Eine Minute verging wiederum, während der unser Sambo, der nun begriff, warum es sich handle, seine rhetorische Begabung zu einer Antwort zusammenraffte. Endlich bewegte sich seine pfundschwere Unterlippe zu wiederholten Malen, und seine Zunge machte, ohne daß

etwa ein Laut vernehmbar wurde, einige Hin- und Herbewegungen — so schwingt sich der Klöppel in einer Glocke stärker und stärker, bevor er anschlägt.

„Miß Wilford,“ begann er, als endlich die schwere Zunge auch bei ihm anschlug, in einem drolligen und holperigen Kauderwelsch, „is in drawingroom, — wenn Massa wollen speak zu Miß, Sambo Massa führen!“

„Gut, Sambo,“ entgegnete Graf Theodor, „aber zuvor melden Sie mich dem Fräulein, ich könnte sonst ungelegen kommen.“

Der Graf zog eine Visitenkarte hervor und übergab sie dem Neger.

Dieser riß wiederum die Augen auf, aber noch weiter als zuvor, starrte erst den Grafen und dann die Karte an.

Aber er hatte begriffen, was er sollte. Nachdem er seine gewichtige Unterlippe einige Secunden lang auf- und zugeklappt hatte, drehte er sich langsam und schwerfällig auf den Fersen herum und schlich in's Haus.

Theodor schritt auf und nieder, indem er den Blick über die herrlichen Baumgruppen, den sammtweichen Rasen des Vorgartens gleiten ließ.

Es währte nicht gar lange, da erschien Sambo wieder.

Wie er so zum Grafen heranschritt, war sein weitklaffendes Maul bereits in voller, lautloser Bewegung — ohne Zweifel wiederholte er sich fortwährend im Geiste den Auftrag, welchen seine junge Herrin ihm gegeben hatte.

Nun endlich stand er vor Theodor, grinste erst in

echter Negerart, indem er zwei Reihen weißer blitzender Zähne sehen ließ, die den anlockenden tadellosen Gebissen glichen, welche Zahnärzte unter Glas und Rahmen an den Straßenecken auszuhängen pflegen, und sagte in kurzen, mühevoll hervorgequetschten Absätzen:

„Miß ist sehr angenehm — Massa kommen kann — Sambo führe Massa hinauf!“

Sambo machte nach diesen Worten sogleich wieder Kehrt.

Theodor lachte über die so absonderlich vorgebrachte Botschaft und folgte dann dem schwarzen Diener.

Sie schritten in's Haus und eine breite, elegante Marmorstiege hinauf zu dem ersten und einzigen Stock der Villa.

Dort wanderten sie über einen mit Blumenterrassen geschmückten Corridor, auf den hinaus verschiedene Thüren mündeten. Die letzte derselben ward dem Grafen vom Neger geöffnet.

Sie traten in einen kleinen, mit allem Luxus reizend ausgestatteten Salon.

Aber hier ward Theodor nicht von der jungen Creolin erwartet. Sie befand sich in ihrem Lese- und Arbeitscabinet, ihrem drawingroom, wie Sambo gesagt hatte, das an der Rückseite der Villa gelegen war.

Sambo schritt daher weiter, pochte an die Thür, welche zu diesem unmittelbar an den Salon stoßenden Cabinet führte, und öffnete dieselbe dem Grafen.

Theodor blieb mit höflichem Gruß an der Schwelle stehen. Er sah Cecily, die Feder in der Hand, an einem zierlichen Schreibtische in der Nähe des Fensters sitzen,

von dem aus man einen wundervollen Anblick über den Park hatte.

Cecily schrieb aber nicht, sie hatte sich anmuthig in ihren mit reicher Stickerei bedeckten Sessel zurückgelehnt; die Hand, welche die Feder hielt, hing herab, die andere zerknitterte ein Papier, auf das sie kaum fünf Zeilen geschrieben hatte. Ein weißes Tüllkleid, von dem man fast nichts als kostbare Spitzen sah, umflutete sie gleich einer Schneewolke.

Cecily hatte ihr Antlitz der geöffneten Thür zugewendet, ein Blitz aus ihren feurigen, dunklen Augen flog zum Grafen hinüber.

„Darf ich denn wirklich eintreten?“ fragte dieser lächelnd. — „Mir scheint denn doch, daß ich zur Unzeit gekommen sei!“

„Treten Sie nur dreist näher, Herr Graf!“ entgegnete Cecily lachend. „Mich will bedünken, daß Sie mir der Himmel immer gerade dann schickt, wenn ich mich in großer Verlegenheit befinde. Ihr gestriges erstes Erscheinen und das jetzige sind mir deutliche Belege dafür.“

„Sie befinden sich in großer Verlegenheit?“ erwiderte Theodor, indem er die Schwelle des Cabinets überschritt und sich Cecily näherte. „Ah, ich sehe, Sie zerknittern dort ein Papier, — ich will nicht hoffen, daß Sie von mir begehren, ich solle Ihnen beistehen, wenn Sie etwa dichteten, und Ihnen ein Vers nicht gelingen wollte —!“

„Fürchten Sie sich nicht,“ war die muntere Antwort Cecilys, „wir Kaufmannstöchter sind, wenn auch einigen von uns vielleicht eine etwas allzu lebhafte Phantasie vom Schöpfer verliehen ward, doch im Allgemeinen zu

praktisch erzogen, um am Versedrechseln Geschmack zu finden. Und ich, Herr Graf, bin obendrein viel zu unbändig für solche Tändeleien, besitze ich doch kaum Ruhe und Beherrschung genug, auf demjenigen Felde, auf welchem die Damen sich doch mit einigem Talent, und oft sogar besser als die Männer, zu tummeln wissen, dem Briefschreiben, mich nur einigermaßen mit Ehren zu behaupten. Hat Ihnen Ihr Herr Vater, der mich doch schon seit etwa zwei Jahren kennt, nicht verrathen, daß ich lieber nach der Scheibe schieße, auf meinem kleinen Renner durch den Park jage und sonst allerlei Tollheiten ausübe, als zu weiblichen Handarbeiten mich setze oder ellenlange Correspondenzen kritzele?"

„Sie ziehen es vor," entgegnete Theodor verbindlich, „die Poesie, welche Ihnen innewohnt, in Ihre Handlungen zu legen, statt sie auf's Papier zu bringen. Sie bleiben also immer eine poetische Natur, die natürlicherweise Hang zum Romantischen und Abenteuerlichen hat. Es thut mir leid, aber die praktisch erzogene Kaufmannstochter kann ich Ihnen doch nicht so recht zugestehen, Sie verleugnen sie ja selber in diesem Augenblick, mein Fräulein, durch den Nachsatz Ihrer Rede, die allerdings in ihrem Anfang äußerst gesetzt und einer ehrsamen Kaufmannstochter würdig klang."

„Glauben Sie mir," rief Cecily lachend, „ich werde mich auch schon formiren, sollte ich noch länger hier in Hamburg bleiben!"

„Wer weiß, ob Ihnen das zu Ihrem Vortheil gereichen würde! Doch, mein Fräulein, wir kommen von der Hauptsache ab, welche Ihnen, wie Sie gütigst sagen,

mein Erscheinen ein gelegenes sein läßt! Wenn ich helfen soll, so muß ich doch jene große Verlegenheit kennen lernen, die so ungalant ist, sich Ihnen aufzudrängen!"

„Sie werden dieselbe sogleich erfahren! Doch zuvor gestatten Sie mir, eine Unachtsamkeit wieder gut zu machen. Sambo, einen Sessel!"

Sambo, der ehrfurchtsvoll vor der geöffneten Thür stehen geblieben war, eines Winkes seiner Herrin gewärtig, schlotterte jetzt zu einem der Stühle des Cabinets heran und trug ihn in die Nähe des Schreibtisches.

Auf eine Handbewegung Cecilys verließ sodann der Neger das Zimmer und schloß die Thüre hinter sich. Der Graf nahm Platz.

„Und die Verlegenheit? fragte er lächelnd.

„Wir haben vorerst noch von andern Dingen zu reden!" entgegnete Cecily schalkhaft — „Ich hoffe, daß die gestrige Schwimmprobe, welche Sie so artig waren, vor mir abzulegen, keine nachtheiligen Folgen für Sie gehabt habe?"

„Keine, bis auf eine Buß- oder richtiger gesagt Gardinenpredigt, welche mir nachträglich im Hotel von meinem Papa dafür zu Theil ward, daß ich es wagte, mein erstes Entree bei Ihnen in so derangirter Toilette zu machen. Ich hätte sollen, nach seiner Ansicht, den kleinen unsaubern Gärtnerjungen ertrinken lassen, um vor Ihnen tadellos costümirt zu erscheinen. Sie wissen aber doch selbst, mein Fräulein, daß ich nicht gut anders handeln konnte —! Dem Jungen ist doch wohl, will ich hoffen?"

„Er springt bereits wieder im Park umher. Ich kann Ihnen auch im Vertrauen sagen, daß unsere Gärt-

nersleute mit der Idee umgehen, Sie mit Blumen zu bekränzen, sobald Sie im Park erscheinen werden, und Ihnen obendrein eine rührende Anrede zu halten. Vielleicht," setzte sie schelmisch hinzu, „dürfte mich das doch zu einem Gedicht begeistern, aber dann müßten Sie jedenfalls zu der feierlichen Handlung den Frack meines Vaters wieder anziehen!"

„Sie eröffnen mir da eine herrliche Aussicht, mein Fräulein!" versetzte Theodor in einem komisch-kläglichen Tone. „Es kommt wahrlich bei guten Handlungen überhaupt nicht viel heraus! Aber, wie gesagt, Sie wissen es selber, mir blieb gestern keine Wahl. Hätte ich an Ihnen nicht die Absicht bemerkt, dem Jungen nachspringen zu wollen, so würde ich mir wohl vermuthlich den Sermon des Herrn Papa erspart haben!"

„Sie reden lästerlich!" sagte Cecily lächelnd — „Aber ich trage selber die Schuld, warum schlug ich einen Ton an," fuhr sie ernsthafter fort, „der meinem Herzen wenig Ehre machen würde, wenn er wirklich der Ausdruck desselben wäre! Verlassen wir also dieses Gebiet! Ohnehin hat Alles seine Zeit, Herr Graf, und wahrlich, ich bin augenblicklich weniger zu einer scherzhaften Plauderei, als zu ernster Besprechung geneigt. Ist aber mit Ihnen auch jetzt ein ernstes Wort zu reden?"

„Mein Fräulein, ich werde Sie anhören und Ihnen antworten, als sei ich ein würdiger Bramine oder ein englischer Tourist, also — ohne eine Miene zu verziehen!"

„Sie sind noch nicht so, Herr Graf," entgegnete Cecily, fast unmuthig und mit einiger Ungeduld den Kopf

schüttelnd, „wie ich Sie jetzt mir gegenüber haben möchte! Ich kann Sie versichern, daß ich Ihren vollen Ernst in Anspruch nehmen muß!“

Theodors Lächeln verschwand, er blickte Cecily ruhig an und versetzte, ebenfalls vom Scherz ablenkend, nicht ohne Herzlichkeit:

„Sie sagen mir das in einem Ton, mein Fräulein, der keinen Zweifel mehr übrig läßt. Und da Sie mir eine Sache von Wichtigkeit mitzutheilen haben, wie mir scheint, so will ich Ihnen den Beweis geben, daß ich Ihres Vertrauens nicht ganz unwürdig bin. Ich bitte Sie, meiner vollen Aufmerksamkeit gewiß zu sein. Reden Sie, mein Fräulein.“

Cecily blickte einen Augenblick unschlüssig vor sich hin, dann erröthete sie. Sie legte hastig die Feder vor sich hin, mit der sie, seit Theodor eingetreten, gespielt hatte. Dann blickte sie den Grafen an und begann mit einiger Beklommenheit:

„Es ist das nicht so leicht, Herr Graf. Ich habe Ihnen zu sagen, was ich dort soeben schreiben wollte, und Sie sehen, daß ich damit nicht zu Stande kam. Blicken Sie auf jenen Papierkorb,“ fuhr Cecily fort, auf ein gesticktes Körbchen deutend, das fast zu ihren Füßen neben dem Schreibtisch stand, „dort liegen noch fünf ebenso zerknitterte und unvollendete Concepte.“

„Das beweist allerdings, mein Fräulein, daß Sie für eine muthmaßlich sehr delikate Mittheilung sich vergeblich bemüht haben, den richtigen Ton zu finden.“

„So ist es, Herr Graf. Und ich hoffte einen Augenblick, daß mir mündlich zu erklären leichter werden

müsse, was mir schriftlich nicht gelingen wollte. Und doch —"

Cecily stockte. Theodor blickte die junge Creolin ernst und ruhig an, doch war dieser Ernst nur in seiner äußerlichen Erscheinung, denn in seinem Inneren weidete er sich gewissermaßen an Cecilys Verlegenheit; er ahnte ja, welcher Gegenstand das Thema dieser von Cecily gewünschten Besprechung bilden werde. Ist doch eine solche Art, wie sollen wir sagen, harmloser Schadenfreude tief in der menschlichen Natur begründet, und haben doch selbst edle, zartfühlende Menschen ihre Stunden, in denen sie nicht völlig davon frei sind. So machte sich jetzt in Theodor ein Gefühl geltend, das ihn unwiderstehlich drängte, das junge Mädchen bis zu ihrem eigenen offenen Bekenntniß alle jene kleinen Stadien der Verlegenheit durchlaufen zu lassen, die nothwendig eine Situation wie diejenige, in welcher Cecily sich befand, herbeiführen mußte. Er ließ sie also vorwärts gehen, ohne ihr entgegen zu kommen, und sagte sich, im Stillen lächelnd: „Wie wird sie sich da herauswickeln?"

Hätte Theodor sich, trotz ihrer flüchtigen Begegnung, in Cecily verliebt gehabt, oder wäre ihm auch nur der Gedanke gekommen, daß er es werden könne, wer weiß, ob er mit solcher Seelenruhe diese psychologischen Beobachtungen hätte anstellen können. So aber interessirte das pikante Mädchen ihn wohl, aber sein Herz war frei. Auch dürfen wir nicht vergessen, daß Cecily ja im Grunde seinen innersten Wünschen entgegen kam. Es ward ihm daher leicht, ihr gegenüber seine volle Ueberlegenheit zu bewahren.

„Und doch, mein Fräulein?“ fragte er scheinbar völlig unbefangen.

„Errathen Sie,“ fuhr die sonst so kühne Cecily fast kleinlaut fort, „an wen diese Concepte gerichtet waren?“

„Wie könnte ich!“

„An Sie, Herr Graf.“

„An mich?“ rief Theodor mit gut geheucheltem Erstaunen, denn er hörte nur die Bestätigung dessen, was er seit wenigen Minuten vermuthet hatte.

„An Sie. Ich schickte mich an, da ich nicht wissen konnte, ob ich Sie heute noch bei uns sehen würde oder nicht, Sie schriftlich um einen Rath anzugehen. Ich kenne Sie erst wenige Stunden, Herr Graf, aber Ihr Benehmen und die Gesinnungen, welche ich Sie während dieser kurzen Dauer unserer Bekanntschaft kundgeben sah, rechtfertigen mein Beginnen. Sie flößen mir volles Vertrauen ein, darum wende ich mich direct an Sie.“

„Ich danke Ihnen herzlich für dieses Vertrauen, mein Fräulein! Und ist es in einer eigenen Angelegenheit, daß Sie sich an mich wenden?“

Cecily zögerte einen Augenblick mit der Antwort. Dann sagte sie, von einem plötzlichen Entschluß getrieben:

„In — in der Angelegenheit — einer Freundin.“

„So, so!“

„Ich muß Ihnen sogleich bemerken,“ fuhr Cecily lebhafter fort, „daß diese Freundin mir nicht eine solche im gewöhnlichen Sinne des Wortes ist. Unsere Gefühle und Gesinnungen sind eng mit einander verknüpft, wir

sind gleichsam eine Seele! Verstehen Sie mich, Herr Graf?"

„Ich verstehe, mein Fräulein."

„Sie hat keinen Gedanken, den ich nicht kenne, ihr Wohl ist auch das meine!"

„Sie sind gewissermaßen Schwestern!"

„Ja, Herr Graf, Schwestern!"

„Und diese Schwester befindet sich vielleicht in einem Conflict mit Verhältnissen, die mächtiger sind als die Widerstandskraft, welche sie ihnen entgegenzusetzen hat?"

„Es ist nichts mächtiger als der feste Wille eines entschlossenen Mädchens, Herr Graf," entgegnete Cecily, indem ihre dunklen Augen blitzten und eine leise Röthe der Erregung ihre Wangen färbte.

„Wozu dann bedarf es eines Rathes, Fräulein?" fragte Theodor gelassen.

„Weil — weil dieses Mädchen," erwiderte Cecily unruhig, „bevor sie handeln will, das Urtheil und den Rath eines achtungswerthen, anständigen Mannes hören möchte. Und da ich mich gedrungen fühle, die Angelegenheit meiner Freundin zu führen, sie wie meine eigene zu betrachten —"

„Natürlich, als treue Freundin —"

„So wende ich mich an Sie, Herr Graf, Ihnen mit wenigen Worten die Sachlage mitzutheilen."

„Ich werde ihr alle Aufmerksamkeit widmen."

„So hören Sie, Herr Graf. Das Mädchen, von dem ich rede, ist die Tochter eines reichen Kaufmannes. Seit ihrer frühesten Kindheit der Mutter beraubt, wuchs sie, mehr oder weniger sich selbst überlassen, auf. Vom Vater jahrelang getrennt, sah sie diesen nur wieder, um

die Gewißheit zu erlangen, daß vielleicht eben diese Trennung, und wer weiß was immer für ein Umstand noch, der Vaterliebe ein fremdes, kühles Element beigemischt habe. Mag es sein, daß in Folge dessen ein unerklärliches dumpfes Gefühl sie an der Seite des Vaters davon zurückhielt, sich ihm hingebend, freudig und liebevoll zu nähern, wie es ihre Pflicht gewesen wäre, darnach zu trachten, die Schranken dieser Entfremdung zu durchbrechen, das Herz des alten Mannes für sie zu erwärmen, genug sie that es nicht. Sie mochte auch anfänglich nicht das Bedürfniß eines solchen Verständnisses fühlen, denn sie war thöricht, unbändigen Sinnes und dachte nicht weiter, als von einem Tage zum anderen. So lebten Vater und Tochter bei einander, an heftigem, leicht erregbarem Gemüth einander gleich, an Denkungsart verschieden, sie ohne jenes kindliche Anschmiegen, das einen Halt in der Liebe des Vaters sucht, er in seiner Tochter nicht viel mehr als die Erbin seines Reichthums sehend."

Cecily hielt einen Augenblick inne. Theodor blickte nachdenklich vor sich hin.

„Unter solchen Verhältnissen lernte dieses Mädchen," fuhr Cecily fort, „einen armen jungen Mann kennen, von edlem Gemüth und hohen Verstandesgaben. Er war nichts mehr als ein gewöhnlicher Commis im Comptoir ihres Vaters, aber selbst in so untergeordneter Stellung hatte er sich in kurzer Zeit die Achtung, ja die Zuneigung Aller, selbst seines oft grämlichen und aufbrausenden Chefs, des Letzteren sogar in überraschender Weise, zu gewinnen gewußt. Wie den Vater, so nahm er auch bald, ohne es zu wollen, die Tochter für sich ein. Sie

hatte sich längst, trotzdem sie sich von Glanz und Luxus, von einem Schwarm von Anbetern umgeben sah, vereinsamt gefühlt, und sich, ungeachtet ihrer Flüchtigkeit, ihres leichten Sinnes, unbewußt darnach gesehnt, sich einem warmen Herzen anschließen zu können."

„Sie kannten sie damals noch nicht?" fragte Theodor, Cecily unterbrechend.

„Ich lernte sie damals erst recht kennen!" antwortete diese, jedes Wort scharf betonend.

„Des Vaters kühle Verschlossenheit," fuhr Cecily fort, „stieß sie ab, in den Anbetern sah sie nur Bewerber um ihre Reichthümer. Einer allein war es, der, bedeutender von Charakter als alle Anderen, ihr unbefangen, ohne Nebenabsicht gegenübertrat, und sie sogar zu meiden suchte, als er ahnte, daß sie seinem Herzen wie seinem Pflichtgefühl gefährlich werden könne. Das Mädchen erkannte den Werth dieses Mannes und von Stunde an ward er für sie der Inbegriff alles Glückes, hatte sie keinen anderen Gedanken, als den, alle Hindernisse zu bekämpfen, welche sich ihrer Liebe entgegenstellen konnten."

„Und woher wissen Sie," fragte Theodor, „daß jener junge Mann schließlich an die Liebe des Mädchens keine Pläne knüpfte, die nur das eigene Interesse zu dictiren pflegt?"

„Weil er noch bis zum heutigen Tage fest entschlossen ist, ihr zu entsagen," entgegnete Cecily lebhaft, „obwohl auch sie das Glück seines Lebens ausmachen würde; weil er sich freiwillig aus der Nähe des Mädchens verbannen will, da er, wie er angiebt, der Ueberzeugung lebt, daß sie in einer andern, mehr ihrer Stellung in der

Gesellschaft anpassenden Verbindung, zu der ihr Vater sie drängt, glücklicher sein werde!"

„So, so! Und was ist Ihre Meinung hierüber, mein Fräulein?"

„Diese Frage geht an Sie zurück, Herr Graf."

„Jener Kaufmann," fuhr Theodor fort, „hat seine Tochter verlobt?"

„Vor der Welt noch nicht, doch ist er Willens, es demnächst zu thun. Es ist eine Partie, die von den Vätern beschlossen wurde, und bereits von Ihnen als eine geordnete Sache angesehen wird. Das Mädchen ist einem jedenfalls edlen und liebeswerthen Manne bestimmt, aber —"

„Dieses „Aber," mein Fräulein," unterbrach sie Theodor lächelnd, „reichte für mich hin, sein Schicksal voraussagen zu könneu, wüßte ich auch nicht alle jene Dinge, welche Sie so gütig waren, mir vertrauensvoll mitzutheilen. Die für einander durch Väterspeculation Bestimmten haben also bereits nähere Bekanntschaft gemacht?"

„Dem jungen Manne, so hoffe ich, haben sich bereits Charakter und Denkungsweise des bewußten Mädchens zur Genüge enthüllt," entgegnete Cecily mit einem eigenthümlichen Lächeln, „und sie — sie ist im Begriff, ihn näher kennen zu lernen, — sie erwartet, sich nicht in ihm zu täuschen!"

„Es kommt darauf an!" erwiderte Theodor, indem er einen neckischen Ausdruck in diese Worte legte. — „Wie nun, wenn der junge Mann sich plötzlich und sterblich in die ihm Bestimmte verliebt hätte, und nun um keinen Preis entsagen möchte?"

„Das kann nicht sein!“ entgegnete Cecily hastig, indem sie lebhaft erröthete. Dann setzte sie lächelnd hinzu: „Herr Graf, bei einem Manne von Welt, der also kein schwärmerischer Romanheld ist, scheint mir das undenkbar!“

„Wer weiß! Schöne Augen wirken oft Wunder! Doch forschen wir nicht so weit. Nur das Eine möchte ich wissen, — hat jener junge Mann, den der Vater des Mädchens begünstigt, eine Ahnung von Alledem, was Sie mir jetzt mitgetheilt?“

„Das Mädchen hat ihm, seinem Edelmuth vertrauend, Alles offen und ehrlich enthüllt!“

„Und wie war seine Antwort?“

„Noch kenne ich sie nicht. Wie aber, Herr Graf, wie würden Sie handeln, gesetzt den Fall, Sie wären dieser junge Mann?“

Theodor erhob sich von seinem Sessel und trat Cecily näher. Auch diese stand mechanisch auf, augenscheinlich in lebhaftester Spannung.

„Ich würde,“ entgegnete Theodor, „vor jene Dame hintreten, und ihr etwa Folgendes sagen: Mein Fräulein, durch Ihr offenes Bekenntniß haben Sie sich selber, wie mich geehrt. Wenn ich auch durch Ihren Besitz der Glücklichste der Sterblichen werden könnte, ich würde jetzt nach dem, was Sie mir mitgetheilt, es für eine niedrige Handlungsweise ansehen, wollte ich mich auch nur einen Augenblick ferner um Ihre Hand bewerben. Bedenken Sie aber, daß es der lebhafteste Wunsch Ihres Herrn Vaters ist, uns vereinigt zu sehen, daß auch der meinige große Hoffnungen in diese Heirath setzt. Sie dürfen

nichts in dieser Sache beginnen, wollen Sie nicht einen Sturm über sich herabbeschwören, und auch von meiner Seite darf nicht ein plötzlicher Rücktritt erfolgen, denn ich würde dadurch Sie, mein Fräulein, wie Ihren Vater vielleicht compromittiren. Ich rathe Ihnen daher, spielen wir Komödie mit einander, lassen wir die alten Herren vorläufig im Wahne, daß wir nicht unbereit seien, ihre Pläne zu verwirklichen. Zugleich aber streben wir darnach, Alles zu verzögern. Meine Aufgabe wird es inzwischen sein, Ihrem Vater allmälig in einem solchen Lichte zu erscheinen, daß ihm schließlich eine Verbindung seiner Tochter mit mir nicht mehr wünschenswerth erscheinen kann!"

„Wie, Herr Graf, das wollten Sie thun?" rief Cecily hastig, sich völlig vergessend — „Ihren Ruf vielleicht auf's Spiel setzen? Ein solches Opfer begehre ich nicht von Ihrem Edelmuthe, das kann ich nicht zugeben!"

„Ei, ei, mein Fräulein," unterbrach sie Theodor, mit Feinheit lächelnd, „Ihre lebhafte Einbildungskraft läßt Sie vergessen, daß es sich hier ja nicht um mich handelt, sondern um jenen Herrn, in dessen Lage ich mich auf Ihr Gebot versetzen mußte!"

Cecily blickte verwirrt zu Boden.

„Ich bin überzeugt," fuhr Theodor mit gewinnender Herzlichkeit fort, „daß jener junge Mann, den ich jetzt einen Augenblick vertrat, nicht anders denken werde, als ich, vorausgesetzt, er gehöre nicht zu jenen kaltherzigen Egoisten, zu jenen verächtlichen Menschen, die ihr Ehrgefühl ihrem Interesse unterordnen!"

„Herr Graf," entgegnete Cecily, in deren Zügen

eine freudige Erregung mit der Verwirrung kämpfte, die sich soeben noch ihrer bemächtigt hatte, „wie soll ich Ihnen danken —?!“

Cecily stockte. Ihr Blick, der zu Theodor hinüberglitt, sagte mehr, als sie in diesem Moment fähig war auszusprechen.

„Ich habe Ihre Frage nach meiner Ansicht und meinen Grundsätzen beantwortet, mein Fräulein,“ versetzte Theodor, „was ist es denn weiter? Gestatten Sie mir aber auch jetzt eine Gegenfrage. Wohl sind wir darüber im Reinen, was nach meiner Meinung der Ihrer Freundin Bestimmte zu thun habe. Gesetzt nun, er handle in solchem Sinne, würde er die Pläne jener Dame dadurch fördern? Dürfte nicht noch ein unübersteigliches Hinderniß sich den Liebenden entgegenstellen? Sie sagten, der Geliebte jenes Mädchens sei arm und in abhängiger Stellung, ihr Vater aber ein reicher Mann. Sie sagten ferner, daß eine gewisse Entfremdung zwischen Vater und Tochter obwalte. Dann aber dürfte er auch nicht jenes Gefühles für sie fähig sein, das einen liebenden Vater bestimmen mag, von seinen Grundsätzen und Plänen abzuweichen, um dem Kinde, von seinem Standpunkt aus betrachtet, ein großes Opfer zu bringen. Er wird, so muß ich argwöhnen, den Wünschen des jungen Mädchens um so weniger sich willfährig zeigen, je mehr er selber in seinen Hoffnungen, seinen Erwartungen sich getäuscht gesehen!“

„Ich glaube kaum,“ entgegnete Cecily, „daß von dieser Seite auf die Dauer etwas zu befürchten wäre, denn jener Mann, so will es mich bedünken, ist dem

armen Comptoiristen fast noch mehr zugethan, als der eigenen Tochter, und heute erst vernahm ich noch, daß er sein Glück begründen wolle. Aber ein anderes, schwerer zu besiegendes Hinderniß thürmt sich dem Mädchen entgegen," fuhr Cecily fort, indem ihr Blick sich verdüsterte, „und dieses Hinderniß bereitet ihr — der Geliebte selbst!"

„Wie!" rief Theodor erstaunt.

Cecily zerknitterte schweigend eine Schleife ihres Kleides; über ihre Stirn zogen die Wolkenschatten des Unmuths.

„Ich errathe!" fuhr Theodor ernst fort — „der junge Mann ist stolz; in seinem Selbstgefühl fürchtet er die Meinung der Welt, er will der Geliebten nicht eine glänzende Stellung und Glücksgüter zu verdanken haben."

„Das ist es nicht," entgegnete Cecily, indem sie ihr Lockenköpfchen unmuthig schüttelte, „das Mädchen würde ja durch Verzichtleistung auf alle jene Dinge, die einen Abstand zwischen seiner und ihrer gesellschaftlichen Stellung bilden, sein Selbstgefühl beruhigen. Und sie ist auf alle Fälle dazu entschlossen, wie ich weiß. Doch was frommt ihr dieser Entschluß, da derjenige, dem zu Liebe sie ihn gefaßt, ihr nicht für alle Zeiten die Kraft des Entsagens zutraut, und wähnt, daß sie früher oder später ihren Vorsatz bereuen, daß sie dereinst an seiner Seite sich nach dem geopferten Glanze zurücksehnen werde, wenn alle Wege zur Umkehr ihr abgeschnitten! Und von diesem Gedanken erfüllt, schützt er ein Geheimniß vor, ein unseliges, wie er voll Schmerz erklärt hat, das ihn von der Geliebten auf ewig trennen müsse! Er will sich

losreißen um jeden Preis, will einem thörichten Wahne Alles opfern, sich, seine Geliebte, seine ganze Zukunft!“

Cecily schwieg. Ihr Busen wogte höher, ihr Antlitz färbte sich, sie preßte in innerer Erregung die Lippen an einander, und drückte die Stahlfeder, welche sie wieder ergriffen hatte, so krampfhaft auf den Schreibtisch nieder, daß sie zersprang.

Theodor schaute einen Augenblick nachdenklich vor sich hin.

„Ein Geheimniß, sagen Sie, mein Fräulein?“ begann er nach einer Pause — „Ein Geheimniß, welches er keiner menschlichen Seele verrathen dürfe?“

„So war sein Vorgeben — ein Vorgeben nur, wer könnte daran zweifeln?“

„Behaupten Sie das nicht, mein Fräulein. Es giebt oft wunderbare Verwickelungen im menschlichen Leben! Halten Sie den jungen Mann einer Lüge fähig?“

„Nein, Herr Graf.“

„So würde er auch offen und ehrlich bei seinem Entsagen beharren, und seiner Geliebten gegenüber zu keiner Täuschung seine Zuflucht nehmen, — es muß daher an diesem geheimnißvollen Vorgeben etwas Wahres sein.“

„Wer es ergründen könnte!“ sagte Cecily mit einem Seufzer.

„Und wenn nun ein Dritter den Versuch machte, dies Geheimniß im Interesse jenes Mädchens zu erforschen, glauben Sie, mein Fräulein, daß man es ihm gestatten würde?“

Cecily warf einen dankbaren Blick auf den Grafen. Das lebhafte Mädchen fühlte sich bewegt, sie konnte sich

in dem ersten Aufwallen ihres Gefühls nicht enthalten, dem jungen Manne die Hand entgegenzustrecken.

Theodor erfaßte diese und drückte achtungsvoll einen Kuß darauf.

In demselben Augenblick und bevor noch Cecily eine Antwort hatte geben können, ward ein Geräusch von Schritten im Salon, der an das Cabinet grenzte, vernehmbar, und unmittelbar darauf ertönte die tiefe und derbe Stimme Wilfords.

Diesen Lauten folgte ein rasches Oeffnen der Cabinetsthür.

Wilford erschien unter derselben, und kam noch gerade zeitig genug, um zu sehen, wie seine Tochter, lächelnd und erröthend, ihre zierliche Rechte von den Lippen Theodors zurückzog.

Es war dieses für den Kaufmann, der auf der Stelle die Verwirrung seiner Tochter bemerkte, jedenfalls ein höchst erfreulicher Anblick, den er natürlich ganz nach seinem Sinne auslegte.

„Der Graf ist einige Schritte vorwärts gegangen,“ sagte er sich, „und meine Tochter scheint das keinenfalls übel aufgenommen zu haben. Die jungen Leute werden sich bald mit einander verständigen!“

Wilford konnte freilich nicht ahnen, daß dieses bereits geschehen sei, wenngleich nach einer völlig anderen Richtung hin.

Mit breitem Lachen trat er näher, klopfte dem Grafen auf die Schulter und rief, indem er zugleich einen Blick auf seine Tochter richtete, in welchem sich seine gute Laune unverkennbar abspiegelte:

„Es thut mir leid, wenn ich gerade jetzt störe, denn Sie scheinen da wichtige Dinge verhandelt zu haben, ich schließe es aus Ihrer feierlichen Miene, Graf, und der Andacht, die noch von Cecilys Gesicht herunter zu lesen ist! Sie können sich gratuliren, junger Herr, meine flatterhafte Tochter pflegt sonst nicht eine so aufmerksame und geduldige Zuhörerin zu sein!“

„Du weißt nichts, Vater, als Deine Tochter vor anderen Leuten zu verlästern!“ rief Cecily, die rasch ihre gewöhnliche Haltung wiedergewonnen hatte, in munterem Tone. „Es soll mich gar nicht Wunder nehmen, wenn über lang oder kurz ein Jeder auf Deine Reden hin mich fliehen wird!“

„Das scheint denn doch bis jetzt nicht der Fall zu sein!“ entgegnete der Kaufmann mit den Augen zwinkernd. „Mich aber läßt man allein sitzen, so viel weiß ich sicher, denn seit zehn Minuten langweile ich mich in der Veranda, ohne daß Ihr jungen Leute auch nur im Geringsten von mir Notiz genommen hättet!“

„Man hat uns Deine Ankunft nicht gemeldet!“ versetzte Cecily.

„Nun, ich scherze ja nur!“ rief Wilford lachend. „Verbot ich's doch selber! Alle Wetter, man soll mir nicht nachsagen, daß ich ohne jegliche Lebensart sei, wenn ein junger, liebenswürdiger Cavalier sich nach dem Wohlsein meiner Tochter zu erkundigen, und ihr in freundlicher Besorgtheit nach dem Puls zu fühlen hat! Aber ich bin so wenig geduldig wie das Fräulein da, darum mußte ich herauf, mich selber zu erkundigen, wann das Paar genießbar sein werde, das so wichtige Verhandlungen zu haben scheint!“

Wilford sagte nicht ganz die Wahrheit. Es war ihm darum zu thun gewesen, die jungen Leute bei ihrem Gespräche zu überraschen, in der Hoffnung, aus der Art und Weise ihres gegenseitigen Benehmens schließen zu können, ob ein Annähern der für einander Bestimmten in Bälde zu gewärtigen sei oder nicht. Er hatte sich, wie wir wissen, in seinen Erwartungen mit großer Genugthuung übertroffen gesehen.

Cecily und Theodor errietħen übrigens diese Absicht des alten Herrn, sie mußten darüber lächeln und wechselten einen Blick des Einverständnisses mit einander. Cecily aber ergriff das Wort.

„Du bist durchaus nicht zur Unzeit gekommen, Vater!" entgegnete sie schalkhaft. „Wir sind bereits mit unseren Mittheilungen zu Ende!"

„In der That?" erwiderte der Kaufmann. „Und das waren wohl ohne Zweifel interessante Mittheilungen? Da ist es wohl schade, daß ich mich nicht früher zu Euch heraufverstieg?

„O nicht doch!" versetzte Cecily muthwillig. „Es giebt Dinge, welche Kinder nicht erfahren dürfen, aber eben so wohl auch Angelegenheiten, die nicht sogleich für das Ohr der Eltern taugen! Uebrigens, da wir hier ohnehin nichts mehr zu plaudern wissen, so wollen wir es uns angelegen sein lassen, Dir Gesellschaft zu leisten, da Du Dich über Einsamkeit beklagst!"

„Ah," rief Wilford lustig, „ich will als Vater nicht immer den Tyrannen und Popanz spielen. Wenn ich also hier eine interessante Unterhaltung unterbrochen," —

„Wir haben sie bereits, wie Fräulein Cecily vorhin

schon bemerkte, zu einem vortrefflichen Abschluß gebracht!" unterbrach ihn Theodor lächelnd, indem er Cecily einen vielsagenden Blick zuwarf. „Wir sind völlig damit im Reinen!"

„Desto besser!" rief Wilford lachend, der sich immer mehr in seiner Meinung bestärkt sah.

Alle Drei verließen das Arbeitszimmer Cecilys und gingen zur Veranda hinab.

Dort fanden sich später die Wirthschafterin Fräulein von Stottervogt und einige Gäste aus den angrenzenden Landhäusern ein. Man plauderte, lustwandelte im Park, nahm alsdann den Thee, und verbrachte einen heiteren Abend.

Als Theodor endlich schied, gab er Cecily durch einen bedeutungsvollen Blick zu verstehen, daß er nicht vergessen werde, welche Verpflichtungen er freiwillig übernommen.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Die Expedition zur Kartenlegerin. — Der graue Mann vom Alsterpavillon. — Wie der Baron dem Hundedressirer nachschleicht und ein neues Geheimniß ahnt.

Wir verließen den alten Dandy und den falschen Baron beim Beginn ihrer Partie Piquet.

Letzterer hatte einer großen Versuchung zu widerstehen. Der Graf war ein sehr guter Spieler, konnte sich

aber natürlich nicht im Entferntesten mit dem Industrieritter messen, der seit längerer Zeit das Kartenspiel als Profession betrieben hatte. Graf Stolzendorf gab daher seinem Gegner mehr als eine Gelegenheit, sich aller vortheilhaften Chancen zu bemächtigen. Dieser aber wußte wohl, daß er den alten Cavalier bei guter Laune erhalten müsse, wolle er an diesem Tage alles das durchsetzen, was er sich mit ihm vorgenommen. Er begab sich daher eines großen Theiles seiner Vortheile, so schwer es ihm auch wurde, spielte indessen so, daß der Graf ihm immer nur eine kleine Summe abgewinnen konnte. Dieser merkte übrigens doch bald, daß er es mit einem durchaus nicht gering zu schätzenden Rivalen zu thun habe, und das vermehrte nicht allein seine Achtung vor dem Baron sondern auch seine Freude, wenn er im Spiel den Sieg durch den einen oder anderen Coup davontrug, mit dem er seinen gewandten Gegner überrascht zu haben wähnte. Der Baron entledigte sich seiner Aufgabe vortrefflich, und erreichte dadurch, daß die muntere Stimmung des alten Dandy, als beide Herren endlich ihre Karten hinwarfen und sich vom Spieltisch erhoben, sich noch um ein Bedeutendes vermehrt hatte. Der alte Dandy sah seine Eitelkeit befriedigt, der Baron erkannte mit feinem Lächeln an, daß ihm der Graf überlegen sei, und dieser nahm die Bewunderung des Andern als einen Tribut hin, der seinem Scharfsinn gebühre, indem er zu gleicher Zeit, um seinen eigenen Triumph in ein helleres Licht zu setzen, mit selbstgefälliger Miene sich den Anschein gab, der Geschicklichkeit des Barons denn doch auch nicht seine Anerkennuug versagen zu können.

Man entschloß sich nun, auf ein halbes Stündchen die Oper zu besuchen, und schlenderte zum Stadttheater. Hier fanden sie eine entsetzliche Oede, obwohl eine ziemlich berühmte Primadonna als Gast die Lucia sang. In Hamburg muß Jedermann, wenn es ihm auch nur halbwegs seine Verhältnisse erlauben, während der Sommersaison eine Landwohnung haben; die Männer, welche meistens erst Abends spät ihre Geschäfte verlassen können, haben freilich von diesem oft sehr problematischen Sommer-Eldorado nur einen spärlichen Genuß, der in den meisten Fällen die Strapazen nicht aufwiegt, durch welche er errungen werden muß. Aber was bleibt ihnen Anderes übrig, als sich geduldig in die allgemeine Sitte zu fügen, denn es gehört ja bei den Damen einmal zum guten Ton, im Sommer oft schlechter und unbequemer wohnen zu müssen, als in ihrer gewöhnlichen Stadtbehausung. Die Frauen Unbemittelter selbst geben ihren Männern keine Ruhe, bis ihnen nicht wenigstens ein elendes Kämmerchen in vielleicht irgend einem trostlosen und langweiligen Neste der Umgegend gemiethet worden ist; können sie alsdann doch mit einer gewissen Genugthuung sagen: Ich habe eine Sommerwohnung! Der Aermere äfft bekanntlich fast überall jetzt nach Kräften, meistens sogar über dieselben hinaus, den Wohlhabenden Alles nach, die in der That in der freundlichen Umgebung der alten Hansestadt wahrhaft reizende Landhäuser besitzen, und sich den Sommeraufenthalt so lieblich zu gestalten wissen, daß sie Thoren sein müßten, wollten sie nicht vom Mai bis zum September ihre Villen den alten wie neuen Patrizierhäusern der Stadt vorziehen.

So sind denn während dieser Zeit die ohnehin etwas düsteren und keineswegs sehr einladenden weiten Räume des Hamburger Musentempels nicht von jenem Damenflor belebt, der überall Anmuth und Geselligkeit um sich her verbreitet, wo er erscheint.

Unser Graf besuchte, wie leicht begreiflich, niemals ein Theater, um eines Kunstgenusses theilhaftig zu werden. Was kümmerte es ihn, ob eine Sängerin mit mehr oder weniger Fertigkeit ihre Coloraturen heruntersang? Ihn interessirte eine Komödie auf den Brettern weit weniger als jene kleinen Intriguenstücke, die von Loge zu Loge durch verstohlene Fächerbewegungen, Lächeln und Blicke angeknüpft werden. Nur Ballette übten auf ihn, aus leicht erklärlichen Gründen, eine gewisse Anziehungskraft. Aber an jenem Abend ward ja kein Ballet gegeben, und sich die allbekannten, hundertmal gehörten Melodien lange vorträllern zu lassen, das war keineswegs nach seinem Geschmack. Er starrte eine geraume Zeit die verwaisten Logen und Sperrsitze durch sein Glas an, musterte die spärliche Schaar bei dreißig Grad Hitze ausharrender Kunstenthusiasten, machte dann das methusalemitische Alter der Choristinnen zum Stichblatt seines Witzes und drängte schließlich zum Fortgehen.

Es war indessen auch die Dämmerung eingetreten, füglich die Stunde ganz passend, um sich zur Wohnung der alten Kartenlegerin zu begeben. Die Herren verließen daher das Theater und schritten der Marktstraße zu.

„Wenn die Kleine so schön ist, wie Sie behaupten,“ sagte der Graf unterwegs, „dann hätte ich wahrlich nicht übel Lust, sie auf eines meiner Güter zu entführen.

Glauben Sie, daß die Alte durch Geld und gute Worte kirre zu machen sei, Baron?"

„Ich kenne freilich das Weib nicht näher," versetzte dieser lachend, „aber sie wird schon sein wie alle alten Hexen, obgleich es den Anschein hat, als bewache sie ihre schöne angebliche Nichte mit großer Sorgfalt. Sie duldete wenigstens nicht, daß ich mit der Kleinen viel mehr als zehn Worte spreche, hieß sie sogleich, und zwar in barschem Tone, sich entfernen, und begleitete mich selber zur Thür, als ich ging."

„Vielleicht flößten Sie der Alten ein ganz absonderliches Mißtrauen ein, und — zeigten ihr kein Gold!"

„Das that ich freilich nicht, aber ich ging auch nicht in der Absicht zu ihr, in der Sie sich zu derselben begeben wollen. Uebrigens glaube ich nicht, nebenbei gesagt, daß Sie mit der Alten ein so ganz leichtes Spiel haben werden."

„Wie so?"

„Ich habe mir einmal in den Kopf gesetzt, daß sich etwas Geheimnißvolles an dieses Mädchen knüpfe. Dann dürfte die Alte mit ihr auch schon ihre Pläne haben. Hätte sie nicht sonst schon hier Gelegenheit genug gefunden, die Schönheit des Mädchens zu verwerthen?"

„Wer sagt Ihnen, daß dieses nicht längst geschehen?"

„Sie trauen mir wenig Menschenkenntniß zu, Herr Graf."

„Im Gegentheil, lieber Baron. Sie sehen mich auch darum so eifrig Ihren neuentdeckten Planeten aufsuchen. Und, mein Gott, im Grunde ist es mir ja ganz recht, wenn man mir Schwierigkeiten macht. Es ist für=

wahr nicht pikant, sich überall des Goldes halber mit offenen Armen empfangen zu sehen! Macht mir die Alte Umstände, so werde ich vermuthlich mit der Kleinen desto leichter in Ordnung kommen, man weiß ja, wie diese unerfahrenen Mädchen sind. Da kommt Alles auf Benehmen und Persönlichkeit an, und besonders auf den ersten Eindruck, mein Freund! Ich habe doch wohl etwas mehr als Gold für mich in die Wagschale zu legen!“

Der alte Geck drehte seinen Schnurrbart mit so großem Selbstgefühl und nahm, während er diese Worte im leichtfertigsten Tone hinwarf, eine so kokette Haltung an, daß der Baron nur mit großer Mühe sich enthalten konnte, ihm in's Gesicht zu lachen.

„Ich zweifle nicht an Ihrem Erfolge,“ versetzte er humoristisch, „und zittere schon für das arme Opfer, das vielleicht ein besseres Loos verdiente, als von einem unverbesserlichen Roué binnen einigen Wochen vergessen zu werden! Doch wir sind sogleich zur Stelle, Graf, und ich schärfe Ihnen nochmals ein, daß Sie der Alten nicht mittheilen, wer Sie an dieselbe verwiesen hat, es würde ja sonst den Anschein haben, als hätten wir etwas mit einander abgekartet.“

„Schon recht, mein Freund. In welches dieser schmutzigen Häuser soll ich mich mit Todesverachtung hineinwagen?“

„Sehen Sie, in jenem Eckhause wohnt Frau Claßen.“

Der Baron trat mit dem Grafen an das Haus, welches dem dunklen Thorweg gegenüberlag, den der Leser bereits kennt. Dort gab er dem Dandy mit wenigen

Worten an, wohin er sich zu wenden habe, um nicht fehlzugehen.

„In jenen infamen Durchgang soll ich hinein," rief der Graf, mit dem Finger auf den Gang deutend, „wo keine Laterne brennt, und der mich anstarrt, wie der finstere Schacht eines Bergwerkes? Ich kenne dergleichen Häuser aus meiner Praxis, man läuft da Gefahr, bei jedem Schritte den Hals zu brechen oder in einen Kehrichthaufen zu gerathen! Es gehört das zu den Schattenseiten solcher Affairen, und, bei Gott, wenn das Gesindel nicht bisweilen so hübsche Töchter hätte —! Ich werde mit der einen Hand mein Flacon an die Nase halten, und mit der anderen vorwärts tasten müssen. Und wenn man obendrein riskiren sollte, — kommen Sie mit, Baron, was liegt daran, wenn die Alte Sie sieht!"

„Nein, nein, Graf. Sie müssen allein hinauf. Zum Teufel, Sie sind ja in Hamburg, und in keinem italienischen Banditennest! Ein Don Juan comme il faut wagt sich mit Gleichmuth überall hin."

„Schon recht. Glauben Sie etwa, ich hege irgend eine Besorgniß? Es ist mir nur darum zu thun, daß ich mich dort im Dunkeln gleich zurechtfinde, und nicht etwa — wissen Sie, die Leute sind in Hamburg bisweilen sehr grob!"

„Desto geschmeidiger werden sie durch ein Trinkgeld. Sie haben also den Zauberstab in Händen, der Ihnen Alles gefügig machen wird. Außerdem gab ich Ihnen so genaue Auskunft, daß Sie nicht fehlen können. Also vorwärts, Herr Graf, fahren Sie mit Gott zur Hölle. Venus möge Ihr leitender Stern sein!"

„Werden Sie mich erwarten?"

„Wenn Sie meine Geduld nicht auf eine allzuharte Probe setzen!"

„Ich werde mich beeilen! Für heute kann das ja höchstens nur ein Recognosciren, eine kleine Plänkelei sein!"

Der Graf durchkreuzte leichtfüßig die Gasse. Als er im Begriff war in den finstern, ziemlich schmalen Durchgang einzubiegen, trat rasch eine Gestalt aus demselben hervor. So plötzlich und unerwartet war das Erscheinen derselben, daß fast ein Zusammenstoß erfolgt wäre. Der Graf sah sich, wie er im Halbdunkel der Gasse erkennen konnte, einem völlig in Grau gekleideten Herrn gegenüber, der eine Brille trug. Dieser Herr wich augenblicklich zur Seite, auch der Graf, der einen Schritt zurückgefahren war, beschrieb einen ziemlich großen Bogen. Beide starrten einander an, denn Jeder von ihnen erkannte an der eleganten Kleidung des Anderen, daß er kein Bewohner des armseligen Hauses sein könne. Dann schob der graue Mann schnell vorwärts um die Ecke, der Graf aber schlüpfte in den finstern Durchgang hinein, nachdem er sich noch einmal nach dem Baron umgeblickt hatte.

Diesem war nichts von dem kleinen Begegniß entgangen. Aber kaum hatte er den grauen Mann schärfer in's Auge gefaßt, als er blitzgeschwind von der Wand des Hauses, an welchem er stand, wegtrat und in einen dunklen Gang tauchte, der an diesem Hause auf die Straße mündete. Es geschah dieses so rasch und lautlos, daß der graue Herr, obwohl er den Blick überall hin-

schießen ließ, als er an dem Grafen vorüberglitt, unsern Abenteurer nicht bemerkt haben konnte. Auch war die Straße ziemlich belebt, der Graue hätte daher leicht den Baron übersehen können, wäre dieser auch nicht so hastig auf sein Verschwinden bedacht gewesen.

Als der graugekleidete Herr einige Schritte in der nächstgelegenen Straße gemacht haben konnte, reckte der Baron den Kopf aus dem Gange hervor, dann war er in zwei Sprüngen zur Ecke gegenüber und schaute von dort aus dem Manne vorsichtig nach.

„Ich habe mich nicht getäuscht, er ist's!" murmelte er vor sich hin. „Weiß Gott, ich dachte nicht, daß ich ihn heute noch sehen würde! Er bedient sich also derselben Verkleidung, in der er mir am Alsterpavillon erschien, um der alten Französin einen Besuch zu machen. Wozu das? Oder schickt sie ihn, so kostumirt, irgendwohin? Er wollte mir gestern nicht mittheilen, weßhalb er sich also umgestaltet, und gab vor, daß eine wichtige Angelegenheit ihn verhindere, am Einbruche theilzunehmen. Zu der Alten hat er nicht nöthig so elegant und unkenntlich gemacht zu schleichen, es hat also wohl mit der wichtigen Angelegenheit seine Richtigkeit. Vielleicht hat er jetzt der Hexe Bericht abgestattet oder sich Instructionen geholt, — ich halte die alte Furie zu Allem fähig, sie ist am Ende nicht allein eine Vorschußgeberin und Hehlerin, sondern auch die Seele von allerlei Unternehmungen. Hoho, es liegt das freilich nicht eigentlich in meinem Weg, aber, ich kann es doch nicht läugnen, mich interessirt es zu erfahren, was der Ringmann da vor mir geheim zu halten trachtet. Und ist die Alte da-

bei im Spiele, wie ich aus jenem Besuche des Hallunken schließen darf, dann um so besser — vielleicht kann mir diese Kenntniß für die Intrigue nützlich sein, in die ich, meinem Bruder zu Gefallen, die Grafen zu verwickeln habe! Lassen wir vorläufig den grauen Burschen nicht aus den Augen, der Graf möge meinetwegen von mir denken, ich habe die Geduld zum Postenstehen verloren!"

Als der Baron zu diesem Entschluß gelangt war, verließ er die Straßenecke und folgte dem verkleideten Ringmann mit großer Behutsamkeit. Er blieb stets in ziemlicher Entfernung von ihm, aber so, daß er jede seiner Bewegungen beobachten konnte. Bog Ringmann von einer Straße in die andere, dann war der Baron rascher hinterdrein, weil er fürchtete, der Hundedressirer könne in eines der nächsten Häuser treten, ohne daß er gewahre in welches. An jeder Ecke ließ unser Abenteurer seinen Vorgänger alsdann wieder eine ziemliche Strecke voraus bevor er ihm folgte.

So ging es eine Weile, ohne daß sich Ringmann auch nur ein Einzigesmal umgeschaut hätte oder auch nur im Geringsten achtete, daß ihm Jemand auf Schritt und Tritt folge. Bald näherte er sich dem Dammthore, unzweifelhaft, wie dem Baron klar wurde, um die Stadt zu verlassen.

„Hoho," sagte sich der Letztere, „er hat doch nicht etwa schon sein Geschäft für heute beendigt, und will nun auf diesem Wege zu seinem Hundestall zurückkehren? Dann hätte ich mich vorläufig selber gefoppt, indem ich ihm wie sein Schatten getreulich nachhuschte! Wäre das der Fall, dann kann ich nur froh sein, daß er mich bis

jetzt noch nicht erspähte, und mich in aller Stille verlieren, denn es würde doch vielleicht eine nicht ganz angenehme Auseinandersetzung wegen des Geldes geben, die ich vor der Hand vermeiden möchte! Richtig, er ist schon an der Kasse und erlegt das Sperrgeld. Hm, bei alledem fragt es sich, ob er sich draußen der Sternschanze zuwendet. Wohnt doch alle Welt jetzt auf dem Lande, warum sollte ihn nicht auch sein Geschäft dort irgend wohin führen? Von hier aus kann ich nicht sehen, welche Richtung er draußen einschlägt! Ich muß schon einige Schillinge opfern!"

Der Baron wartete also, bis Ringmann die Controlle des Thores erreicht hatte, dann eilte er zur Kasse, löste sich rasch ein Sperrbillet und folgte, so behutsam wie vorhin, seinem ehemaligen Collegen.

Als er vor das Thor gelangte glitt sein scharfer Blick spähend durch die Alleen, welche sich dort nach verschiedenen Richtungen hin ausdehnen. Er gewahrte hier und dort noch einige Spaziergänger. Ringmann aber schien wie spurlos in die Erde versunken zu sein.

„Zum Teufel," murmelte der Baron verdrießlich vor sich hin, „es wäre doch ärgerlich, wenn mir der Mensch jetzt entgangen sein sollte, nun ich endlich hoffte, über sein Umherstreifen in's Klare zu kommen! Der verwünschte graue Anzug wird auch seinen Theil dazu beitragen, daß ich den Ringmann nirgend entdecke. Vielleicht hat dieser Schelm doch bemerkt, daß ich ihm folgte, und sich rasch aus dem Staube gemacht. Aber nein, der habgierige Bursche würde nicht gesäumt haben, mich sofort zur Verantwortung über die zweihundert Thaler zu

ziehen, die ihm nach unserer Uebereinkunft zufallen sollen.

Nach flüchtigem und erfolglosem Umherspähen faßte der Baron die Idee, daß der Hundedressirer denn doch wohl den Weg nach Hause eingeschlagen, jedenfalls aber seine Schritte verdoppelt haben müsse.

Unser Abenteurer wollte übrigens seiner Sache gewiß sein, und schlich deßhalb hastig an den Bäumen jener Allee entlang, welche sich um den botanischen Garten herumzieht und dann später zwischen diesem und den Friedhöfen fortläuft, die zur Linken des Dammthores liegen.

An der Ecke dieser Allee, wo man von der Grindel-Chaussee zu dem genannten botanischen Garten und den Begräbnißplätzen abbiegt, warf er noch einen Blick zu dem gegenüberliegenden Fußwege, der zum Grindel führt.

Plötzlich hemmte er seinen Schritt und blieb im Schatten wie angewurzelt stehen. In jener Allee drüben sah er eine Gestalt unter deu Bäumen dahingleiten, die Ringmann glich. Jetzt gelangte sie zu einer der spärlich vertheilten Laternen des Weges, das volle Licht fiel einen Augenblick auf die Kleidung; der Baron hatte sich nicht getäuscht, der graue Mann war wiedergefunden.

„Er geht also nicht nach Hause!" sagte sich der Baron. „Es verlohnt sich am Ende doch der Mühe, daß ich ihm hierher nachpatrouillirt bin! Jetzt muß ich vorsichtiger sein, denn in einer Allee ist ein Nachschleichender leichter zn bemerken, als auf einer Straße Aber ich darf den Ringmann doch nicht wieder aus den Augen verlieren!"

Der Baron wartet noch einige Secunden in der finsteren Allee, bis der graue Mann drüben etwa dreißig bis vierzig Schritte vorausgeeilt war; dann huschte er quer über die Chaussee, und hielt sich, während er Ringmann folgte, nicht auf der Mitte des Weges, sondern außerhalb desselben, seitwärts dicht an den Bäumen, dann und wann hinter einem der Stämme hervorlugend, um sich zu vergewissern, daß er von dem Gauner, welcher ihm vorausschritt, immer in gleichmäßiger Entfernung bleibe.

Endlich hatte dieser das Ende der Allee erreicht, und bog nun zu jener ziemlich einsamen Gegend ein, welche der „Schlump" genannt wird. Hier stehen die Landhäuser, meist kleinere Wohnungen, an der Straße, welche die Grindel-Chaussee mit derjenigen von Eppendorf verbindet, mehr oder weniger vereinzelt.

Der Baron fand wohl keine Allee dort, hinter deren Baumstämmen er bequem, ohne eine Entdeckung befürchten zu müssen, seinem ehemaligen Collegen hätte nachschleichen können, dafür war aber daselbst die Dunkelheit um so größer, denn der Mond war noch nicht herauf. Er bog daher unbedenklich um die Ecke, und schlüpfte dicht an den buschigten Zäunen der Gärten hin, sein scharfer Blick folgte durch das Dunkel dem grauen Manne und allen seinen Bewegungen.

Dieser hatte fast zwei Drittel der jetzt völlig vereinsamten Straße durchschritten und blieb nun an einem niedrigen Gehege stehen. Sogleich drückte sich der Baron tief in die hohe, belaubte Hecke eines Gartens zurück, an welchem er gerade im Begriff stand vorbeizuschleichen.

Von hier aus schob er den Kopf behutsam vor und spähte nach dem Hundedressirer.

Dieser öffnete die kleine Thür des Geheges, schritt durch ein schmuckloses, schmales Vorgärtchen zu einem niedrigen, einstöckigen Hause, und pochte daselbst erst an die Thür, und alsdann an eines der mit Laden wohlverwahrten Fenster.

Der Baron, jetzt etwa nur zwanzig Schritte von Ringmann entfernt, vernahm das Pochen ganz deutlich. Er schlich sich, nun der Hundedressirer nicht mehr den Weg überblicken konnte, mit der Behendigkeit einer Katze bis unmittelbar zu dem Garten hinan, der an das Vorgärtchen des kleinen Hauses stieß. Jener Garten war gerade nach der Seite des Häuschens hin dicht belaubt und hatte an der Straße eine leicht zu übersteigende Einzäunung. Der Baron, dessen Nähe auch nicht das leiseste Geräusch verrathen hatte, stieg über diese Einzäunung, während Ringmann noch von Zeit zu Zeit leise an den Fensterladen klopfte. Lautlos tauchte er in die Blätternacht, bog, um sich einen Weg zu bahnen, die Zweige so vorsichtig auseinander, daß der Pocher im Vorgärtchen nebenan, wenn er wirklich ein flüchtiges Knistern und Rauschen vom Gebüsche des Nachbargartens her vernahm, dieses unbedingt als von einem aus seiner Nachtruhe aufgeschreckten Vogel herrührend betrachten mußte. Jedenfalls wendete Ringmann nicht einmal den Kopf nach jener Seite hin. Der Baron aber hatte sich leise bis zur nächsten Nähe der Hecke vorgewunden, welche die Gärten von einander trennte, und schaute nun regungslos aus seinem schwarzen Versteck auf das kleine Haus und den Hundebändiger.

„Seltsam,“ sagte er sich, im Stillen lachend, „es scheint meine Aufgabe in Hamburg zu sein, die Nächte im Hinterhalt zuzubringen. Gestern steckte ich eben so in einem Busch, und beobachtete den armen Teufel, der sich das Leben nehmen wollte. Was mag nun heute geschehen? Die Einwohner jenes Häuschens wird mein grauer Mann nicht berauben wollen, denn erstens klopft er ja ganz honett bei ihnen an, und zweitens, scheint mir, werden aus der Wohnung nicht eben große Schätze zu holen sein, das ganze Ding sieht ziemlich ärmlich aus. Jedenfalls bin ich dem Schelm da so nahe, daß ich Alles hören kann, was man an der Thür sprechen wird, und wenn man auch flüstern sollte. Mir scheint, man schläft dort im Hause schon, denn Niemand rührt sich. Es muß nahe an zehn Uhr sein.“

Der Baron hatte kaum Zeit gehabt, diese Betrachtungen anzustellen, als sein Ideengang durch ein heftiges Hundegebell unterbrochen ward, das sich im Hause vernehmen ließ.

„Bei Gott,“ dachte der Baron, „es ist ein Glück für mich, daß man hier in meinem Garten keinen Hund scheint Nachts herumstreifen zu lassen, meine Nähe würde sonst gewiß schon dem Ringmann verrathen worden sein.“

Der Hundedressirer, der, wie gesagt, wiederholt gepocht hatte, blieb nun regungslos stehen und horchte.

Dem Gebell folgte das leise Klirren eines Fensters, das im ersten Stock langsam geöffnet ward.

Der Kopf einer alten Frau, mit einer weißen Schlafhaube bedeckt, ward sichtbar.

„Wer ist da noch so spät?“ sagte die Frau mit einer heiseren aber männlichen und festen Stimme.

„Sind Sie Frau Muckfel?“ fragte Ringmann in gedämpftem Tone.

„Die bin ich. Aber wer ist der Herr? Und was will er von mir? Ich bin nicht gewohnt vom Fenster aus des Nachts eine Unterhaltung zu führen.“

„Nun so kommen Sie an die Thür. Sie müssen mir ohnehin aufschließen, ich habe mit Ihnen etwas Wichtiges zu reden.

„So? Ich muß? Ei, ei, das Wort kenne ich nicht, mein Herr. Ich wüßte auch nicht, was mir Jemand Wichtiges mitzutheilen hätte, ich stehe seit Jahren mit Niemandem in Verbindung. Und wenn Sie mir etwas zu sagen haben, so kommen Sie morgen, wenn's heller Tag ist, falls das, was Sie vorgeben mir mittheilen zu wollen, nicht das Licht zu scheuen hat!“

Diese Worte wurden in einem entschiedenen und mürrischen Tone ausgesprochen. Die Alte zog den Kopf zurück und schickte sich augenscheinlich an, das Fenster zuzuschlagen.

Ringmann aber nahm ebenfalls ein entschiedenes Wesen an.

„Frau Muckfel, Sie werden sogleich so gut sein mir zu öffnen!“ sagte er fast befehlend und ernst. „Meine Amtsgeschäfte erlaubten mir nicht, hier früher zu erscheinen. Oeffnen Sie, ich habe einige Fragen an Sie zu stellen, die Sie mir gewissenhaft beantworten müssen. Ich bin ein Beamter der Polizei.“

Der Kopf der Alten fuhr wieder zum Fenster hinaus

„Wie!“ rief sie mit einiger Aufregung, welche man ihrer Stimme anmerkte. „Was hat die Polizei mit mir zu schaffen? Ich bin eine ehrbare alte Frau, die Polizei hat sich nie um mich bekümmert — ich kann mir nicht denken, daß — am Ende kann ein Jeder Nachts vor die Thür kommen, und sich für einen Polizeibeamten ausgeben —! Wer weiß, was Sie im Schilde führen! Machen Sie, daß Sie fortkommen, sonst rufe ich vom Fenster aus die Leute, deren Haus gleich links an das meine stößt. Sie werden ohnehin noch nicht schlafen gegangen sein.“

„Thun Sie was Ihnen beliebt, Frau Muckfel,“ versetzte Ringmann mit großer Gelassenheit, „rufen Sie alle Ihre Nachbaren zusammen, aber Sie werden mir auch vor diesen Rede stehen müssen, denn ein jeder ordentliche Bürger ist verpflichtet, einem Beamten der Sicherheitsbehörde die Auskunft zu geben, welche er verlangt.“

Frau Muckfel schien durch diese entschiedene und ruhige Antwort etwas von ihrer Bestimmtheit, ihrem gereizten Wesen verloren zu haben.

„Aber, mein Gott,“ rief sie in weniger sicherem Ton, „was kann denn die Polizei von mir wollen?“

„Ich habe Sie nur in aller Kürze über den verstorbenen Herrn Sinclair, seinen Sohn und einige sonstige Angelegenheiten zu befragen, welche beide Herren betreffen. Entschuldigen Sie, Frau Muckfel, daß dies zu so später Stunde geschieht, aber auf dem Wege zu meiner Sommerwohnung zum rothen Baum fiel mir ein, daß ich dieses ganz gut noch heute abmachen könne, da mich morgen meine Geschäfte schon zeitig in's Stadthaus

rufen. Ich habe den kleinen Umweg nicht gescheut, scheuen Sie auch jetzt die kleine Mühe nicht, in mir der Behörde zu dienen."

Diese Worte waren eben so bestimmt wie freundlich und würdevoll gesprochen. Frau Muckſel imponirte nicht allein dieser Ton, sondern sie ward auch durch den Namen Sinclair, den Ringmann ausgesprochen hatte, einem Argwohn entrissen, den sie anfänglich hegte.

Ohne ein Wort zu erwidern verschwand sie vom Fenster, erschien aber nach einigen Secunden wieder an demselben mit einem brennenden Licht, das sie über ihrem Haupt in den Garten hielt. Ohne Zweifel mochte sie es doch für gerathen halten, bevor sie die Hausthür öffnete, das Aeußere des Einlaß Begehrenden näher zu prüfen.

Sie sah zu ihrer Beruhigung einen ältlichen, feingekleideten Herrn vor sich, der mit seinem sauberen Panamastrohhute, seiner farbigen Brille und dem Fischbeinspazierstöckchen, mit dem er in den Sandboden des Vorgärtchens kritzelte, während er gelassen zum Fenster hinaufschaute, einen respektablen Anblick darbot, und der keineswegs auch nur im Entferntesten einem verdächtigen oder wohl gar gefährlichen Menschen glich.

Nachdem die Musterung, welche völlig zu Gunsten des grauen Herrn ausgefallen war, beendigt worden, zog die alte Frau ihre Hand zurück, die das Licht hielt und sagte etwas höflicher als vorhin:

„Haben Sie noch einen Augenblick Geduld, mein Herr, ich werde sogleich öffnen."

Dann verschloß sie das Fenster und verschwand von demselben.

Ringmann, der einige Schritte vom Hause weggetreten war, als er mit der Frau sich unterhielt, stellte sich jetzt unmittelbar vor die Thür.

Der Baron blieb regungslos in seinem Versteck.

„Die Alte wird ihn einlassen," dachte er, „sie argwöhnt nichts, wie mir scheint. Aufschlüsse über einen Herrn Sinclair? Ha, ist das nur ein Vorwand, um in das Haus einzudringen, oder hat Ringmann wirklich Nachforschungen anzustellen? Jedenfalls das Letztere, der Name Sinclair hat auf die Alte eine gewisse Wirkung hervorgebracht. Hm, Sinclair, das klingt ganz französisch! Die alte Hexe auf der Marktstraße ist französischer Abkunft, wie mir Ringmann selber gesagt hat. Er wird also vielleicht im Auftrage der Kartenlegerin hier sein, ich darf es um so eher vermuthen, als er geradeswegs von ihr kommt. Was soll aber die geheimnißvolle Art, in der er dabei auftritt, die Verkleidung? Von meinem Verstecke aus werde ich nichts erfahren, denn diese Frau Muckfel wird den Schelm da mit in's Haus nehmen, mir wird höchstens übrig bleiben an den Fensterladen zu horchen, — Thüren und Fenster sind wohl ringsum verschlossen und durch den Rauchfang kann ich doch nicht in die Spelunke schlüpfen, das wäre denn doch zu beschwerlich, und, bei Lichte besehen', nicht einmal lohnend, obgleich ich immer glaube, daß hinter der ganzen Sache, die Ringmann da zu betreiben hat, ein wichtiges Geheimniß steckt!"

Unwillkürlich fiel dabei durch eine seltsame Gedankenverkettung dem Baron die Nichte oder Pflegetochter der Kartenlegerin ein. Ein gewisses instinktartiges Gefühl

aunte ihm zu, daß es sich vielleicht um das schöne junge Mädchen handeln könne, deren vornehme Erscheinung ihm so imponirt hatte.

Frau Muckſel war indessen die Treppe hinabgestiegen, sie schlurrte jetzt mit schwerfälligem Tritt über den Flur des Häuschens, was man draußen ganz deutlich vernahm. Im nächsten Augenblick ward ein Schlüssel knarrend im Schloß der Hausthür gedreht.

Ringmann legte die Hand auf den Drücker der Thür und öffnete sie. Dieselbe aber war noch durch eine Kette versperrt, und ging daher nur so weit auf, daß man den Kopf durch die Oeffnung stecken konnte. Dieses geschah denn auch von Seiten der alten Frau sowohl, wie ihres Hündchens, das die Schnauze schnüffelnd vorstreckte und lebhaft knurrte.

„Sie haben sich wohl verwahrt," sagte Ringmann lächelnd. „Man sollte meinen, Sie witterten Räuber und Mörder in dieser friedlichen Gegend!"

Die Alte hielt das Licht am Thürspalt derart, daß der volle Glanz auf den grauen Herrn fallen mußte. Sie musterte ihn noch einmal vom Kopf bis zu den Füßen.

Dann entgegnete sie mürrisch:

„Man kann doch nicht vorsichtig genug sein, wenn man allein wohnt. Bei mir ist freilich nichts zu holen, als höchstens ein Paar Schillinge und einige wurmstichige Möbel, aber besser bleibt besser!"

„Da haben Sie ganz recht, Frau Muckſel!" war Ringmanns Antwort. „Doch jetzt öffnen Sie mir auch, ich habe nicht viel Zeit und möchte Sie auch nicht gern

Ihres Schlafes berauben. Sie werden sich jetzt genugsam überzeugt haben, daß ich nicht zu fürchten sei!“

„Ich fürchte nur den Herrgott droben,“ entgegnete die Alte ziemlich verdrießlich, und allenfalls noch die Polizei, mit der ich nichts zu thun haben mag, nichts für ungut, Herr!“

Ringmann lachte. Die Alte schob den Kopf zurück. Im nächsten Augenblick erhob der Hund ein kurzes, klägliches Geheul; er war durch einen Fußtritt der Alten vom Thürspalt weggeschleudert worden. Die Hausthür schloß sich dann, eine Kette schlug rasselnd an das Holz. Endlich drehte sich die Thür knarrend und quiekend in ihren Angeln.

Ringmann trat freundlich grüßend der Alten entgegen, die den Gruß kaum erwiderte. Der kleine Hund zeigte sich sogar noch ärgerlicher über den späten Besuch, denn er fuhr dem grauen Herrn sogleich bellend an die Waden.

Ein Fluch der Alten, oder eigentlich wohl der zweite Fußtritt, welchen sie der kleinen räudigen Bestie mit Virtuosität applicirte, verscheuchte indessen das Thier, das sich nun knurrend zurückzog.

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Der falsche Baron auf der Lauer. — Eine Geschichte von 1791. — Die Verlassenschaft des Kammerdieners.

Nachdem Ringmann in das Haus getreten war, verschloß die Alte die Thür sorgfältig, ohne ein Wort zu reden.

Kaum war dieses geschehen, als der Baron hastig seinen Versteck verließ, vorsichtig über die hohe Hecke in den Vorgarten des Häuschens stieg und durch's Schlüsselloch der Hausthür blinzelte.

Er gewahrte, wie die Alte mit Ringmann über den Flur schritt und sich zu einem Hinterzimmer des Häuschens wandte.

„Teufel," murmelte der Baron vor sich hin, „da bin ich an der unrechten Seite!"

Er dachte sich aber wohl, daß hinter dem Hause noch ein Gärtchen sei. Das kleine Haus war vom Vorgarten aus nicht zu umgehen, somit beschloß unser Abenteurer, in den Nachbargarten zurückzukehren, und von dort aus rasch einen Versuch zu machen, die Rückseite von Frau Muckfels Häuschen zu erreichen. Er war daher mit einem Satz wieder bei seinem Versteck, und durchbrach von dort aus das Gebüsch. Er sah einen großen Garten vor sich, und weit hinein, in ziemlicher Entfernung von der Straße, das Landhaus, zu dem dieser Garten gehörte. Ein an beiden Seiten mit Syringen und anderem Buschwerk bepflanzter schmaler Fußweg, den er unmittelbar vor sich

hatte, zog sich an der Wand des Häuschens hin, das Frau Muckſel bewohnte.

Dieſen Fußweg ſchlug der Baron eilig ein. Der Mond war inzwiſchen am Himmel erſchienen und warf ſein Dämmerlicht, wenngleich noch ſchwach, über den Garten. Als der Baron ſo dahin huſchte, gewahrte er durch das Buſchwerk, wie vor dem Landhauſe noch Alles lebendig ſei. Man ſchien dort im Freien unter den erleuchteten Fenſtern das Nachtmahl einzunehmen, er konnte die Perſonen unterſcheiden und vernahm ein heiteres Lachen und undeutliche Worte von dorther. Er ſelber aber war für die am Landhauſe Verſammelten nicht bemerkbar, denn erſtens war der Pfad, auf dem der Baron vorwärts eilte, noch ſo ziemlich in Dunkel gehüllt, und zweitens deckten ihn ja faſt auf dem ganzen Wege die Gebüſche.

Als er nun an der Mauer des Häuschens entlang geſchlichen war, bemerkte er hinter dem hohen Geſtrüpp eine Planke. Er verließ den Pfad, arbeitete ſich durch das Buſchwerk und erklomm die Planke mit Gewandtheit. Der Baron ſah nun, daß er ſich nicht getäuſcht habe; hinter dem Häuschen der Frau Muckſel war noch ein kleiner Garten. Raſch ſchwang ſich unſer Abenteurer in denſelben nieder. Indem er einen Blick auf die Rückſeite des Häuschens warf, gewahrte er, daß durch die Ritzen zweier wohlverſchloſſener Fenſterläden ein Lichtſchein dringe. Dort alſo mußten ſich die Alte und Ringmann befinden.

Raſch lenkte er ſeine Schritte dieſen Fenſtern zu. Aber der Kies des Fußweges kniſterte unter ſeinen Füßen, und da der Baron wohl wußte, daß das Ohr eines Gau-

ners scharf sei, so zog er seine Stiefeletten aus, nahm sie in die Hand, und schlich sich nun so, obwohl ein solches Spazieren auf den spitzen Steinchen ihm keineswegs angenehm dünken mochte, zu einem der Fensterläden, hinter denen er das Licht bemerkt hatte. Hier schaute er rasch in alle Ritzen des morschen Holzes hinein, sie waren aber nicht weit genug, ihm einen Durchblick in das Zimmer zu verstatten. Er huschte daher auf den Zehen zu dem anderen Laden, und hier erreichte er seinen Zweck vollkommen. An einer der Ritzen waren mehrere Stückchen des mürben Holzwerkes abgebröckelt und bildeten ein kleines, längliches Loch, durch welches der Baron bequem in das Innere des Stübchens blicken konnte, ohne daß er befürchten durfte, von dort aus bemerkt zu werden.

Er gewahrte in der Mitte dieses einfach ausgestatteten Stübchens Ringmann, den Panamahut in der Hand, auf einem Stuhle.

Einige Schritte von ihm entfernt stand Frau Muckfel. Sie war eine hochgewachsene, magere, aber grobknochige Frau, von sechzig und einigen Jahren. Ihr runzliges Antlitz hatte derbe, männliche Züge, ihre Oberlippe beschattete ein dünner, bräunlicher Bart, ihr graues mit braun untermischtes Haupthaar war unordentlich unter die gelblichweiße Schlafhaube geschoben, und hing in Büscheln an den eingefallenen Schläfen nieder. Ihre großen, tiefliegenden und dunklen Augen waren fest und entschieden auf Ringmann gerichtet, sie schien den unerwarteten Gast damit durchbohren zu wollen. Ihre Haltung war gerade, sie hatte ihre Arme kräftig in die Seiten gestellt, und ließ dabei ein paar Fäuste blicken,

die jedenfalls geeignet waren, in einem Faustkampf keine unbedeutende Rolle zu spielen. So glich die alte Frau einem verkleideten, bejahrten Athleten, der trotz seiner Magerkeit noch stärker als gewöhnliche Erdensöhne. Frau Mucksel schien auch völlig davon überzeugt zu sein, daß sie es mit einem Manne ganz gut aufnehmen könne, und sie hatte vorhin nur damit gedroht, die Nachbarsleute anrufen zu wollen, weil sie in ihrem Argwohn meinte, der graue Mann könne noch Helfershelfer in seiner Nähe versteckt haben. Jetzt stand sie ruhig da, zumal ihr Ringmann wie ein ehrsamer Bürger erschien, den sie sogar eher für einen behäbigen Rentier als einen höheren Polizeibeamten gehalten hätte.

Frau Mucksel trug einen gelblichweißen Unterrock und eine eben solche Nachtjacke. Sie nahm sich in diesem Costüme aus wie ein langes Gespenst. Das Licht stand auf einem Tisch zur Seite und beleuchtete scharf die eckigen Formen der alten Frau, die soeben eine Frage gethan zu haben schien.

Ringmann spielte einen Augenblick mit seinem Fischbeinstöckchen, und mühte sich, mit seinen schielenden Augen durch beide Gläser der farbigen Brille auf die Frau zu schauen und zu gleicher Zeit sein breites Gesicht zu einem wohlwollenden Lächeln zu verziehen.

Dann legte er ein Bein über das andere, lehnte sich in den Stuhl zurück, griff sich langsam mit der einen Hand an's Kinn, und sagte mit etwas schnarrender Stimme im trockenen Geschäftston:

„Sie sind also die ehemalige Haushälterin des seligen Herrn Sinclair, der einstmals der Kammerdiener eines Grafen von Valdremont war?“

„Ja, mein Herr, die bin ich!“ antwortete Frau Muckſel feſt. „Und mein ehemaliger Herr ſtand auch vor vielen Jahren in Dienſten eines vornehmen Franzoſen, wie ich weiß. Das hat ſeine Richtigkeit, — und was ſoll's?“

Der Baron, müſſen wir einſchalten, verſtand deutlich jedes Wort von dem, was drinnen geſprochen ward, ohne daß er nöthig hatte, das Ohr an den Laden zu legen. Er fuhr daher fort, keinen Blick von dem Paar abzuwenden.

„Wir ſind noch nicht ſo weit, liebe Frau,“ entgegnete Ringmann lächelnd, „haben Sie noch ein wenig Geduld. Wir müſſen vorher noch einige Dinge erörtern. Mögen Sie ſich nicht inzwiſchen auch ſetzen?“

„Ich danke, Herr,“ war die kurze, faſt trotzige Antwort der Alten, „ich ſchlief, als Sie kamen, ſchon ſeit zwei Stunden, und bin jetzt durchaus nicht müde. Fragen Sie nur weiter, ich bleibe ſtehen.“

„Wie Sie wollen!“ ſagte Ringmann, nachläſſig mit dem Fiſchbeinſtöckchen an ſein Beinkleid klopfend. „Gut denn,“ fuhr er fort, „jener Graf von Valdremont kam im Jahre 1791, als in Frankreich die Schreckensherrſchaft zahlloſe Franzoſen aus ihrer Heimath forttrieb, nach Hamburg. Seine damals eilf Jahre alte Tochter, ſowie die Milchſchweſter derſelben, welche im Hauſe des Grafen erzogen ward, und mit der kleinen Comteſſe in gleichem Alter ſtand, und endlich der Kammerdiener Sinclair, zu jener Zeit ſchon ein vierzigjähriger Mann, begleiteten den Grafen hierher.“

„So?“ unterbrach ihn Frau Muckſel — „das kann

sein. Herr Sinclair hat mir davon niemals etwas mitgetheilt. Er war überhaupt sehr finster und verschlossen, aber ein braver alter Herr."

„Das will ich Ihnen gern glauben!" antwortete Ringmann. „Aber gehen wir weiter. Der Graf selber verweilte nur wenige Stunden in Hamburg, während die Kinder und Herr Sinclair hier blieben. Der hohe Emigrant hatte während dieses kurzen Aufenthaltes nur mit einem hiesigen Geschäftsmanne zu thun, zu welchem ihn auch Herr Sinclair begleitete. Der Graf trat alsdann sogleich in großer Hast die Rückreise nach Paris an, denn es galt, daselbst eine geliebte Gattin, und den einzigen Bruder, welche eingekerkert waren, aus den Klauen der Jakobiner zu erretten. Vier Wochen später blutete der Graf selber unter dem Beil der Guillotine."

„Diese Jakobiner waren ja ein verfluchtes Zeug!" murmelte Frau Muckfel. „Ich habe schon früher so was von der französischen Wirthschaft gehört, als ich noch ein Kind war! Gottlob, wir leben in einem Lande, wo es keine solche Heiden giebt!"

„Der Herr Sinclair war also vorläufig in Hamburg geblieben," fuhr Ringmann fort, „und hatte die Kinder bei sich, den einzigen Sprößling der Familie, denn Alles was sonst zur Verwandtschaft der Valdremonts gehörte, war entweder früher gestorben, oder während der Revolution umgebracht worden."

„Was Sie sagen!" bemerkte Frau Muckfel. „Da war ja jenes Kind die einzige Erbin, und —"

„Es scheint aber, daß nichts zu erben dagewesen," unterbrach sie Ringmann, „und daß die Reichthümer des

Grafen, die dieser wohl unstreitig besessen, — doch das gehört jetzt nicht hierher, wir haben es nur mit Herrn Sinclair zu thun. Er blieb also vorläufig in Hamburg. Nach einem Monat brachte er aber plötzlich beide ihm anvertraute Kinder in ein Erziehungsinstitut und reiste nach England. Er mußte damals einiges Vermögen besitzen, denn von ihm wurde doch wohl unstreitig jene Summe bei dem Geschäftsmanne deponirt, den er vier Wochen früher mit dem Grafen besucht hatte, wenigstens erklärte dieses damals Herr Falck, der Kaufmann, welcher das Kostgeld der Kinder bis zu ihrem fünfzehnten Jahre jährlich bezahlte, und dann der jungen Comtesse noch einige hundert Thaler übergab."

„Herr Falck?" rief Frau Muckfel. „Ah, richtig, ich entsinne mich dieses Namens! Gleich nachdem Herr Sinclair gestorben war, stellte sich ein Herr bei mir ein, der sich Falck nannte. Ich habe ein gutes Gedächtniß!"

„Dieser Herr kam wohl als Leidtragender?"

„O Gott bewahre, er schaute sich die Leiche nicht einmal an. Aber er begehrte von mir, ich solle ihn in den hinterlassenen Papieren des Herrn Sinclair herumkramen lassen, da er der Freund des Verstorbenen gewesen sei, und gern die Briefe wieder an sich nehmen möchte, welche er ihm im Laufe der Jahre geschrieben habe. Ich war damals noch eine resolutere Frau als jetzt, und ließ das nicht zu, obwohl mir jener Herr eine beträchtliche Summe bot, wenn ich ihn gewähren lassen wolle."

„Da mußten wohl jene Briefe ganz etwas Besonde=

res enthalten," fragte Ringmann lauernd, „weil Herr Falck so darauf bedacht war, daß sie in keine anderen Hände als die seinen gelangen möchten? Und der Herr Falck geberdete sich vielleicht ängstlich, als Sie ihm das Herumstöbern in den nachgelassenen Papieren verweigerten? Denken Sie gefälligst nach, erinnern Sie sich dessen noch?"

„O gewiß!" erwiderte Frau Mucksel in mittheilsamerem Ton. „Erst bat er, dann ward er zornig und drohte mir, dann wollte er mir gegenüber Gewalt gebrauchen, — das war nun gar lächerlich, denn sehen Sie, mein Herr, ich hätte den kleinen Mann ganz allein und bequem in einen Sack stecken können, ich bin stark, Gott sei Dank, und habe niemals Jemanden gefürchtet, außer Herrn Sinclair, wenn er Nachts wie ein Gespenst durch das Haus schlich, der arme Herr, und seufzte und wehklagte!"

„Wie, das hat er gethan?"

„Es war vielleicht eine Krankheit, oder das Leid um den verschollenen Sohn, was ihn Nachts umhertrieb" —

„Wir werden noch darauf zurückkommen, Frau Mucksel, bleiben wir vorläufig bei Herrn Falcks Besorgniß —!"

„Ja, zu was habe ich Ihnen denn das Alles zu erzählen?"

„Das werden Sie schon später hören. Es ist nicht unwichtig, was Sie mir da mitgetheilt haben. Als Herr Falck also mit Gewalt bei Ihnen nichts durchzusetzen vermochte, da ward er ängstlich?"

„Ja, ganz recht, das ward er! Aber eigentlich war

sein ganzes Benehmen lächerlich und jedenfalls überflüssig gewesen, denn als nach der Beerdigung meines Herrn ein gerichtliches Inventar von der Verlassenschaft aufgenommen wurde, fand man auch nicht einen Brief oder Zettel, der von jenem Herrn Falck hergerührt hätte!"

„So. Aber vielleicht legten Sie dem Gericht nicht sämmtliche hinterlassenen Papiere Ihres Herrn vor?"

„Wie meinen Sie das, Herr?" rief Frau Muckfel aufbrausend, indem sie einen Schritt näher rückte. — „Halten Sie mich für eine schlechte Person?"

„Nicht im Geringsten, meine liebe Frau," entgegnete Ringmann, freundlich lächelnd und gelassen, „aber Sie konnten ja vielleicht dem direkten Auftrage und dem Wunsche Ihres seligen Herrn zufolge einige der Papiere zurückbehalten haben, etwa irgend ein versiegeltes Packet für Herrn Sinclairs Sohn, der, wie Sie vorhin sagten, schon damals als verschollen galt."

„Ich erhielt keinen solchen Auftrag, und habe also auch keine Papiere von dem Seligen in Händen!" entgegnete Frau Muckfel mit Bestimmtheit. „Er hinterließ überhaupt keine Schreibereien, welche von Wichtigkeit gewesen wären, es waren meist Quittungen von Handwerkern und dergleichen. Das einzige Document, das der Herr denn doch hinterließ," verbesserte sich die Alte, „war, als er starb, ohnehin schon seit Jahr und Tag in meinen Händen."

„Darf man fragen, welches Document?"

„Nun, die Schenkungsurkunde, durch welche mir dieses kleine Haus nebst Zubehör vom seligen Herrn vermacht wurde."

„Wie? Sie also sind die Besitzerin dieses Häuschens?“

„Das wissen Sie nicht? Ich denke, die Polizei wisse Alles!“ fügte die Alte spöttisch hinzu. Dann fuhr sie fort: „In allen Ehren bin ich's, mein Herr. Sie werden hoffentlich nichts Unrechtes von mir denken. Ich bezog durch zehn Jahre keinen Lohn, steckte sogar einen Theil des kleinen Vermögens, das mir mein seliger Mann hinterließ, in die Wirthschaft des Herrn Sinclair; es war daher nur Billigkeit von ihm, daß er mich so bedachte.“

„Hm, da haben Sie ganz recht. Aber es ist doch Eines seltsam! Es hat immer geheißen, Herr Sinclair sei ein reicher alter Geizhals gewesen. Hinterließ er denn weiter gar nichts als dieses Haus?“

„Es war das ein albernes Gerede, ich erinnere mich auch darauf. Er hinterließ nichts als einige Schulden, die ich dann noch zu zahlen mich genöthigt sah.“

„So, so. Herr Sinclair hatte einen Sohn, der, so viel ermittelt worden ist, um das Jahr 1820 in die weite Welt ging. Man hörte seitdem nichts von ihm. Schieden damals Vater und Sohn in großem Unfrieden von einander?“

„Das kann ich nicht genau sagen, mein Herr. Ich kam erst Anno 1823 zu Herrn Sinclair in's Haus. Dieser Sohn muß aber ein Taugenichts gewesen sein. Der alte Herr hat sich übrigens nie gegen mich über ihn ausgelassen.“

„So, so. Also enterbt hat er seinen Sohn eigentlich nicht?“

„Es war ja nichts zu erben da. Aber eigentlich doch,“ ergänzte die Alte grinsend, „wenn man das eine Erbschaft nennen kann. Sehen Sie das Bücherbrett dort, mein Herr, mit dem grünen Vorhang?“

Die Alte wies mit dem Zeigefinger ihrer knochigen Rechten nach einem Winkel, in dem ein kleines Bücherregal stand.

„Ja, ja!“ entgegnete Ringmann, zur Ecke schielend.

„Nun, da stehen einige Dutzend Bücher, diese machen die ganze Erbschaft aus. Der Herr Sohn, sollte er wirklich leben, was ich bezweifle, dürfte von dieser Verlassenschaft nicht sonderlich erbaut sein, es ist lauter alter Kram, was dort steht, aber ich habe ihn müssen aufbewahren, für den Fall, daß der junge Herr, der jetzt übrigens auch ein Fünfziger sein muß, doch noch am Leben sein und hierherkommen sollte. Alte Leute haben oft seltsame Grillen, der ganze Bettel kann keine zwölf Schillinge werth sein!“

„Aber Sie hätten ja auch sterben können, Frau Mucksel. Und wenn dann der Sohn Sinclairs zurückgekehrt wäre —“

„Dann hätte er die alten Scharteken von meinem Schwestersohn erhalten, der mein Erbe sein wird, oder von dessen Verwandten. Das war schon so abgemacht, und ich mußte es dem Herrn Sinclair auf seinem Todtenbette versprechen.“

„Ei, ei,“ sagte Ringmann, anscheinend verwundert den Kopf schüttelnd, „da lag dem Verstorbenen wohl außerordentlich viel daran, daß diese Bücher in die Hände seines Sohnes gelangen möchten! Das sind jedenfalls also merkwürdige Bücher!“

„Ich wiederhole Ihnen, es ist nichts an dem ganzen Plunder. Eine alte Bibel ist noch das Beste davon.“

„Kann ich nicht etwas davon zu sehen bekommen, Frau Mucksel? Etwa die Bibel?“

„Meinetwegen!“ entgegnete die Alte mit einiger Ungeduld, denn das Gespräch fing an, ihr allzu lange zu dauern, da sie noch immer nicht wußte, zu welchem Zwecke es geführt wurde.

Sie schlurrte zum Winkel und schlug den grünen Vorhang des Regals auseinander. Einige Reihen alter Bücher wurden dort sichtbar.

Sie nahm eines derselben und brachte es Ringmann.

Dieser gab sich eine andere Haltung, und begann bedächtig in dem Buche zu blättern.

„Ja, ja,“ sagte er während dessen, „das ist eine ziemlich alte Bibel. Hm, da hat Jemand allerlei hineingekritzelt. Wie ich sehe, sind das lauter Sprüche oder dergleichen fromme Ermahnungen. Wer hat das geschrieben?“

„Der Verstorbene.“

„Aber das Gekritzel ist in deutscher Sprache abgefaßt.“

„Herr Sinclair sprach und schrieb nur deutsch in den letzten zehn Jahren, die ich um ihn war.“

„So.“

Ringmann blätterte weiter. Frau Mucksel schaute ihm ungeduldig zu.

„Was ist denn das für ein Zettel,“ fragte Ringmann plötzlich, „der dort zusammengefaltet in dem Buche liegt?“

Frau Mucksel beugte sich vorüber und starrte auf das Papier. Dann sagte sie gedehnt:

„Das sind die einzigen Zeilen, welche Herr Sinclair an seinen Sohn gerichtet hat.“

Ringmann nahm den Zettel aus dem Buche, entfaltete ihn und las laut:

„Mein Sohn!

Ich vergebe Dir, wie Gott mir vergeben möge. Lies fleißig in dieser Bibel, laß kein Blatt derselben unbeachtet, und befolge die weisen Lehren, welche das ehrwürdige Buch enthält, und die Fingerzeige, die ich noch besonders für Dich hineinnotirt habe. Du wirst das Glück Deines Lebens dadurch begründen, wenn Du es noch nicht gefunden haben solltest.

Dein Vater

Jean Marie Sinclair.“

„Der alte Herr war sehr fromm, aber, wie es scheint, nur in den letzten Monaten bevor er starb,“ sagte Frau Mucksel mit wiederholtem Kopfnicken, „denn früher ließ er manchmal, besonders des Nachts, wenn er umging, allerlei unchristliche Worte fallen. Nun, Gott hab' ihn selig!“

Mit diesem Ausruf langte Frau Mucksel nach der Bibel, um sie wieder an ihren früheren Platz zu stellen.

Ringmann hatte das Blatt nachdenklich zusammengefaltet und in das Buch zurückgelegt, welches er nun schloß. Aber er hielt es noch zurück.

„Das ist jedenfalls eine recht gottesfürchtige Ermahnung, Frau Mucksel,“ sagte er salbungsvoll und mit scheinheiliger Miene, „eine Ermahnung, die dem alten

Herrn zur Ehre gereicht, mag er nun ein Heide gewesen sein oder nicht. Möchten Sie wohl," fuhr er in gleichgültigem Tone fort, „mir dieses Buch überlassen?"

„Das geht nicht!" entgegnete die Alte und bemächtigte sich der Bibel durch einen raschen Griff. „Ich habe dem alten Sinclair einmal versprochen," setzte sie hinzu, indem sie zum Regal ging und die Bibel wieder zu den anderen Büchern stellte, „den ganzen Plunder seinem Sohne zu überliefern. Vielleicht daß er doch noch lebt und etwas von sich hören läßt!"

„Das ist denn auch endlich geschehen, Frau Mucksel!" antwortete Ringmann, welcher bei der etwas derben Handlungsweise der Alten keine Miene verzogen hatte, mit vielem Phlegma.

Die Alte drehte sich rasch herum.

„Was sagen Sie da?" rief sie erstaunt.

„Der Sohn des Herrn Sinclair lebt," fuhr Ringmann fort, „und hat sich in einem Schreiben, das aus Liverpool in England datirt ist, an die hiesige Polizeibehörde gewendet. Da lesen Sie."

Ringmann zog bei diesen Worten aus der Brusttasche seines grauen Rockes einen erbrochenen und mit Poststempeln versehenen Brief hervor und hielt ihn der Alten hin.

Frau Mucksel stand in hohem Grade überrascht da. Dann schlug sie die riesigen Knochenhände aneinander und rief:

„Ist es möglich? Nach dreißig Jahren kommt der Sohn meines Herrn zum Vorschein?! Ja, ist es denn zu glauben?! Ich hielt ihn längst für vermodert! Wo in aller Welt hat er denn so lange gesteckt?"

„Darüber sagt das Schreiben nichts!" entgegnete Ringmann, der Alten noch immer den Brief hinhaltend. „Aber nehmen Sie doch und lesen Sie selber."

Frau Mucksel, die sich noch immer nicht völlig von ihrer Ueberraschung erholen konnte, nahm den Brief mechanisch entgegen. Nachdem sie ihrem Erstaunen noch durch verschiedene Ausrufe Luft gemacht hatte, kehrte sie zum Bücherregal zurück, nahm von dem obersten Brette desselben ihre Brille herunter, und trat dann zum Tisch, auf welchem das Licht stand.

Ringmann verfolgte jede ihrer Bewegungen mit Aufmerksamkeit, doch ohne sich vom Platze zu rühren.

Die Alte betrachtete, nachdem sie ihre Brille aufgesetzt hatte, einige Augenblicke hindurch die Außenseite des Briefes, besonders das Siegel und die Postzeichen. Ihre runzligen Züge drückten noch immer eine Art ungläubigen Erstaunens aus.

„Ja, ja," murmelte sie kopfschüttelnd, „da steht es freilich geschrieben — An die löbliche Polizeibehörde in Hamburg. — Ich darf also den Brief lesen?" fuhr sie, zu Ringmann gewendet, fort.

„Ich gab Ihnen denselben ja zu diesem Zwecke," entgegnete Ringmann lächelnd.

Frau Mucksel entfaltete das Schreiben und begann nach Art jener Leute, welche im Lesen nicht sehr geübt sind, laut und langsam zu lesen:

Eine löbliche Behörde

wird ergebenst vom Unterfertigten ersucht, ihn gefälligst davon benachrichtigen zu wollen, ob sein ohne Zweifel seit längerer Zeit verstorbener Vater, Jean Maria Sinclair, aus Frankreich gebürtig und später Hamburger

Bürger, bei seinem Ableben zu Gunsten des Unterfertigten, der seit dreißig Jahren aus seiner Vaterstadt abwesend, ein Testament hinterlassen habe, und ob in solchem Falle der Nachlaß so beträchtlich sei, daß es sich für ihn der Mühe lohne, eine Reise nach Hamburg anzutreten; auch hat sich Unterfertiger nur deßhalb gehorsamst erlaubt, sich an die löbliche Behörde zu wenden, da er nicht weiß, ob von den Personen, welche mit seinem Vater vor dreißig Jahren in Verbindung standen, noch Jemand am Leben sei. Das in Hamburg für Erbschaftsangelegenheiten bestellte Gericht dürfte über diese Angelegenheit einige Auskunft geben können, namentlich über gewisse, schon während der Anwesenheit des Unterzeichneten in Hamburg von dem Vater versiegelte Papiere, welche dieser mit besonderer Sorgfalt bewahrte, wie sich der Gefertigte recht gut erinnert, und die, wie sein Vater ihm einst mittheilte, bevor noch ein unseliger Zwiespalt Vater und Sohn von einander trennte, für den Letzteren von größter Wichtigkeit sein sollten.

Der Unterfertigte bittet eine löbliche Behörde, entschuldigen zu wollen, daß er sich in dieser Angelegenheit an sie gewendet hat, und ist bereit die Kosten tragen zu wollen, welche der Behörde durch ihre Bemühung in seiner Angelegenheit verursacht werden sollten.

Einer baldigen Nachricht sieht ergebenst entgegen

Charles Antoine Sinclair.

Adresse: Lancasterstreet Nr. 14.

Liverpool, den 7. Juli 1850.

Als Frau Muckfel den Brief zu Ende gelesen hatte, faltete sie ihn mürrisch wieder zusammen und gab ihn

Ringmann zurück. Dann nahm sie ihre Brille ab, warf sie auf den Tisch, und sagte mit ziemlich rauher Stimme:

„Ich weiß nicht, was die Leute wollen! Auch dieser Herr Sinclair faselt von Papieren!“

„Sie sagen „auch,“ Frau Muckſel? Sind denn noch Andere bei Ihnen wegen verschiedener Papiere erschienen, welche der alte Sinclair, wie man behauptet, hinterlassen habe?

„Ich erzählte Ihnen ja vorhin, daß jener Herr Falck gleich nach dem Tode meines Herrn sich einstellte, und angeblich nach seinen Briefen forschte. Ich glaube immer, er hatte sein Augenmerk auch auf etwas Anderes gerichtet. Dann sind im Laufe der Jahre mehrere Erkundigungen bei mir gemacht worden, die alle nach einem Ziele wollten. Zuerst — ich glaube vor sechszehn Jahren schon, ja, es war im Jahre 1834, ein Jahr nach dem Tode meines Herrn — da stellte sich ein langer, hagerer, gelblich aussehender Mensch bei mir ein. Ich erinnere mich seiner noch ganz gut, ich habe ein herrliches Gedächtniß, er nannte sich Simoni und war ein Italiener. Ich glaube, der Mensch war weiter nichts als ein Kunstreiter, und doch behauptete er, und wies es auch nach, daß er die Enkelin jenes vornehmen Mannes geheirathet habe, bei dem Herr Sinclair vor langen Jahren Kammerdiener gewesen. Er verlangte von mir Aufschluß über Papiere meines seligen Herrn, von denen ich doch nichts wußte, er wollte mich sogar durch Advokaten und Gerichte in die Enge treiben. Aber ich konnte doch am Ende nichts Anderes aussagen, als was Sie jetzt von mir erfahren haben, mein Herr, nämlich daß ich nichts wisse! Also

dieser Simoni war der Erste. Ich hörte nichts weiter von ihm, nachdem er sich durch einige Wochen vergeblich bemüht hatte. Ich glaube, er war weit hergereist gekommen und ging dann wieder von Hamburg fort."

„So, so. Und Sie sagten, daß sich noch andere Leute bei Ihnen erkundigten?"

„Freilich. Vor zehn Jahren etwa schickte mir eine alte Französin, die sich Duriveau nannte, und damals in Wien lebte, einen Anwalt in's Haus, der mich ausforschen und Gott weiß was für Papiere und Geheimnisse von mir erpressen sollte. Ich trumpfte ihn ab und wies ihn an die Behörde. Drei Jahre später kam die alte Frau selber, — sie lebt, glaube ich, noch in Hamburg und treibt ein verdächtiges Gewerbe. Sie wollte von Neuem allerlei bei mir auskundschaften, es nutzte ihr aber nichts, ich hatte ihr ja nichts zu sagen, und wies ihr am Ende die Thür. Seitdem vergeht kein Jahr, daß nicht allerhand mehr oder minder listige Versuche von ihr angestellt worden wären, sich an mich zu drängen, manchesmal durch sie selber, und bisweilen auch durch Andere, die sie abgeschickt. Ich hatte daher anfänglich auch Mißtrauen gegen Sie, mein Herr."

„Sie werden mir doch jetzt glauben, nun Sie den Brief gelesen haben, daß ich völlig berechtigt sei, bei Ihnen Erkundigungen einzuziehen, und daß solche diesesmal von ganz anderer Seite als die früheren ausgegangen?" fragte Ringmann lächelnd.

„Ja, ja," entgegnete die Alte in weniger mürrischem Ton, „und ich habe Ihnen daher auch willig Ihre Fragen beantwortet, was sonst nicht würde der Fall gewesen sein!

Denn, weiß Gott, diese heimlichen Nachforschungen und verdeckten Auskundschaftereien sind mir überlästig geworden, das können Sie mir glauben, und ich habe es allein deßhalb schon bereut, daß ich einst in Herrn Sinclairs Dienste trat, und mehr noch fast, daß ich die Erbschaft angetreten!"

„Weßhalb denn das Letztere?"

„Weil der Besitz des Hauses an gewisse Bedingungen geknüpft ist."

„An gewisse Bedingungen?"

„Ja, denn in der Schenkungsurkunde, die der alte Herr Sinclair mir übergab, heißt es, das Haus gehöre mir nur unter der Bedingung, daß ich es weder verkaufe, noch irgend das Geringste daran oder an dem Garten verändere. Nach meinem Ableben, heißt es ferner, falle das kleine Besitzthum meinen Erben zu, aber auch sie dürften vor Ablauf von fünzig Jahren das Haus weder veräußern, noch eine Veränderung an irgend einem Theil des Erbes vornehmen lassen. Was sagen Sie dazu?"

„Der Verstorbene muß seltsame Grillen gehabt haben!" versetzte Ringmann lakonisch.

„Ja, wahrhaftig, das hatte er!" betheuerte Frau Muckfel lebhaft — „Ich habe noch darunter zu leiden. Der alte Kasten, in dem ich jetzt wohne, ist baufällig geworden, und ich darf es nicht einmal wagen, daran eine Reparatur vornehmen zu lassen. Ich hätte gern den Garten umgearbeitet, denn er gefällt mir schon längst nicht mehr so wie er ist, aber das geht ja auch nicht, laut der Schenkungsurkunde! Höchstens einige Jahre nur noch kann ich unter diesem Dache bleiben, denn

später müßte ich täglich befürchten, daß mir der ganze Kasten über dem Kopfe zusammenstürze. Und was werden meine Verwandten dermaleinst davon haben? Ich sage Ihnen, meine ganze Erbschaft ist eigentlich keinen rothen Pfifferling werth, ich bin kaum besser daran als der junge Herr Sinclair mit seinen abgenutzten Büchern da!"

Die Alte ging mit großen und dröhnenden Schritten unmuthig einmal im Zimmer auf und nieder, und blieb dann wieder vor Ringmann stehen.

Dieser rückte seine farbige Brille so zurecht, daß er darüber hinwegschielen konnte, legte dann den Stockknopf an die Nase und sagte in nachlässigem Tone:

„Wenn Sie nun aber diese Bedingungen nicht hätten erfüllen wollen, oder ihre Verwandten unter solchen Umständen das Erbtheil nicht antreten möchten? In der Schenkungsurkunde müssen doch diese Fälle auch vorgesehen sein!"

„Dann," erwiderte Frau Mucksel, „würde das kleine Erbtheil den etwaigen Nachkommen des Grafen von Valdremont oder, falls keine solche mehr am Leben, dem Hamburger Waisenhause unter denselben Bedingungen zugefallen sein oder noch zufallen, so steht es in der Schrift, die ich habe."

„So, so!" sagte Ringmann nachdenklich. — „Der Sohn des Herrn Sinclair ist also dabei vollständig umgangen. Hm, sein Erbtheil beschränkt sich also nur auf jene Bücher?"

„Ich habe Ihnen das schon vorhin gesagt!" antwortete Frau Mucksel, wiederum mit einiger Ungeduld.

„Und ich wiederhole meine Frage von vorhin noch einmal, liebe Frau, denn ich stehe hier, bedenken Sie das wohl, gewissermaßen im Namen des abwesenden Herrn Charles Antoine Sinclair, — hat Ihnen der verstorbene Herr keine Papiere für seinen Sohn anvertraut?"

„Keine! Ich habe das bereits vor sechzehn Jahren dem Herrn Simoni gegenüber ausgesagt."

„Dem Herrn Simoni gegenüber waren Sie vielleicht zum Schweigen verpflichtet, dem Sohn Ihres Herrn aber, oder seinem Vertreter —"

„Ich kann Ihnen auch nichts Anderes sagen!" unterbrach ihn die Alte trotzig.

„Sie werden das eidlich zu bekräftigen haben, Frau Muckfel! Man wird Sie gerichtlich vernehmen müssen!"

„Das hat man bereits vor sechzehn Jahren auch gethan!" antwortete die Alte störrisch — „Glauben Sie, ich fürchte mich davor? Ich bin eine ehrliche Frau! Ich habe weder ein Geheimniß vor Andern zu hüten, noch dem Sohne meines seligen Herrn anzuvertrauen. Wenn es sein muß, beschwöre ich das vor der Polizei, obgleich ich, wie gesagt, nicht gern mit dieser zu thun haben mag. O, mein Gott," fuhr sie mißmuthig fort, „wann werden einmal diese ewigen Scherereien des armen Herrn Sinclair wegen aufhören?! Man läßt ihm im Grabe keine Ruhe, und er war doch, wie ich fest glaube, ein rechtschaffener Mann! Man konnte ihm doch bei seinen Lebzeiten, trotz mancher Verläumdung, nichts anhaben! Ich lasse ihm darum auch nichts Uebles nachreden, verstehen Sie mich, mein Herr?"

„Ich verstehe so viel," entgegnete Ringmann gelas-

sen, „daß Sie doch wohl mehr über Ihren Herrn wissen, als Sie sich während unseres Gesprächs den Anschein gegeben haben, liebe Frau. Doch lassen wir das dahingestellt. Die Behörde hat Herrn Sinclair in Liverpool eine Antwort auf sein Schreiben zu geben, sie wird sich dieser Tage bei den betreffenden Gerichten informiren, ob sich Alles im Uebrigen so verhalte, wie Sie ausgesagt haben, und dann Herrn Sinclair davon in Kenntniß setzen.

„Dann dürfte es zu gleicher Zeit gut sein," ergänzte Frau Muckfel mit höhnischem Ausdruck, „wenn die Behörde erstens Herrn Sinclair rathen möchte, sich nicht wegen einiger armseliger Bücher herüberzubemühen, und zweitens allen den schnüffelnden Nachforschern ein Ziel setzen wollte, die noch immer die Ruhe einer armen alten Frau stören, und sie von Zeit zu Zeit umschleichen, als sei sie eine Verbrecherin, deren Treiben man nicht so leicht auf die Spur kommen könne!"

„Frau Muckfel," entgegnete Ringmann ernst, „ich hoffe, Sie verwechseln eine Auskunft, welche die Behörde das Recht hat, von Ihnen zu verlangen, nicht mit" —

„Ja, ja, ich sehe es ein," unterbrach ihn die Alte, „es ist diesesmal etwas Anderes. Aber jetzt sind wir doch fertig mit einander, nicht wahr, mein Herr?" fuhr sie in entschiedenem Tone fort.

Sie ergriff zu gleicher Zeit das Licht, und gab dadurch Ringmann deutlich genug zu erkennen, daß sie bereit sei, ihm sofort zur Hausthür zu leuchten.

Ringmann schien einzusehen, daß er durch ein längeres Bleiben und Inquiriren auch nicht mehr von der

Frau erfahren werde, als sie bereits ausgesagt. Er erhob sich daher anscheinend befriedigt von seinem Stuhl und sagte mit freundlicher Miene:

„Ich danke Ihnen, liebe Frau, daß Sie mir so bereitwillig Auskunft gegeben, und bitte Sie nochmals, zu entschuldigen, daß ich Ihnen so spät beschwerlich fallen mußte. Wir werden also Herrn Sinclair schreiben, ihm Alles auseinandersetzen, und dann mag er über sein kleines Erbtheil nach Gutdünken verfügen. Jedenfalls werden Sie von ihm oder uns eine Nachricht erhalten. Gute Nacht!"

Während Ringmann der Thür zuschritt, die zum Flur führte, ließ er nochmals seine schielenden Augen über das ganze Zimmer gleiten. Es hatte den Anschein, als wolle er sich genau einprägen, wo alles in der kleinen Stube Befindliche stehe. Er warf noch insbesondere einen Blick auf das Bücherregal bevor er den Flur betrat.

Die vorsichtige Alte, welche mit dem Lichte an der Thür stehen geblieben war, ließ den vermeintlichen Polizeibeamten vorausgehen und schlurrte dann hinter ihm drein, nachdem sie die Thür der Stube geschlossen hatte.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Wo stecken die Millionen der Valdremonts? — Die geheimnißvolle Bibel. — Der Abenteurer kommt dem Gauner zuvor.

Kaum sah der Baron, welcher, wie wir wissen, am Fensterladen lauschte, den Lichtglanz verschwinden, als er sich hastig vom Fenster entfernte und sich lautlos der Thür näherte, die vom Flur in den Garten führte. Er sah durch das Schlüsselloch und gewahrte, wie das Paar, noch immer im Gespräch begriffen, am Eingang des Hauses stehe.

Unser Abenteurer hatte jedes Wort verstanden, das Ringmann und die Alte mit einander im Zimmer wechselten, auch war ihm nicht das leiseste Mienenspiel der Beiden entgangen. Was sie nun dort an der Hausthür noch mit einander redeten, konnte nur noch Unbedeutendes sein. Er hatte genug erfahren und blieb nur noch mit den Augen am Schlüsselloch, um sich zu vergewissern, daß Ringmann sich entferne.

Nachdem er gesehen und gehört, wie die Alte aufgeschlossen, der Gauner sich verabschiedet und sodann Frau Muckſel die Hausthür wieder mit Kette und Schlüssel versperrt, huschte er rasch zur Seite in ein nahes Gebüsch, zog dort seine Stiefeletten an und beobachtete einige Augenblicke das Haus.

Ihm kamen während dessen allerlei Gedanken.

Aus der ganzen, von ihm belauschten Unterhaltung war ihm klar geworden, daß es sich hier um die Enthüllung eines wahrscheinlich großartigen Betruges handle,

dessen man den verstorbenen Sinclair verdächtig hielt, an den Nachkommen des unglücklichen französischen Grafen verübt zu haben, vielleicht in Gemeinschaft jenes Kaufmannes Falck, der, wie die Alte mittheilte, so ängstlich nach seinen Briefen geforscht hatte.

Daß Ringmann nicht im eigenen Interesse aufgetreten, sondern nur im Auftrage der alten Kartenlegerin, jener Duriveau, deren Frau Mucksel auch erwähnte, dessen war unser Abenteurer gewiß.

Wie ein jäher Blitz durchzuckte ihn der Gedanke, daß die Hexe von der Marktstraße vielleicht die durch viele Schicksalsschläge gänzlich verkommene Tochter jenes Grafen sein könne. Wer war dann das schöne junge Mädchen, welche die Alte Marie genannt hatte, und die sie so sorgfältig hütete? Führwahr, die Alte, so dünkte ihn, hatte nichts Vornehmes in ihrem Wesen, doch desto mehr das schöne Kind.

Und eines Italieners Simoni war in dem Gespräche erwähnt worden. Der Baron erinnerte sich, den Namen bereits gehört zu haben, nnd zwar in letzterer Zeit. Und es fiel ihm plötzlich ein, daß der Clown Faribol, sein Schützling, von einem Kunstreiter Simoni erzählt hatte, der den armen Spaßmacher um sein ganzes Hab' und Gut gebracht habe und dann nach Amerika durchgegangen sei. Dieser Simoni war also vielleicht der Schwiegersohn der Kartenlegerin. Dann konnte jene Marie auch recht wohl das Kind jenes Mannes sein, das in die Obhut der Großmutter gegeben worden. Nach dieser Voraussetzung war das junge Mädchen, falls ihre Mutter nicht mehr leben sollte, nach dem Ableben der Alten, das

vielleicht bald erfolgen konnte, der einzige Abkömmling des gräflichen Geschlechtes, die einzige Person, welche Ansprüche erheben konnte auf ein etwa unterschlagenes Vermögen ihres Urgroßvaters, falls überhaupt die gräfliche Familie Reichthümer besessen hatte.

So viel stand fest, daß die Nachkommen irgend einen wohlbegründeten Verdacht haben mußten, denn sie hatten nach dem Tode Sinclairs ja allerlei, wiewohl erfolglose Versuche gemacht, die Bestätigung ihrer Vermuthungen an's Tageslicht zu bringen. Ohne Zweifel mußte schon die Tochter des Grafen vor langen Jahren, als der alte Sinclair noch lebte, einen Prozeß gegen ihn nutzlos geführt haben, denn Frau Mucksel hatte ja die Worte fallen lassen, daß man ihrem Herrn, trotz mancher Verläumdungen, nichts habe anhaben können.

Wenn in der That im Jahre 1791 dem Kammerdiener, oder im Beisein desselben jenem Kaufmann Falck, von dem Grafen große Summen übergeben worden, — so fuhr unser Baron in seinen Betrachtungen fort — und falls nicht Sinclair allein der Verbrecher gewesen, dieser und der Geschäftsmann den Betrug ausgeführt hatten, so mußte Sinclair doch bei seinem Ableben ein beträchtliches Vermögen hinterlassen haben, eben weil es geheißen hatte, daß er sehr geizig gewesen sei, oder wenigstens sehr dürftig gelebt habe.

Wo aber steckte dieses Vermögen? Was konnte Sinclair damit angefangen haben?

Seinem Sohne hatte er es nicht überliefern können, denn dieser war, als der ehemalige Kammerdiener sein Ende herannahen fühlte, nach der Aussage der Frau Mucksel, bereits seit dreizehn Jahren verschollen.

Der Vater hatte entweder seinen leichtsinnigen Sohn davongejagt, oder dieser war freiwillig durchgegangen, jedenfalls mußte Unfrieden ihre Trennung verursacht haben. Deßhalb aber ließ sich am Ende noch nicht annehmen, daß der alte Sinclair nicht sollte darauf bedacht gewesen sein, dem Sohne, der doch noch immer am Leben sein und in die Heimath zurückkehren konnte, dasjenige sicher zu übermachen, was er insgeheim von den etwaigen Reichthümern der gräflichen Familie verborgen gehalten.

Auf gerichtlichem Wege konnte er solchen, vielleicht außerordentlich bedeutenden Nachlaß seinem Sohne um so weniger sichern, als Sinclair von den Nachkommen des Grafen bereits Beschuldigungen widerfahren waren, die wohl nicht nur wegen Mangel jeglichen Beweises von Seiten der Ankläger, sondern auch dadurch mochten entkräftet worden sein, daß der ehemalige Kammerdiener, wie Frau Muckſel behauptet hatte, bis zu seinem Ableben ein höchst eingeschränktes, fast armseliges Leben führte.

Sinclair hatte also, aller Wahrscheinlichkeit nach, auf etwas Anderes denken müssen.

Er mußte — so folgerte der Baron weiter — jene Reichthümer in seinem kleinen Hause, etwa unter irgend einem der Fußböden, in einer der Wände verbergen, oder vielleicht gar, der Feuersgefahr wegen, im Garten eingraben. Dann galt es, da der Sohn abwesend, die kleine Besitzung einer Person unter Bedingungen zu vermachen, welche einen Umbau des Hauses oder eiue Umgrabung des Gartens verhinderten. War nicht das Letztere geschehen, durch Frau Muckſels Aussage erwiesen?

Wodurch aber nun konnte Sinclair dem etwa rück-

kehrenden Sohne sein Geheimniß kundgeben, ohne es an eine dritte Person zu verrathen? Jedenfalls doch nur durch einige Zeilen, einen Fingerzeig, und dieser konnte am Ende nur in demjenigen niedergelegt sein, welches dem Sohne als einziges Erbtheil ausgeliefert werden sollte, — in den Büchern.

Des Barons Folgerungen waren, so gewagt sie auch erscheinen mögen, nicht ohne eine gewisse Logik.

Er sagte sich ferner, daß der schlaue Ringmann wahrscheinlich von ganz gleichen Vermuthungen ausgegangen sei, als er sich von der Alten die Bibel ausbat, in der er das Schreiben Sinclairs an seinen Sohn und allerlei auf den Rand der Blätter Gekritzeltes vorgefunden hatte.

„Solche Gaunernaturen haben oft einen seltsamen Instinkt!“ murmelte der Baron vor sich hin — „Ich sah ganz deutlich, wie Ringmann eine gewisse Gier zu bemeistern strebte, als er diese Bibel durchblätterte. Vielleicht ist in ihr der Schlüssel zu dem ganzen Geheimniß zu finden, vielleicht leitet irgend etwas von dem Gekritzel zu einem fabelhaften Schatze! Ich bemächtige mich dieser Bibel und durchstöbere sie auf's Gerathewohl! Wer weiß, — ich bin einmal im Zuge, wie es scheint, die Geheimnisse aller Welt zu erfahren, — vielleicht gelingt es mir, auch hinter dieses zu kommen!“

Der Baron war bis zu diesem Resultat seines Ueberlegens im Fluge gelangt. Und nun er so weit gekommen, schien es ihm rathsam, sich rasch in den Besitz des Buches zu setzen, denn eine Ahnung und weiteres Nachdenken sagten ihm, daß Freund Ringmann sich zweifelsohne noch

in selber Nacht und in gleicher Absicht hierher schleichen werde. Es war ihm nicht entgangen, wie der Hundedressirer die Fenster mit verstohlenem Blick geprüft hatte, als er dort im Zimmer gesessen, und wie er sorgsam umhergeschaut, als er dieses verlassen.

Unser Abenteurer entschloß sich daher, ohne Verzug zu handeln. Von seinem, dem Hause nahen Versteck aus hatte er ganz deutlich das Schlurfen vernommen, welches die Pantoffeln der Frau Mucksel verursachten, als sie über den Hausflur schritt und die Treppe in den ersten und einzigen Stock ihres Häuschens hinanstieg. Dort hatte er noch einige Augenblicke hindurch einen Lichtschein an den Fenstern gewahrt. Dieser war jetzt erloschen, Frau Mucksel hatte sich also jedenfalls wieder schlafen gelegt.

Der Baron verließ daher rasch das Gebüsch, ließ eine Secunde lang den Falkenblick rings umher schweifen, und schlich dann zu dem Fensterladen hin, an dem er zuvor gelauscht hatte. Er versuchte, den Laden kräftig an sich zu ziehen, doch that er es mit Vorsicht, um nicht ein allzugroßes Geräusch zu verursachen. Es gelang ihm, mit ziemlicher Leichtigkeit und ohne sonderlichen Lärm den morschen Laden behutsam zu sprengen.

Während dieser Beschäftigung fiel der volle Schein des am Firmament höher gerückten Mondes auf unseren Abenteurer und das Fenster.

Als der Laden geöffnet war, fand der Baron, daß in einer der Scheiben eine Ecke ausgebrochen sei. Er griff daher mit einem Finger in diese Lücke hinein, und drückte dann die Scheibe so vorsichtig ein, daß er das

Glas zwischen den Fingern behalten konnte. Dann legte er die Scheibe sachte zur Seite, öffnete nun auch das Fenster und schlüpfte in das Zimmer. Das Alles geschah kaum hörbar und mit erstaunlicher Behendigkeit.

Durch den geöffneten Laden fiel der Mondenglanz nur spärlich in's Zimmer, der Baron fand sich aber trotzdem augenblicklich zurecht, da in der kleinen Räumlichkeit jetzt eigentlich nur ein Halbdunkel herrschte. Er tappte daher rasch zum Regal, schob eilig den Vorhang hinweg und griff nach der Richtung hin, wo beiläufig, wie er sich genugsam gemerkt hatte, das betreffende Buch von der ehemaligen Wirthschafterin Sinclairs mußte hingestellt worden sein.

Der Baron fühlte denn auch gleich ein dickleibiges Werk unter seinen tastenden Fingern. Er nahm es, eilte damit zum Fenster und schlug es im Mondschein auf, — er hatte keinen verkehrten Griff gethan, er hielt die bewußte Bibel in seinen Händen.

Hurtig verbarg er das umfangreiche Buch, das er nicht in seine Tasche schieben konnte, zwischen Weste und Brust, lächelte vor sich hin, und war mit einem Satz wieder zum Fenster hinaus.

Was ihn zu so raschem Handeln antrieb? Er wußte es selber nicht recht. Er that es in diesem Augenblick kaum aus Habgier, in der Hoffnung, sich einen Schatz anzueignen; waren ihm doch durch das Tagebuch des verstorbenen Barons, dessen Namen er jetzt führte, jedenfalls die glänzendsten Aussichten bei Wilford eröffnet, wenn auch seines Bruders Pläne fehlschlagen sollten. Vielleicht gönnte er gar, wenn Alles sich so verhielt, wie

er es sich ausgeklügelt hatte, dem Mädchen, welche einen so wunderbaren Eindruck auf ihn gemacht, die ihm geradezu imponirt hatte, das Glück, wenigstens zu einem Theil ihres rechtmäßigen Eigenthums zu gelangen, denn unser Abenteurer war, wie wir aus den Auftritten mit dem Clown zur Genüge wissen, nicht unempfänglich für edle Regungen. Und doch trieb es ihn, obwohl er überzeugt war, daß Ringmann als Emissair der Alten von der Marktstraße, also wohl indirect im Interesse jenes schönen Mädchens handle, das Vorhaben des Hundedressirers zu vereiteln. Er hatte ein unbestimmtes Gefühl, das ihm zuraunte, die Alte, welche er für die Tochter des guillotinirten Grafen von Valdremont hielt, habe sich möglicherweise Ringmann gegenüber nicht sicher genug gestellt, und sich in ihm einen Helfershelfer erwählt, der sie schließlich betrügen und nur für sich selber handeln könne. Der Baron hatte unzweifelhaft keine sonderlichen Rechtsbegriffe, auch lebte er, wie wir wissen, seit Jahren mit der größten Unbefangenheit vom Prellen Anderer, er ging ferner darauf aus, in nächster Zeit ohne Umstände einen Millionair zu rupfen, im Interesse seines Bruders vielleicht sogar, wie er selber argwöhnte, an einer Büberei theilzunehmen, und doch erfüllte ihn der flüchtige Gedanke, daß die gerechten Hoffnungen armer, vom Schicksal durch lange Jahre heimgesuchter Menschen vielleicht durch einen erbärmlichen Gauner vernichtet werden könnten, einen Moment lang mit lebhaftem Unwillen. Und diese Empfindung, so wie das Gefühl der Eitelkeit, das ihm sagte, er könne jetzt gewissermaßen gleich der Vorsehung in die Geschicke jener Menschen eingreifen,

mit denen er in Berührung gekommen, bildeten unstreitig in diesem Augenblicke die Hauptmotive seines Handelns und nicht, wie gesagt, die Gier nach verborgenen Schätzen. Es galt ferner, ein interessantes Geheimniß zu ergründen, und das Geheimnißvolle, durch welches die Fäden eines noch unenthüllten Verbrechens sich fast unmerkbar spinnen, übt einen eigenthümlichen und unwiderstehlichen Reiz auf das menschliche Gemüth aus, gleichviel, ob es schuldlos oder verwahrlost sei. Fügen wir das Interesse, welches die edle Erscheinung des jungen Mädchens unserem Abenteurer eingeflößt, und die Erinnerung an die Pläne hinzu, welche er in Bezug auf die Grafen Stolzendorf, oder eigentlich den Grafen Theodor, an die schöne Marie knüpfte, so ist es leicht erklärlich, daß der Baron, obwohl er sich dieses Alles im Augenblick nicht völlig klar machte, sich unwillkürlich angespornt fühlen mußte, die ganze Leitung der Angelegenheit, die Ringmann hatte betreiben sollen, im Stillen, und ohne daß eine menschliche Seele auf ihn hätte rathen können, an sich zu raffen.

Kaum hatte der Baron mit seinen Füßen den Kies berührt, als er vom oberen Theil des Häuschens her in leises Geräusch vernahm.

„Halt,“ sagte er sich, „die Alte schlief noch nicht als ich einstieg, sie hat etwas gehört und wird nun aufstehen!“

Anfänglich hatte er die Absicht gehabt, bevor er sich entferne, Fenster und Laden so sorgfältig zu verschließen, daß Ringmann, falls er sich noch einstellen mochte, nicht entdecke, es sei vor ihm Jemand dagewesen. Nun er aber Frau Muckfel deutlich sich rühren hörte, nun lag ihm vor Allem daran, daß die Alte, da er doch mit ihr vielleicht später in irgend einer Weise gar leicht in Be-

rührung kommen konnte, auch nicht einmal die Umrisse seiner Gestalt sehen und sich einprägen möchte. Er ließ daher Fenster und Laden offen wie sie waren und schlüpfte fast so lautlos wie sein Schatten zu der Planke, welche er vom benachbarten Garten überklettert hatte. Jetzt wollte er auf demselben Wege das Gärtchen der Frau Mucksel verlassen.

Als er sich aber dem spärlichen Buschwerk und der Bretterwand näherte, und sich bereits anschickte, zu der Letzteren sich emporzuschwingen, da vernahm er plötzlich von jenseit her äußerst leise, kaum hörbare Fußtritte und dazu ein schwaches Knistern und Rascheln, als ob Jemand im Garten drüben einige Zweige auseinander biege, um zur Planke zu gelangen.

„Da kommt Ringmann, oder mich soll der Teufel holen!" dachte sich der Baron, indem er in sich hinein lachte.

Unser Abenteurer horchte nur secundenlang, dann besann er sich nicht weiter, sondern warf einen flüchtigen Blick auf die Fenster des ersten Stockwerkes zurück, und schlich blitzgeschwind quer durch eine vom Mond beschienene Grasfläche des Gärtchens zur anderen Seite desselben, wo er lautlos hinter ein dunkles und ziemlich dichtes Gebüsch sich verkroch. Weder der vom benachbarten Garten Herbeischleichende, der noch nicht die Höhe der Bretterwand erklommen hatte, noch Frau Mucksel, welche muthmaßlich erst einen Fuß aus dem Bette setzte, konnten den vorsichtigen und gewandten Baron bemerkt haben.

Dieser lauerte regungslos hinter dem Gebüsch der Dinge, die da kommen würden.

Es vergingen wenige Secunden, da wurden jenseit über der Planke im Halbdunkel zuerst ein Panamastrohhut

sichtbar, dann ein ziemlich rundes Gesicht, und schließlich angelte eine vierschrötige Gestalt sich mit Händen und Füßen ziemlich schwerfällig zu der Kante der Bretterwand hinauf.

Der Baron hatte sich nicht getäuscht, es war richtig Ringmann, der es jetzt für gerathen hielt, der Frau Mucksel seinen heimlichen Besuch abzustatten. Er war auf der Straße hin- und hergeschlichen, und hatte ebenfalls, wie vorhin der Baron, auf das Auslöschen des Lichtes im oberen Stockwerk des Häuschens gewartet. Nachdem dieses erfolgt war, hatte er aber nicht, wie sein College, sogleich an's Werk gehen können. Er mußte jedenfalls, um in das Hintergärtchen zu gelangen, den Weg einschlagen, welchen vor ihm der Baron gewählt hatte. Aber das ging nicht auf der Stelle, denn zufällig entfernten sich um dieselbe Zeit mehrere Gäste aus dem benachbarten Landhause, um in die Stadt zurückzukehren. Ringmann mußte also warten, bis diese Leute sich etwa einige hundert Schritte entfernt hatten, und konnte dann erst in den Nachbargarten steigen. Dadurch kam es denn auch, daß er erst bei der Planke eintraf, welche die Gärten von einander trennte, als der Baron bereits den Gegenstand, nach dem auch des Hundedressirers Sinn stand, in sicheren Gewahrsam genommen hatte.

Ringmann rastete einen Augenblick auf der Kante der Bretterwand; er keuchte ein wenig, denn er war korpulenter und nicht so gewandt als sein ehemaliger College. Seine farbige Brille, die ihm höchstens am Sehen hinderlich sein konnte, hatte er bereits früher abgenommen, und er starrte nun mit seinen schielenden Augen zu der Rückseite des Häuschens hinüber, die jetzt völlig vom Mondlicht erhellt war.

Wie groß war sein Erstaunen, als er eines der Fenster jenes Zimmers geöffnet sah, in dem er vor wenigen Minuten mit der Alten gesessen. Sollte sie dieses Fenster und den Laden geöffnet haben, so dachte er sich, die vorsichtige, argwöhnische Frau? Er hatte obendrein gehört, wie sie die Treppe hinaufschlurrte, oben hatte er sogar ihren Schatten bemerkt und gesehen, wie sie das Licht auslöschte.

Er horchte. Vom Hause drang auch nicht das geringste Geräusch her. Er blickte im Garten umher, nichts rührte sich dort. Dieses offene Fenster erschien unserem Gauner störender fast, als ihm Kette und Riegel würden erschienen sein. Er hatte im ersten Augenblick nicht übel Lust, sich wieder in den Nachbargarten hinabzulassen, und sich in aller Stille davonzumachen. Unmittelbar darauf brachte er aber denn doch wieder seine Besorgniß zum Schweigen. Wie sollte die Alte auf die Idee gekommen sein, ihm einen Hinterhalt zu bereiten? Sie hatte ja sichtlich seine ganze Comödie für Ernst gehalten. Und im schlimmsten Falle hatte er es ja doch nur mit einem alten Weibe zu thun.

„Ich hätte der Alten drinnen doch mit Gewalt nehmen sollen, was ich haben wollte,“ murmelte er vor sich hin, „aber man schärfte mir ein, keine Gewalt zu gebrauchen! Warum habe ich mich an das Verbot gekehrt? Jetzt sitze ich da, und scheue mich vor dem offenen Fenster, wie ein Spatz vor der Vogelscheuche, und habe meinen Zweck noch nicht erreicht! Es ist zu dumm!“

Ringmann horchte noch einmal nach dem Häuschen hin und warf einen Blick durch den Garten.

„Ei was,“ murmelte er weiter, „ich will nicht nutzlos

meine Zeit verlieren und darüber nachgrübeln, wie es kommen mag, daß jenes Fenster da offen steht! Vorwärts!"

Er ließ seinen etwas plumpen Körper so sachte wie möglich von der Planke niederrutschen, dann schlich er auf den Zehen und äußerst vorsichtig umherspähend zu jenem Fenster.

Ein Blick genügte ihm, sich zu überzeugen, daß das Zimmer leer sei, in dem er zuvor mit Frau Muckfel gesessen. Dieser Blick ließ ihn aber auch zu gleicher Zeit die kunstgerecht zerdrückte Scheibe bemerken, ferner auf der Fensterbank ein wenig Gartenerde und endlich eine, wenn auch geringe Beschädigung am morschen Fensterladen.

„Zum Teufel," dachte Ringmann, „das sieht gerade so aus, als sei Jemand, während ich da vorn patrouillirte, hier hinten eingestiegen! Aber mir scheint doch Niemand dort zu sein! Und so viel ich im Halbdunkel erkennen kann, ist auch nichts im Zimmer, seit ich es mit der Alten verlassen, angerührt worden!"

Ringmann vermuthete nun, daß Jemand vielleicht einen Einbruch bei der Frau Muckfel bezweckt hatte, auch bereits in's Fenster gestiegen, doch durch das wenn auch leise Geräusch, welches Ringmanns Ersteigen der Planke verursacht haben mochte, oder noch eher vielleicht durch ein Geräusch im Häuschen selber, verscheucht worden sei.

Da jetzt übrigens Alles um ihn her lautlos war, so schickte sich nun unser Gauner um so rascher an, seinen Zweck zu verfolgen.

Mit größerer Behendigkeit, als er vorhin an der Planke entwickelt hatte, stieg er jetzt durch das Fenster in's Zimmer. Dort spähte er noch einmal hastig in alle Ecken, es war da Niemand versteckt, wie er anfänglich vermuthete.

Eilig schritt er nun dem Regale zu. Vor demselben

aber machte er Halt, zog schnell eine kleine Kapsel mit Wachszündhölzchen hervor und brannte eines derselben an. Dann hob er den Vorhang des Regales und suchte nach der Bibel.

Ein leiser Schreckensruf entfuhr ihm, als er den leeren Raum gewahrte, den noch kurz zuvor das dicke Buch ausgefüllt hatte. Hastig überflog sein Blick beim ungewissen Glanz des Wachskerzchens die verschiedenen Fächer des Regales, in denen im Ganzen etwa nur vierzig bis fünfzig Bücher aufgestellt waren. Die Bibel fehlte, Ringmann sah, daß er sich durchaus nicht täusche.

Er fuhr bestürzt einen Schritt zurück, sein rohes Antlitz erblaßte vor Zorn und Ueberraschung. So stand er einen Augenblick lautlos da.

Dann plötzlich durchschoß ein Gedanke sein Gehirn.

Noch brannte das Wachskerzchen in seiner Hand. Rasch bückte er sich zum Fuß des Regales nieder und leuchtete hastig den Fußboden entlang bis zum Fenster. Von diesem bis zum Regale sah er hier und dort, nur einem scharfen und geübten Späherblicke bemerkbar, einige Spuren frischer Gartenerde, die dort jüngst erst mußte hineingetreten sein. Bei diesem Anblick schlug sich Ringmann vor die Stirn und stieß einen lauten Fluch aus. Das Kerzchen fiel aus seiner Hand und erlosch auf dem Fußboden.

„Hölle und Wetter!“ rief er, in seiner Wuth jede Vorsicht vergessend — „Es hat Jemand mein Gespräch mit der Alten belauscht, und ist mir jetzt zuvorgekommen!“

Kaum war dieser Ausruf heraus, als sich ein heftiges Gepolter auf der Treppe des Häuschens vernehmen ließ. Zugleich ertönte die heisere Stimme der Alten kreischend und schlug ihr Hund lebhaft an.

Ringmann stürzte zum Fenster und sprang hinaus in den Garten. Als er diesen hastig durchkreuzte und zu der Planke eilte, um seinen Rückzug anzutreten, ward die Hinterthür des Häuschens entriegelt, sie flog mit lautem Knarren auf, Frau Muckfel erschien, mit ihren kräftigen Fäusten eine eiserne Stange schwingend. Sie besann sich nicht lange, sondern stürmte dem Fliehenden nach, der bereits die Höhe der Planke erklommen hatte. Unter einer Flut von Schmähungen schleuderte das energische Weib dem Gauner die Stange nach. Diese erreichte ihn nicht, sondern schlug klirrend an die Bretterwand und fiel schwer und dröhnend zu Boden. Ringmann aber verschwand blitzgeschwind in den nächsten Garten.

Während dieses geschah, die heftig erregte Frau zugleich um Hülfe rief und der Hund die Planke ankläffte, hielt der Baron es für gerathen, seinen Rückzug auf der andern Seite des Gartens ebenfalls, jedoch nach einer andern Richtung hin, anzutreten. Er gelangte unbeachtet, indem er über ein hohes Gehege wegkletterte, in einen anstoßenden Garten, und so durch noch andere Gärten zu einem Seitenweg der Landstraße. Hier griff er lachend an seine Brust, — die alte Bibel steckte dort noch wohlverwahrt. Vielleicht trug er, so jetzt leicht und wohlgemuth, eine Wünschelruthe auf dem Herzen, die Millionen aus der Verborgenheit zu zaubern vermochte!

Ende des zweiten Theiles.

Druck von F. Hoffschläger in Berlin.

[illegible]	50	h	
[illegible]	18	h	
[illegible]	6	h	
[illegible]	9	h	
[illegible]	3	h	
[illegible]	1	h	30
[illegible]	1	h	30
[illegible]	5	h	–
[illegible]	3	h	–
	96		
	6		
	162		